Alfred Friedmann.

Erlaubt und Unerlaubt.

Erlaubt und Unerlaubt.

Novellen und Skizzenblätter

von

Alfred Friedmann.

Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1886.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden.

Meiner Schwester
Marie,

meiner Schwägerin
Georgine

in Liebe

zugeeignet.

Erlaubt ist, was gefällt. Will das besagen,
Daß, was mißfällt, das Unerlaubte sei?
Ich brachte Jedem Etwas, Vielerlei,
Was Dem nicht recht, wird Jenem wohl behagen.

Mein Unerlaubtes wird man deutsch verklagen,
Französisch, spräch' es auch der Deutsche frei.
Doch thut nicht Index noth, noch Polizei,
Noch braucht mich die Kritik an's Kreuz zu schlagen.

Des trock'nen Tones ward ich manchmal müde,
Fügt' ein Novellchen ein, das, wenig prüde,
Mir nun das Herz der „höhern Tochter" raubt.

Doch immer fleht' ich auf der Schönheit Pfaden,
Die Wahrheit möge mich mit Gunst begnaden,
Nur was geschmacklos ist, bleibt unerlaubt!

A. F.

I.

Novelletten.

Ercole Regali, der Mönch von San Marco.

In seiner engen Klosterzelle saß, über ein Pergament gebückt, das er mit einer gold- und karminfarbenen Initiale zierte, Fra Ercole. Es war um die Zeit, da die glühende Beredsamkeit Savonarola's die Florentiner gegen die Handelskaiser von Medici aufstachelte. Wie die Leyer Orpheus' Thiere und Steine nach sich gezogen, so zog der Dominikanerprior von Sankt Markus, Savonarola, das Gold, prachtvolle Gewänder, Kunstgeräthe, Schmucksachen, antike Vasen, Statuetten der unsterblichen Zeitgenossen jenem Scheiterhaufen zu, der die Menschen von des Lebens Ueberfluß befreien sollte. Der Eiferer träumte ein katonisches Florenz. Er ahnte nicht, daß jedes seiner Flammenworte ein Scheit zu dem Holzstoß herbeizauberte, auf dem er seine große Seele auszuhauchen bestimmt war. — Fra Ercole hielt in seiner Arbeit inne und sah auf. Seine etwas müden Augen hafteten zunächst an den Kalkwänden seiner engen, viereckigen Zelle, die mit einigen noch in hellsten Farben glän-

zenden Fresken Fra Angelico's und Giotto's geschmückt war. Giotto! Vor zweihundert Jahren malte er als Hirte, im Freien, auf eine vergipste Mauer seines Dorfes. Wie ihn Fra Martino beneidete! Wie herrlich muß es sein, da drüben an den Abhängen von Fiesole und weiter in's blaue Gebirg hinauf, über das jetzt seine Blicke schweiften, die lauen Lenzlüfte einzuathmen, den Spielen der Böcklein und Widder zuzusehen, in den duftenden Thymian hingestreckt, oder auf einen Krummstab gelehnt, ein beneidenswertheres Szepter, als das des heiligen Vaters in Rom. —

Eben flatterte ein Schmetterling am Fenster vorüber. Es war ein Todtenkopf mit schwarzen und weißen Flügeln.

„Armer Dominikaner!" flüsterte Fra Ercole. Er verglich des Falters Kleid mit seinem frischen, weißen Ordenskleid, daran der schwarze Mantel und die dunkle spitze Kapuze. „Doch du bist frei, du kannst dich auf Lilien und Rosen, ach, auf eines Mägdleins hellleuchtende Schulter und ihr rothbraunes Haar niederlassen . . ." Der Bruder bekreuzte sich. Er schämte sich seiner sündhaften Gedanken. Dann fuhr er fort: „Und ich bin gefangen?" — Warum? Wie kam der herrliche junge Florentiner, der unter der härenen Kutte den stolzen Leib eines römischen Gladiators barg, dessen Kopf keinen Torso eines griechischen Meisters verunstaltet hätte, dessen Profil einem antiken Cameo glich, in die strenge Zelle zu Sankt Markus? —

Seine Eltern hatten sich gar lieb gehabt. Und als seiner Mutter, der schönen Paolina Regali, Stündlein kam, da sie ihn zur Welt bringen sollte, da gaben sie die weisen Aerzte auf und sprachen: „Sie wird nicht leben!" Aber

der zergrämte Vater stieß sie von sich, die Galene und Harpocratesse, und kauerte am Bette Paolina's nieder und faßte krampfhaft und doch vorsichtig die bleichen, feuchten Hände seiner Jugendgeliebten Paolina und bat leise, leise: Paolina mia, di' di si, sage „Ja!" Und sie schlug die furchtbar schwarzen, jetzt so matten Augen auf und fragte ganz erstaunt und kraftlos: „Zu was, Micchele Regali, zu was?" „Sage Ja; sage Ja!" wiederholte Micchele und so that sie seinen Willen und sagte Ja und Amen.

Darauf schwor der Vater, wenn Paolina doch durchkäme, solle das Kind geistlich werden, des Herrn sein. Und so ward über ein junges, selbstständiges Leben verfügt, das so kräftig, heiter und lebensfreudig begann, daß es gleich in der Wiege hätte zwei oder mehr Schlangen erdrücken können, weshalb ihm Micchele Regali den Namen Ercole gab. Und selbst der Name gefiel nicht im Kloster und man rief den königlichen Ercole: Fra Martino. Sie waren ja so fromm in Sankt Markus. Konnte doch noch jüngst ein Pabst den entarteten Orden Rom's die Florentinische Geistlichkeit, und besonders die Dominikanerbrüder des heiligen Markus, als Musterbilder höchster Sittenreinheit aufstellen. Hatte nicht der Maler der innigsten Gottgläubigkeit, Fra Giovanni Angelico da Fiesole das Kloster mit seinen unnachahmlichen Fresken geschmückt, pries man ihn nicht als die Zierde des Ordens? — Freilich, ein wenig später, ist jener Karmeliter, Fra Filippo di Tommaso Lippi, ein Wolf in weißwolligen Schafskleidern gewesen. Die schöne Lucia Buti aus altehrwürdigem Geschlecht war von dem Schüler des frommen Fiesoliner's geraubt, entführt

worden! Wieder schlug Fra Martino das Kreuz. Aber — er konnte dem Räuber im Kloster „delle Monache di Sa. Margherita“ nicht gram sein. Lange sann er über dessen Geschichte, Abfall und Bruch der Gelübde nach und — am Ende beneidete er den Todten.

Eine unendliche Unzufriedenheit kam über ihn. Wie, man hatte über ihn, über sein ganzes Leben verfügt, ehe er noch eine Person und im Leben war! Würde der Herr der Welt seine Mutter Paolina einen Augenblick früher zu sich berufen haben, wenn der Vater Micchele nicht jenes fürchterliche Gelübde abgelegt hätte. Wäre es nicht besser für ihn gewesen, sein Eintritt in dies für ihn so freudleere Sein hätte ihm zugleich auch das Ende bedeutet. Paolina litt später an Visionen und Hallucinationen. Damals, im Fieber, sah sie ihren Sohn leuchtend als eine mächtige Flamme, darauf erschien er ihr als ein prächtiges Licht, und endlich enthüpfte ihr sein Bild in Form eines Irrwischs. Die nachdenkliche Uebellaune des Priesters wider Willen gestaltete sich im Sinniren nach und nach ebenfalls zur visionären Vor= und Rückseherei. Das war ja ein Privilegium und Vermächtniß des heiligen Dominikus, von dessen Stirn eine die Menschen anlockende Leuchte ausgegangen sein soll, wie seine Taufpathin ihn im Traume mit einem glänzenden Stern am Scheitel erblickte. Fra Martino sah in die Vergangenheit, da von seinem Orden noch nichts bekannt war und Menschen doch nach dem Willen Gottes lebten. Er sah in die Zukunft und fühlte, daß man vor all den Gebräuchen und Vorschriften zurückschrecken und sie aufheben werde. Warum sollte er arm, keusch, gehorsam

sein, wenn es Millionen Wesen erlaubt war, Reichthümer rechtmäßig zu erwerben, ein ehrbares Weib zu freien und im Hause, vielleicht weiter hinaus zu gebieten? Wem nützte es, wenn er gegürtet und in Lederstiefeln auf einem Brett, oder einem Bündel Stroh schlief? Seine Eltern wußten von alle dem nichts, sie hatten ihres Daseins Stunden genossen, mit welchem Rechte nahmen sie ihm alle Freuden der Erde und gaben ihm doch das Leben? Er strengte seinen Geist an und konnte nichts Gottgefälliges in der Abtödtung des Fleisches, in den furchtbaren Strafen sehen, die ein Mensch dem anderen zuurtheilte, weil dieser ein von Jenem geschaffenes Gelübde brach. Wem that es gut, wenn ein Mönch den andern geißelte? Was war für ein gottgefälliges Werk darin, hunderte von „Ave Maria" und „Paternoster" an den Kugeln des Rosenkranzes, einer Erfindung des Ordensstifters, herzusagen? Hatte Gott Geduld, darauf zu hören? Konnte man in der Zeit nichts Besseres, Wichtigeres thun? Hundertmal hat Filippo Lippi Lucia Buti's Mund geküßt .... war das nicht besser? .... Oder auf den Universitäten gelehrte Männer Wissenschaft predigen, Weisheit lehren hören!

Statt dessen die altbekannten Litaneien, dieselben Kapitel .... War es würdig, mit denen vom Orden des heiligen Franziskus um die Wette zu betteln? Wozu Fasten, wenn der Magen hungert, Nachtwachen, wenn Schlaf, Vergessen schon irdische Seligkeit ist? Und weiter hinaus sah er: Die Macht, durch Beichte und Absolution in die Hand sterblicher Nebenmenschen gegeben, diese ihren verderblichen Einfluß auf die Familie übend — er ahnte seinen Orden

als den Führer der Inquisition, Hunderttausende verbrennend, die Seelen Derer verdammend, die ihn, den Orden, nicht zum Testamentsvollstrecker ernannten, und zwischen den Scheiterhaufen sah er den Dominikaner Clément als Königsmörder hervorgehen!

Ihn schauderte.

Er schloß die Augen. Und da trat vor ihn ein Bildniß seiner Jugend. Ein Mädchen in langem, weißem, wallendem Kleide, schön, wie Beatrix dem Dante, oder Laura dem Petrarc erschienen. Sie war im Nachbarhause aufgewachsen, er hatte mit ihr gespielt, sie auf seinen Knieen geschaukelt, ein guter Engel war sie dem stets raschen, heftigen Knaben und Jüngling Ercole gewesen. Dann, als ihre Eltern starben, kam sie zu einer Verwandten nach Fiesole und da Paolina und Micchele, ihres Gelübdes gedenk, den angehenden Herkules im Sinne ihres thörichten Versprechens erzogen, hatte er sie eine Zeitlang aus den Augen verloren, vergessen. Vergessen, so wie die durchsichtigen Wasser eines Bergsees den Diamanten von unschätzbarem Werthe vergessen, den ein Fliehender vor Feinden hinab in die unergründliche Tiefe geworfen. Die Fluth umgiebt ihn ganz, hält ihn fest, und wenn Stürme die Klarheit des Spiegels auch trüben — der Demant ist da!

Mitten in Ercole's düstere Grübeleien stieg dieses Lichtbild vor dem Dominikanermönch auf, die Zelle wie eine hereinleuchtende Morgensonne vergoldend. Er breitete die Arme nach ihm aus und rief, sich und den Ort vergessend, an dem er sich befand: „Serafita, Serafita!" Der Klosterbruder der Nachbarzelle steckte den Kopf durch das

niedrige Fenster, durch welches Einer den Andern stets beobachten konnte und mußte, und fragte, was Fra Martino von der Gebenedeiten wolle? Er glaubte, er riefe die Mutter Gottes mit diesem Namen. Er sah aber nur den Gefährten im Staube vor einem Kruzifix liegen, anscheinend in brünstigstem Gebete. Thränen entströmten dessen Augen, er schlug sich die Brust und bat Gott, den Allmächtigen, Allsehenden, um Rettung vor sich selbst, oder Befreiung aus der aufgezwungenen Sklaverei. „Herr," betete Fra Martino, „wenn ich Dir besser dienen kann, als hier, allwo ich murre und wider den Stachel löcke, wo ich stets nur ein räudiges Schaf sein werde, so gieb, gieb mir ein Zeichen!"

Aber das Zeichen kam nicht. Die Glocke tönte. Die Mönche wurden zum Gebet, dann in das Refektorium gerufen. Nach der gemeinschaftlichen Mahlzeit ergingen sie sich im Garten und in den Kreuzgängen des Klosters. Am Nachmittage ergriff Fra Martino einen Folianten auf seinem Regal. Es waren die vier Evangelien, in ein Buch zusammengebunden. Blaßgelbes, dickes Schweinsleder verband eisenfest die pergamentenen Blätter. Rechts unten am Deckel lief ein hänfenes, gedrehtes Band nach einem Knopf links am oberen Ende des Umschlags. Der Knopf war eine altägyptische Caméa, einen sehr fein geschnittenen Falken auf dem flachen Theil des käferförmigen Steines weisend, der Feuercarnéol war in Gold gefaßt, so daß man den Knopf öffnen und den Carnéol von beiden Seiten bewundern konnte. Um diesen Knopf war die Schlinge des Hanfbands geschlungen und bildete den Verschluß dieses Vorgängers der Incunabeln.

Fra Martino hatte schon oft in dem Buche gelesen, aber, nach Sitte des Klosters, meist das Evangelium Marci. Den vorangehenden Matthäus, den folgenden Lukas, oder den beschließenden Johannes schlug er nie auf. Er kannte auch diese auswendig, aus anderen Exemplaren. Jetzt blätterte er, fernhin denkend. Die schönen Anfangslettern, die gothische Schrift, die Randverzierungen und Randbemerkungen rührten von einem nun todten Klosterbruder her, welcher wegen irgend eines Vergehens gegen die drei Ordensgelübde, vor dem Hochaltar, baarfuß, im Hemde, allsonntäglich gegeißelt worden war. Er mußte stets zwei verschiedenfarbige Kreuze auf der Brust tragen, um als Büßender kenntlich zu sein. Endlich schloß man ihn ein und in seiner Zelle schuf er das nun vor Fra Martino liegende Evangelium.

Ercole lebte in seiner Klause!

Wie er so blätterte, fand er zwischen zwei Seiten des Lukas-Theiles einen Zettel, der durch den Druck des Verschlusses, jahrelang unberührt, fast an die Schrift angeklebt schien! Martino löste ihn los und entzifferte nicht ohne Mühe die Worte: „Nachfolger im Leid! Grabe, unbemerkt von den Augen unserer vorgesetzten Peiniger, in der Dämmerung im Klostergarten, um den der Kreuzgang sich zieht. In der rechten Ecke an der Schmalseite, da wo eine eiserne Klammer im Winkel zwei Steine der Mauer verbindet! Du wirst eine Augenweide finden, Trost für den Einsamen, der der Keuschheit Gelübde abgelegt.“

Ercole bebte zusammen. War das jenes von Gott erbetene Zeichen? War es eine Lockung des Versuchers, der einst auf dem Berge dem Heiland die Reizungen der Erde

gewiesen? — Wie dem auch immer sei, Ercole's Leben hatte jetzt einen Zweck. Er war entschlossen, an der Stelle zu suchen und die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten, stachelten ihn nur mehr an. Er fand für einige Zeit seine Heiterkeit wieder. Er erwartete etwas. Es gab noch ein Ungewisses in seinem öden Dasein, in dem jede Bewegung, jede Hantierung vorherbestimmt erschien. Es stand grade der volle Mond am Nachthimmel. Er harrte geduldig des Neumonds und verschaffte sich in der Zwischenzeit eine hölzerne Schaufel. — Er wurde auch einmal mit einer Botschaft des Priors nach dem Pallozzo Vecchio, mit anderer Botschaft zu den Signoren, den Vätern der Stadt geschickt, und beide Male wollte es Zufall oder himmlische Fügung, daß er sie, Serafita, begegnete. — Am ersten Tag schritt sie an dem schönen Brunnen des Neumarkts vorüber. Sie wandelte an der Seite einer anderen Jungfrau, deren gewelltes Braunhaar über dem klassisch-schönen Antlitz einen anmuthigen Gegensatz zu dem blond umrahmten Madonnengesichte Serafita's bildete. Ercole sah, wie sein Jugendideal ihn erkannte, erröthete, erbleichte, die Hand unter die linke Brust legte, welche sich unter dem feinen Stoff des fließenden Gewandes abzeichnete, wie der Busen jener aus der Erde gekommenen Musen und Göttinnen unter den Marmorfalten von Paros Griechenlands. Die Mädchen traten dann zum Brunnen, und die Braune befeuchtete das matte Antlitz der Blonden mit Wasser. — Das zweite Mal traf Ercole-Martino Serafita allein. Sie blieben einen Moment weit von einander stehen und ohne sich zu sprechen, ohne sich die Hände zu reichen, sagten sie sich Alles und schlossen einen Bund, komme, was da wolle, auf

Leben und Tod und über den Tod hinaus. Sobald der Mond nur noch wie eine ganz abgenützte, vom Schleifstein fast vernichtete, scharfe Sichel an dem unheimlich sichtbaren Rest der Halbkugel erschien, machte sich der Mönch an's Werk. Niemand sah ihn die Zelle verlassen. Seine Schaufel mit der rechten Hand unter der Kutte bergend, in der linken sein Brevier, die Kapuze bis über die Augen gezogen, so schlich er hinaus an die klar bezeichnete Stelle.

Sonderbar: oft war er in diesem Monate daran vorbeigegangen, und immer hatte es ihm geschienen, als ob vor der Klammer im Winkel des Kreuzgangs — Serafita stehe: eine Hand schamhaft über der Brust, gesunkene Gewande und Falten mit der andern über dem Leibe hochraffend. Sie hatte ihn angesehen, die großen rehbraunen Augen unter langen, blonden Wimpern füllten sich mit Thränen, wenn er wegschritt. —

Nun war er an Ort und Stelle. Nun grub er. Es dauerte nicht lange, da gerieth das Werkzeug auf schon einmal gelockerten Boden. Dann stieß die Schaufel auf etwas Hartes. Es klang, wie wenn Holz an ein feines Erz, das hohl ist, schlägt. Er machte das Ungewisse von der Lehmschichte los, enthob es in die Zipfel seines Skapuliers und schlich eilends in seine Zelle. Sein Nachbar schlief längst den schnarchenden Schlaf des Gerechten, Sorglosen. Beim Scheine seines Studienlämpchens wusch und reinigte Fra Martino das erzene Gebilde. Der Lehm hatte sich nachformend um eine menschliche kleine Figur gelagert. Wie aus einem Meerstrandbad entstieg endlich dem irdenen Waschbecken leuchtend eine nackte Frau aus korinthischem Erz. Dasselbe glänzte und strahlte, wie

zur Zeit, da es aus der Gießerei seines Meisters Myron, oder wie er immer heißen mochte, gekommen. Nur hie und da am Gewande, das auf einer Salburne neben der Schaumentstiegenen hing, zeigte sich die grünliche Patina, der edle Erzrost, aerugo nobilis! Ercole kniete nieder und stellte das nun glänzende Gebild vor sich auf seinen armseligen Stuhl. Er kniete vor der holdseligst blickenden Frau, deren Wellenhaar über die tiefe Stirn wallte, deren große Augen ihn ernst-traurig ansahen, deren Mund, unsagbar schön, ihn zum Kusse, zum Liebesgeflüster einlud. Dem runden vollen Hals liefen rechts und links schwellende, weiche Schultern zu, zwischen den wie frierend an den Oberleib gepreßten starken Oberarmen ragte der vollendetste Busen wie in cyprische Luft, denn nur diese Insel, Kypros, war werth, Kypris zu beherbergen. Jungfräulich erschien der glatte, fein ciselirte Leib, der auf den herrlichen Säulen der Schenkel, den feinen Formen der zarten und doch rundlichen Beine und den Füßen mit zierlichen Zehen stand. Die eine Hand lag vor den Brüsten, die andere suchte das Gewand schützend von der Urne vor den Leib zu ziehen, als ob Meergötter, fernher auf Muscheln blasend, sich naheten und die eben dem Bade entstiegene Anadyomene in ihrer unnachahmlichen, unnahbaren Schön- und Nacktheit erblicken könnten. Aber der Künstler hatte Nichts von dem verborgen, was Kypris verdecken wollte und — Fra Ercole lag — die ganze Nacht durch in Anschauen versunken. Er sah in dem Meisterwerk griechischer Erzgießerei die heilige Maria und betete zu ihr; er sah — ja, die Aehnlichkeit des süßen Gesichtchens war zu auffällig — er sah Serafita und glaubte, sie anbetend, sie zu küssen, ihre liebeflüsternden Worte zu ver-

nehmen. Er war trunken, wie jungen Weines voll. Eine neue Offenbarung, die des Weibes, war ihm geworden. Er erharrte den Morgen auf den Knieen und der erste Sonnenstrahl schien sich an einem unsichtbaren Sterne über dem Wellenhaare seiner Kypris zu entzünden, von ihm auszugehen, statt auf ihn zu fallen. — Von Stund' an ward Fra Martino ein heiterer, glückseliger Mönch. Eine ganze Woche sprach das Kloster nur von der Wandlung, die mit ihm vorgegangen. Der Traurige war ein fröhlicher, der den Gebräuchen Abholde ein Fanatiker geworden. — Der Prior, in höchster Zufriedenheit, entsandte ihn, im Lande zu predigen! Er ging; aber — er hatte Alle getäuscht — er kam nicht zurück. — Mit ihm war die Zierde der Jungfrauen Florentia's, der blühenden, verschwunden. Man hat nie etwas von ihnen gesehen, gehört, erfahren. Aber das höchste Glück, was die Erde zu bieten hat, haben sie zeitlebens mitsammen genossen!

Roldan! Hörst Du Dein Gold?

In jenen glorreichen Tagen des sechzehnten Säculums, als die Pizarro's mit anderthalbhundert Mann das Weltreich der Inca's stürzten, zogen Tausende von Abenteurern, gefolgt von den allzeit bekehrungslustigen Dienern der katholischen Kirche, über's Meer, die ersteren, um Ehren und Reichthümer zu erwerben, die letzteren, theils aus denselben Gründen, theils unter dem Vorwande, Seelen aus dem Fegefeuer zu erretten. Gold lag damals buchstäblich auf der Straße, die Spanier kochten in goldenen Geschirren und beschlugen ihrer Pferde Hufe mit dem edlen und so oft todtbringenden Metall. Ein Tapferer, dem als Beute die große goldene Sonne aus dem Tempel zu Cuzco zugefallen war, verspielte dieselbe in einer tollen Nacht; auch hieß es von ihm, er habe es möglich gemacht, das Gestirn des Tages zu verlieren, bevor es aufgegangen. Fielen Spanier den Eingebornen in die Hände, so gossen sie ihnen flüssiges Gold in den Mund und sprachen: „Da habt ihr von dem Metall, um dessentwillen ihr uns tödtet und mar=

tert — löscht nun euren Durst daran!“ Ein Indianermädchen trug ihren spanischen Geliebten, als die Eindringlinge sich unter einander befehdeten, in die unterirdischen Räume des Sonnentempels; der Wundermund der Märchensultanin aus 1001 Nacht erzählt nicht die Schätze, von denen der Gefangene berichtet, und davon es ihm ewig leid that, nicht einen Edelstein in sein späteres Leben gerettet zu haben. — Auf gleicher Höhe mit der Schatzgier der stolzen Kastillaner stand damals nur ihre Gläubigkeit. Sie führten Hunderte von jungen Indianerinnen mit sich, denen die Franziskanermönche die heilige Taufe aufdrangen. War man ihrer überdrüssig, oder fehlten die Lebensmittel, sie zu ernähren, so stieß man sie roh und unbarmherzig aus dem Lager hinaus. „Das war ein großes Unrecht,“ schreibt ein Zeitgenosse, der die ganze damalige neue Welt durchstreift, „denn, wieder sich selbst überlassen, mußten sie in ihren alten Götzendienst zurückfallen; während sie, wenn man sie getödtet hätte, geraden Wegs den Aufenthalt der Seligen erreicht haben würden.“ Das war die Grundidee der Inquisition, die Menschheit sollte auch gegen ihren Willen in’s Himmelreich. Einen Feind zwingen, Gott und die heilige Jungfrau abzuschwören und ihn in diesem ketzerischen Zustande direkt in die Hölle zu befördern, war die ausgesuchte Rache eines hispanischen Edelmannes an Solchen, die sich in empfindlicher Weise an der kastilischen Ehre vergriffen. Als der junge Pizarro in Lima von seinen Landsleuten ermordet wurde, blieb ihm noch Frist, mit seinem eigenen Blute ein Kreuz auf den Boden zu zeichnen; er küßte es und hauchte seinen Geist aus.

Um jene Zeit ließ sich ein junger Hildalgo in Guatemala

einfallen, gemeinschaftliche Wirthschaft mit einer braunen Teufelin des Landes zu führen. Es war ihm stets gut gegangen; als freier Mann nippte er an allen mexikanischen Kelchen, ob sie nun von den Franziskanerbrüdern mit drei Thautropfen besprengt worden waren, oder nicht; er hatte Niemandem über sein Thun und Treiben Rechenschaft zu geben, sein Gehen und Kommen zu bekommentiren gehabt; alles Gold, dessen er ansichtig geworden, wußte er durch christliche Zauberformeln, mit Drohung, List oder Schwert nämlich, an sich zu ziehen und so war er seelenvergnügt, wenn er an die zahllosen Un- und Missethaten zurückdachte, die er in diesen von Gott verfluchten, von Plutus gesegneten Ländern verübt. Da führte ihn sein Stern und die heilige Jungfrau Maria in die Nähe der Feueraugen der guatemalesken Schönen; er ließ sie taufen und sich in aller Form Rechtens mit ihr von einem schmutzigen Betbruder trauen und folgte dem Rathe Beider, all sein so mühsam erworbenes Gold in einen Klumpen zusammenzuschmelzen. Es ward eine ganze Bildsäule daraus, würdig in einem Sonnentempel auf den Knieen verehrt zu werden. Die kleine Hausfrau, der ein Kuß ihres Mannes, eine Banane, oder eine Pinte Feuerwassers lieber war, als alles Gold Perus, Chilis und Mexikos, begriff nicht, wie ihr Held so großen Werth auf das legen konnte, was sie zeitlebens mit Füßen getreten, und mußte nach der kindischnaiven Weise der Eingebornen lachen, als sie ihn den Klumpen mit Ruß schwärzen, und durch Staub der Straße, Lehm und Moos ganz unkenntlich machen sah. —

Inzwischen riefen die spanischen Trompeten zu einem neuen Plünderungsausfluge und Held Roldan konnte der

Verlockung, seinen Fetisch mit einem dicken Ueberzug von Gold zu versehen, nicht widerstehen. Er empfahl daher seiner Frau Haus, Hof und eheliche Treue an und zog ab. — Bald darauf erging vom damaligen Bischof ein mündliches Send- und Rundschreiben. Er hatte nämlich eine Kirche bauen lassen, welche soeben mit dem Kreuz der Vollendung geziert worden war. Es fehlten nur noch die Glocken, die Geburt und Stunde, Fest und Tod, Taufe und Fasten mit ehernem Munde in's Land rufen sollten. Durch seine Diener und Untergebenen ließ nun der Kirchenfürst alle Abfälle sammeln und von Haus zu Haus zusammenbetteln, die sich an Zinn und Zink, Messing und Blei, Eisen und Kupfer in Form von Nägeln, Geschirren, Töpfen oder sonstwie in der Stadt und deren Weichbilde finden könnten. Die katholischen Hausirer gelangten auch vor das Haus Roldan's und luden mit kleiner Schelle zur Beisteuer des Scherfleins zur großen Glocke. Die braune Frau hatte keinen Ueberfluß an kupfernen Kochgeschirren; nachdem sie alles Gerümpel, alle Nägel, die nicht niet- und nagelfest gewesen, hingegeben, fiel ihr unverdorbener Blick auch auf den unförmlichen, rußigen Klumpen und mit großer Anstrengung brachte sie ihn bis an den allgemeinen Sammelkasten. „Da, werft ihn selbst hinein!" sagte sie keuchend und athemlos zu den Kutten. Das mochten diese aber nicht, und so mußte Frau Zaïka Roldan mit eigenen Händen ihres Mannes mühsam mit Blut erkämpftes Gut in den derzeitigen Kirchenmagen heben. — Da lag's nun drin. — Roldan kehrte zurück, aber verdrießlich, obwohl die Glocken herrlichhell, gerade wie um seine Ankunft anzuzeigen, über die Dächer klangen. Er hatte nichts, als eine Wunde erbeutet.

Bald überzeugte er sich von der Vortrefflichkeit des Sprüchworts, daß ein Unglück selten allein kommt. Er tobte, er wüthete, er schäumte, er zerschlug alles Glas im Hause und machte sich daran, auch seine Frau wie Glas zu behandeln, sie hatte aber eine glatte Haut und nicht viel Spitzen, Volants und Falbeln und entwischte ihm wie ein Aal unter den Händen. Als mit der Abwesenheit Zaïka's seine Vernunft theilweise wiederzukehren begann, begab er sich zum Bischof und trug ihm sein Anliegen vor. Der Bischof saß gerade bei den Weinen des Landes und war gut gelaunt. Deshalb sagte er ihm nur, daß ihn seine Bitte wegen Rückgabe des Goldes befremde und daß er froh sein solle, wenn er ihn nicht als Ketzer betrachten und demgemäß behandeln ließe. Denn, abgesehen davon, daß man die Glocken herabnehmen und umschmelzen müsse, wolle man sein Gold auszuscheiden versuchen, so könne kein Christ das zurücknehmen, was er Gott geschenkt!

Roldan hätte sich vielleicht beschieden, aber auch jenes vorzügliche Sprüchwort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen," sollte sich an ihm bewähren. Die Geschichte wurde stadtbekannt, wie jede, um die Bischöfe, Frauen, Kutten und — Beschädigte wissen. Und dann war sie ja an die großen Glocken gehängt. Silberhell, glockenrein, goldmundig sangen sie's hoch in den tropischen Himmel, tief in die Gassen der Menschen: „Wir sind wie die Morgenstunde, wir haben Gold im Munde; wir sind wie die Mittagswonne, wir sind voll Gold wie die Sonne! Und Abends klang's in die Fernen: „Wir gleichen den goldenen Sternen!" — Und der Spott wetzte seine Zunge am Herzen Roldan's. Wenn er mit

Freunden saß, und es tönte die Stunde vom Thurme, da sagten sie: „Roldan, hörst Du Dein Gold?" Und die Gassenbuben im unbekleideten Naturzustande kannten ihn und sein Geschick und riefen ihm nach beim Glockenklang: „Hörst Du Dein Gold, Roldan?" Einst in der Stille der Mitternacht wechselte er Worte der Liebe — mit seiner Frau. Beim zwölften Schlage flüsterte sie: „Armer Roldan, hörst Du Dein Gold!" Da stand er auf, zog sich an, und erhängte sich.

Ich höre in meiner Einsamkeit unsichtbare Glocken läuten. Sie klingen und singen alle: „Hörst Du Dein Gold!" Aber sie sagen nicht mehr: Roldan. Andere Namen traten im Umlauf der rollenden Jahrhunderte an seine Stelle!

Vergeudete Jugend, verworfene Liebe, verfehltes Leben und viel ähnliche schmerzlichglänzende Dinge, vom Unverstand mit Ruß geschwärzt, fallen alltäglich in den herzlosen Schmelztiegel des Daseins, den, in Form unseres irdischen Planeten, der große Bischof Gott aufgestellt hat. Es ward gar manchen Menschen ein Pfund gegeben, damit sie mit ihm wuchern sollten und nicht, daß sie dasselbe vergrüben. Die Einen heißen es Genie, das sich nicht wie Roldan's Gold mit Blut und Eisen erobern läßt; Andere nennen es Liebe. Erwiederte, gegenseitige Liebe ist wie das Gold des Roldan, geprägt und der Armuth geschenkt; verschmähte Liebe gleicht ihm auch, aber dem entstellten und auf den Boden geworfenen formlosen Klumpen des Spaniers. Und als Reichthum erscheint es uns, den der Geiz für Andere unzugängig macht, oder den das Herz zu Werken des Guten, Schönen, Wahren verwendet. — Weher, als die Frage der Anderen, thut aber dieselbe dem, der sie sich selbst stellt. Wenn Thomas Chatterton,

der mit achtzehn Jahren Proben glänzenden Dichtertalentes abgelegt, von seinem Gönner Horace Walpole verlassen, durch den Tod des Lord-Mayor Beckford der letzten Stütze beraubt, in London die Bristoler Münsterglocken geisterhaft in die Stille der Nacht herein tönen hörte und sich, halb verhungert, vergiftet, so fragte er sich wohl, seines Könnens mit dem letzten Athemzuge gedenkend: „Wo ist Dein Gold, Roldan?" — Und so Heinrich von Kleist, als er am Leben, an sich, am Vaterlande verzweifelnd, die treue Freundin Adolphine Vogel und sich am Wansee bei Potsdam erschoß. So mochten Gerard de Nerval und Alfred de Musset sich fragen, wenn sie in einem Café des Quartier latin ihr verzerrtes Spiegelbild in den opalfarbigen Fluthen eines Glases mit Absinth betrachteten, den müden Kopf zwischen zwei Hände gepreßt: das Gold des Genies war ausgegeben, das Gold der Jugend, des Könnens verpraßt, das Gold des Herzens verschwendet, als kleine Münze verschleudert, Alles leer, Herz, Hirn und Tasche — nur im Magen das flüssige Gold des Alkohols! — — — „Roldan! Wo ist es!!" —

Wir waren unserer fünf, Jugendfreunde, Genossen auf der Schulbank, später auf der Universität trugen wir dieselben Farben, hatten dieselben Ideale und Ziele. Unsere Devise war Freiheit, wir Alle lechzten nach Ruhm und Ehre, Jeder wollte sich auszeichnen, Keiner in der öden Dunkelheit eines philiströsen Kleinstaatlebens verkommen. Wir gaben uns das Wort, nach zwanzig Jahren an einem bestimmten Orte fehllos zu erscheinen und unsere Schicksale einander kundzuthun, gleichviel, was aus Jedem geworden, und wie verschieden auch die Stellung eines Jeglichen beschaffen sei. — Wir trennten

uns, lebten, strebten, und zwanzig Jahre vergingen wie ein Hauch. Freilich ein Hauch, der Sonnenschein und Gewitter, Krankheit und Tod mit sich führte. — Als wir in der bezeichneten Stadt zur festgesetzten Stunde in der noch bestehenden Schenke zusammen kamen, waren wir nur vier. Von einem ag ein Brief da. Er hatte Jemanden mit dessen Absendung beauftragt, denn er war todt. Aber sein Wort hatte er gehalten, so gut es eben ging. Er berichtete, daß er zeitlich die Unfruchtbarkeit seines Strebens eingesehen, die Freiheit Andere schaffen lassen, ein reiches Mädchen geheirathet, viele Kinder gehabt und mitten aus einem wunschlosen, glücklichen Leben, das er mit Landwirthschaft und ehelichen Pflichten genügend ausgefüllt sah, von Freund Hein abgeholt worden sei. — Da war nicht viel zu sagen. Wir erhoben uns von unseren eichenen Stühlen, tranken ihm Eins und ich dachte: „John, wo ist nun Dein Gold! Du hörst es nimmer!"

Der Zweite erzählte: „Ihr wißt es, ich war ein Poet. Seht meinen kahlen Scheitel, meine eingefallenen Wangen, meine tiefliegenden Augen. Ihr wißt, daß ich immer vom Theater träumte; von der Bühne herab wollte ich zu meinem deutschen Volke reden, wie Schiller's und Kleist's und Goethe's Jamben sollten die meinen bald volltönend, bald kraftvoll zerrissen, bald süß harmonisch klingen; Gestalten wollte ich schaffen, wie Macbeth, Hamlet, Egmont. Ihr sagtet, ich hätte das Zeug dazu. Ihr wißt auch, daß ich in der Universitätsstadt der Tochter des Wirthes „zum grünen Hasen" den Hof machte. Ich liebte das Mädel, und daß sie mich wieder liebte, ach, sie bewies es mir nur zu gut, denn sie gab mir mehr, als ich verlangte. Ich glaubte, ohne die Liebe, die uns zur Muse würde, nicht leben zu können, so wie mir die Muse, auch als

Liebe, als Kythere, erschien. Wir waren Beide jung und, ach! Beide gleichen Alters. Unerfahren, des Lebens unkundig, heirathete ich das blutjunge Ding — mit zwanzig Jahren! Die erste Zeit ging's freilich gut, wir stillten unsern Hunger — mit Liebe. Als wir uns daran den Magen verdorben hatten und Zeit fanden, uns wieder einmal ordentlich anzusehen — da sah's freilich anders aus. Die Jahre des Schaffens, des Könnens, des Lernens, des Reisens, des Erfahrungsammelns waren dahin. Ich hatte neben mir eine alternde, unschöne, durch Krankheit und Entbehrung verbitterte Frau, unter mir einen Haufen voll schreiender, schmutziger, hungernder Kinder. Ich mühte mich rastlos ab, Dinge zu produziren, die nur in hehrer Einsamkeit, unter dem Kuß der Muse gelingen. Sie wurden belacht und es mochte sie Niemand. Ich nahm schließlich das elende Amt eines Stadtreporters für ein Winkelblatt dritten Ranges an und davon und von anderen, meiner edlen Vergangenheit mit Euch, o Jugendfreunde, unwürdigen Schreibereien leben wir, unserer sieben! — Und wenn ich Andere zu Ruhm und Ehren gelangen sehe, Anderer wohlklingende Jamben von der Bühne herab zu einer andächtig lauschenden Menge klingen und tönen höre — oh so —" Er brach ab und preßte unter Thränen seinen müden Kopf zwischen beide Hände. „So fragst Du Dich, armer Gustav, hörst Du Dein Gold, Roldan!" so schloß ich für mich seine ergreifende Erzählung.

Noch Einer stand auf, dessen traurige Erscheinung mit keinem Zug an den flotten Studenten von damals erinnerte.

„Kurz nach unserem Auseinandergehen verschlug mich mein Geschick nach Rußland.

Ich lernte einen Gutsbesitzer kennen, der mich als Er-

zieher seiner Kinder mit nach dem Innern des Riesenreiches nahm. Ich glaubte auch da für die Verwirklichung unserer Ideale wirken zu können und ich war, wie wir alle fünf, mittellos. Daß ich dort für die Freiheit leben und weben könne, sollte sich mir nur zu bald darthun. Mein Herr, — daß ich mir einen gegeben hatte, war der erste Schritt zu meinem Verderben, — stand mit Alexander Herzen, mit Bakunin, mit Tschernyschewski im Verkehr, er las ihre Schriften, empfing ihre Besuche, und viele schlimmere Anhänger einer problematischen Neuerung gingen bei ihm ein und aus. Es wurde da groß gelebt und Vielerlei gewoben. Mein Herr vertraute mir in allen Dingen und mit Recht; ich sah das Elend, die Knechtung des Volkes und billigte Maßnahmen zur Aenderung. Es vergingen fünf Jahre. Dem Herrn erwuchs eine Tochter. Sie war scharfen, kritischen, männlichen Geistes und unschön. Sie liebte mich und ich liebte sie nicht. Aber ich war bereits angekränkelt, angefressen von der Unzufriedenheit und Verbissenheit jener Umstürzler, ich war arm und leider schwach von Charakter. Zur Nachtzeit trat einst Maria Paulowna in mein Zimmer, bot mir, mit Zustimmung ihres Vaters, sagte sie, sich, ihre Hand, ihr Erbe, Alles an, wenn ich sie heirathen und mit feierlich-fürchterlichem Schwur geloben wolle, ihrer „Sache“ zu dienen, durch jede Gefahr, bis zum letzten Athemzug. Meine Schuld ist, daß ich nicht aus Liebe „Ja“ sagte. Ehrgeiz, Sucht nach Reichthum hieß mich den Pakt eingehen; ich beschwichtigte damals meine Abneigung gegen die plattnasige Slavin und mein Gewissen durch die haltlose Entschuldigung: ich könne durch das Opfer meines Selbst dem Ganzen unendliches Gute thun. Ich zog mit Maria nach Petersburg, wir errichteten ein Geschäft, zum

Vorwand, um ein Lokal zu haben, in dem der Fremdeste aus- und eingehen könne. Der leibhaftige Vetter meiner Frau, der Sohn ihrer Mutter Schwester, denunzirte uns. Er hatte sich Hoffnung auf ihre goldgefüllte Hand gemacht. In der Stille der Nacht wurden wir aufgehoben und ohne Verhör, ohne daß uns Zeit gelassen, den Vater zu benachrichtigen, nach der Insel Sachalin gebracht. Getrennt von einander, jedes in Ketten. Was ich in zwölf Jahren gelitten, wie ich entflohen und, verkleidet, unter unsäglichen Entbehrungen, nach Deutschland kam, das erzähle ich Euch ein ander Mal. Wir waren zuerst Sozialisten. Aber ich sah ein, daß dieser Name uns etwa so gebühren würde, wie der Beiname Numanticus, Africanus den römischen Feldherrn, die eine Nation, eine Stadt vernichtet hatten. Die Sozialisten wollen noch etwas, das Unmögliche, und ihr System ist daher ein unmögliches. Ich bin heute — Nihilist. —"

Wieder klang mir bei dieser trost- und hoffnungslosen Erzählung der alte Refrain in's Ohr.

Und noch Einer erhob sich. Ein stattlicher Mann. Er mochte fünf und vierzig Jahre alt sein. Sein Haar war noch voll und braun, kein weißer Silberfaden glänzte aus seinem Vollbart. — „Euer Schicksal schmerzt mich, ihr Freunde. Wie es scheint, bin ich der Einzige, der bisher keine Schauermär zu erzählen hat. Zwar leb' ich noch und will darum mein Geschick nicht über Gebühr preisen, bis des Todes Fittich mich berührte. Aber mir scheint, wir Alle verschulden ein wenig unser Loos, sei's gut oder schlimm. Unsere Jugend stellt zu hohe Anforderungen an das Leben und hat eine zu hohe Meinung von sich selbst. Wir wollen zu hoch hinaus und zu wenig dafür thun. Wir wollen sämmtlich Genies sein oder

Millionäre; daß auf der Mittelstraße Gold liegt, und über ihr es wie mit goldenen Glocken zu Arbeit und Rast läutet, das vergessen wir Alle.

Ich habe kurz nach unserer Trennung meinen wahren Beruf erkannt und mich ihm mit ehernem Fleiße, rastlosem Streben gewidmet. Ich habe gekämpft, ich bin angefeindet worden, ich habe überwunden. Ich habe mir Hab und Gut ehrlich errungen und dann ausgesehen nach einer treuen Gefährtin unter den Töchtern des Landes. Ich habe weder eine Sappho, noch eine milesische Venus begehrt und ein echtes treues, deutsches Weib gefunden, das nicht liebt mit den Sinnen allein, das nicht liebt mit dem Verstande allein, sondern dessen Liebe eine Mischung von beiden, weil sie — das Herz auf dem rechten Flecke hat. Ich bin zufrieden. Wer von Euch darbt und an meinem Tische essen, von meiner Börse nehmen mag, der soll willkommen sein, sobald er nichts Unmögliches fordert und selbst arbeiten will. Kommt und erfreut Euch an dem Lachen, an dem Geplauder meiner Kinder. Wenn ich ein kleines Glöcklein von purem Golde hätte und ließe es erklingen, um Euch Alle zusammenzuladen zu einem fürstlichen Gelage wie in der einstigen, ach, so schönen Burschenherrlichkeit, — lieblicher, süßer, einladender könnte es nicht singen!" —

Ich höre Dein Gold, Freund Karl! — Dieser wandte sich zu mir und sagte: „Nun bleibst Du noch übrig!"

Ich sprach: „Zunächst laßt mich versichern, daß ich noch nicht ganz an den Nihilismus und das ewige Weh der Menschheit glaube, da hier unter Vieren ein Glücklicher!" — Und dann erzählte ich ihnen als fünfter meinen Lebenslauf.

Die Perle.

Wer etwas Schönes zu singen oder zu sagen hat, der soll damit nicht hinter dem Berge halten, und deshalb fange ich auch gleich an:

In der guten, alten Zeit, von der man heutzutage nur noch vom Hörensagen weiß, gingen drei liebreizende Mädchen den Meeresstrand entlang. Lange, weiße, faltige Gewänder umhüllten die jungfräulichen Leiber, die um die Mitte mit farbigen Bändern und Schärpen gebunden und geziert waren. Die zarten Arme in den bauschigen Aermeln, welche, geschlitzt und bunt gefüttert, den Wind auffingen, hatten die Schönen ineinandergeschlungen und so wandelten sie singend, anmuthige Liebeslieder schuldlosen Inhalts summend, Geschichten erzählend, neben den Wellen über den Sand. —

Die Schleppen rauschten über den in der Sonne sich vergoldenden Muschelkalk, die Wogen kamen wie kleine Schlangen gebäumt und schaumgekrönt bis an die kleinen Füße der Lustwandelnden und es wäre für einen hinter einem Felsen,

einer Düne versteckten Triton oder sonst einen Meergott ein annehmbares Schauspiel gewesen, Odette, Joliette und Auberée ihren Kleidessaum bis an den Knöchel heben zu sehen, um mit neckender Schuhspitze bald einer Woge zu drohen, bald einen Seekrebs, eine Muschel zurück in Neptuns Reich zu schleudern. Odette, Joliette und Auberée hießen nämlich die drei. Die Zinnen und Mauern der Stadt, die sie fast zur selben Stunde das Weltlicht erblicken sah, ragten hinter ihnen in das Himmelsblau, und wenn zufällig Albrecht Dürer oder der gute Holbein reisend hier vorbeigekommen wären, so hätten sie bei artigem Vor- und Hintergrund eine hübsche Staffage gefunden. — Die drei Jungfrauen hatten sich nun sattsam ergangen, und da die Sonne sich anschickte, wie ein verblutender Held durch das Meer in die Unterwelt zu steigen, machten sie Kehrt, um noch vor der Dunkelheit wieder zu den ihrer harrenden Eltern zu gelangen. Wiederum erzählten sie sich, durch die Natur in ihrer Pracht und einfachen Stille zu träumerischen Erinnerungen angeregt, kindische Dinge aus den Schuljahren, besprachen, wie sie immer Freundinnen gewesen, von Nichts einander ein Hehl gemacht, und ohne Neid und Eifersucht miterlebt, was Jeder von ihnen Liebes und Gutes begegnet. Wenn einer der Junggesellen einmal Odette öfter zum Tanze geführt, wenn Guilleaume der Joliette einen Strauß von Rosmarin und Vergißmeinnicht gebracht, und Guy der Auberée tiefer, als Noth that, in die Augen geblickt, so hatte das Alles immer die Auberée, Joliette und Odette unsäglich gefreut und glücklich gemacht; denn sie verschwiegen einander Nichts und alles, was sie thaten, war ja so lieb, gut und schuldfrei. —

Wie sie nun auf dem Heimweg wieder in ihren eigenen Fußstapfen über den Meersand hüpften und tanzten, fanden sie von ungefähr — eine Perle! Sie lag groß, rund und glänzend, weiß und doch etwas bläulich schillernd im ockergelben Sande. Eine Schleppe mußte sie vorhin aus ihrer Muschel geschleudert und blosgelegt haben. Wie es so geht, wenn man sinnend wandelt, oder etwas Herzbewegendes erzählen hört, hatten die drei Jungfrauen alle die Augen gesenkt, erblickten den unermeßlichen Schatz zu gleicher Zeit, und ihre schlanken, weißen Finger berührten sich zumal, da sie alle drei im selben Moment sich bückten und nach der Perle griffen. Gutherzig und ohne Falsch, wie die Täubchen waren, zogen sie auch sammt und sonders ihre Krallchen wieder ein, und da saßen sie nun, wie die Katzen um den heißen Brei, und keine wollte mehr zutappen und sich das gemeinsame Gut aneignen. Denn hierin waren sie sofort einig, daß sie die Perle wie auf einen Schlag entdeckt, daß sie ihr erstauntes „Ah" zusammen ausgerufen und ihre Hände sich im Sande gefunden hatten.

Die rothhaarige Odette, deren Gelock wie züngelnde Flammen bis zum blaubebänderten Kleidessaume fiel, ergriff die Perle, erhob sich und sprach: „Das Gut gehört uns Dreien gemeinsam. Wir wollen . . . ."

Aber da stockte sie schon.

Joliette, blond wie die schaumgeborene Venus, mit rosa Gürtelschleifen, meinte: „Ja, daß wir gleiches Recht haben, daran ist kein Zweifel. Gewiß wollen wir . . . ."

Aber w a s sie wollte, wußte sie noch nicht recht.

Auberée warf ihr Rabenhaar mit den rothen Maschen

an den Zopfenden zurück und rief gleichfalls: „Kein Zweifel, uns gehört die Perle — wer soll sie aber .....?“

Wie wenn eine Meisenschaar auf einem Baume singt und zwitschert, so berathschlagten nun die guten Kinder. Nach und nach fiel einer Jeden etwas ein. Sie wollten sie fassen lassen und abwechselnd tragen, aber sie vermochten sich nicht zu einigen, wer zuerst den Schmuck — der Perle abgeben solle, da sie meistens gemeinschaftliche Tanzgelegenheiten und Einladungen zu städtischen und ländlichen Festen hatten. Sie theilen, halbiren zu lassen, ging auch nicht gut an, da das Kleinod also seinen Werth verloren hätte und — eine der drei Unzertrennlichen doch leer ausgegangen wäre. Am wenigsten wollte ihnen gefallen, was eigentlich das Einfachste gewesen: den kleinen Erisapfel, nein, den wunderbaren Besitz bei irgend einem reichen Goldschmied, oder einem Fugger jener Tage zu veräußern, den Erlös zu der preislosen Mitgift von Jugend, Tugend, Schönheit und Einfalt zu legen und so umso sicherer den Guilleaume, Guy oder sonst wen zum Geständniß unverbrüchlicher Liebe und dem Versprechen wandelloser Treue zu bringen. Rathlos, wie die Mädchen waren, redeten sie noch lange hin und wider, schritten durch das offene Stadtthor und da gerade die Glocken zum Ave läuteten, und die Kirchthüre weit offen stand, traten sie in die ihnen so lieben und gewohnten Dämmerhallen ein. Die Ampel leuchtete, die trauten Worte und Gesänge ertönten, der Weihrauch stieg auf, durch die gothischen, bunten Fenster fiel noch der Sonne Scheidegold auf die steinernen Grabplatten — der tonsurirte Priester segnete die Gemeine, und die heilige Stätte ward leer. — Nur die drei Jungfrauen knieten noch in den von den

Pultbänken gezogenen Reihen und harrten gleichsam auf eine Erleuchtung von oben. Jetzt näherte sich ihnen der Hirte und segnete die frommen Schäflein, jedes noch insbesondere. Da — wieder einer gemeinsamen Eingebung folgend, vertrauten sie sich dem Würdigen an und baten den Klugen um seinen Rath. Hochwürden besann sich kaum einen Augenblick und sprach:

„Meine lieben Täublein, wohl habt Ihr daran gethan, daß Ihr Euch mir zugewandt. — Laßt mir die Perle. — Geht hin und lebet. — Nach einem Jahre, um dieselbe Stunde, an demselben Orte wollen wir uns wieder treffen. Wer dann der besten That sich rühmen kann, deß sei die Perle, der nehme sie hin als Lohn!" — Und sie stimmten zu.

Ein Jahr! Ein Tropfen in dem uferlosen Meere der Ewigkeit, aber Aeonen für ein sterbliches Menschenkind! Was kann sich nicht Alles in das scharfbegrenzte Gefäß, ein Jahr genannt, drängen, so daß es schier überläuft und dem Inhalt an Wonne oder Schmerz zu klein wird. Und auch leer kann es bleiben, so daß kaum ein Tröpflein hineinfließet, daran die späte Erinnerung dereinst zehren, sich laben möge. — Wie indeß die Jahre nicht auf die Menschen warten und auf das, was diese mit ihnen anzufangen belieben, so rollte auch jenes Jahr dahin. Am bestimmten Abend und Ort fanden sich die drei Freundinnen Odette, Joliette und Auberée wieder in den dämmerigen Hallen ein und knieten auf den glatten Steinfließen um des Priesters Beichtstuhl, einer kleinen Taubenschaar an ihrem Schlag vergleichbar. Aber wie hatten sie sich verändert. Ach, ist also das Leben? Aus den drei blühenden Menschenblumen waren ernste Frauen geworden; die roth-

haarige Odette trug keine blauen Bänder mehr, die blonde Joliette hatte das rosa Geschmeide abgelegt, und die schwarze Auberée wußte von keinen rothen Maschen an den Zopfenden. Sie waren alle dunkel gekleidet; mit verhärmten Zügen und verweinten Augen erschienen sie; aus den drei Lenzen waren drei Herbste geworden. —

In einem Jahre! —

Odette begann: „O lieber Priester und Mann Gottes, Ihr werdet mich schwer verstehen und mir die Perle nicht zutheilen. Ihr kennet die Liebe nicht und dürft sie nicht kennen. Ich liebte einen treuen Junggesellen, und er wußte, daß ich ihn liebte und deshalb gestand er mir seine heiße Zuneigung. Er war arm; aber mein Vater hätte ihn nicht verstoßen, wäre nicht damals, kurz nach unserem Perlenfund, jener unselige Krieg ausgebrochen, der jetzt noch unsere Städte verwüstet, unsere Kornfelder versengt, unsere Ernten vernichtet. Ueber Nacht verlor mein armer Vater Alles, was wir besaßen. Es war nur eine Rettung. Ein Greis, ein Geizhals, ein — ach, ich will ihn nicht schelten, warb um mich, und wollte uns helfen, wenn ich einwilligte, die Seine zu werden. Die Seine! O Pater und Hochwürden, Ihr dürft nicht verstehen, was das heißt. Mit dem unentweihten, reinen, jungfräulichen Leib und der lieberglühenden Seele, die einem andern nachstrebt, dem anzugehören, den man meiden und fliehen möchte, wie das Feuer das Wasser flieht, sich täglich ihm unterordnen, Liebesworte anhören und gar wechseln, sich scheu zurückziehen wollen und sklavengleich hingeben müssen, Tag und Nacht mit dem — Gehaßten leben und das Liebste entbehren; das Kind des Lebensmüden, das ihm

gleicht und schon abgestorben ist, ehe es starb, hegen und pflegen, nähren und — ja — es lieben, wenngleich man es nicht lieben möchte, o, das und noch Unsagbareres sind Höllenqualen, täglich, stündlich wiederholt, und kein Ende, keine Hoffnung. Drüben aber verzehrt sich ein Zweiter in endloser Liebe und unermeßlichem Schmerz; nichts nützt die Lüge, die ich ihm zuflüsterte: „ich hätte ihn nie geliebt und gehöre mit Herz und mit Hand dem Gatten"; er glaubt sie nicht, und ich Elende finde keinen Trost in dem Bewußtsein der guten That; daß ich All' dies geahnt und mich geopfert, um den Vater vor Selbstmord zu bewahren. — Gebt mir die Perle nicht, guter Herr und Hirte, denn ich habe durch sie kein reines Glück gestiftet!" —

Odette schwieg, rang die Hände, und die zwei Andern küßten ihr die Thränen von den Augen und Wangen. Die blonde Joliette aber begann: „Arme Odette! Ich beklage Dein Loos, das, wie das meinige, wohl keiner uns vorhergesagt, der uns damals am Meerstrand lustwandeln sah. Wir zogen nach einer andern Stadt, als jener Krieg losbrach, der Dein Lebensglück vernichtete, Odette! Kaum aber waren wir an unsrer neuen Heimstätte angelangt, als unter den im Felde und in den Dörfern umherlagernden Kriegsknechten und Miethstruppen die schwarze Pest ausbrach. Bald erreichte sie die Stadt. Meine Eltern waren unter den Ersten, welche der fürchterliche Tod dahinraffte. Der grausame Magistrat ließ die Thür unseres Hauses vernageln; die Insassen sollten mit Niemandem mehr in Berührung kommen und Hungers sterben. Am dritten Tage zerschnitt ich alles Linnen, dessen ich habhaft werden konnte, knüpfte es zu einer Art von Seil

zusammen und ließ mich in einer mondlosen Nacht vom Fenster herab auf die Straße. Entkräftet, wie ich war, konnte ich mich kaum bis zu einem Brunnen schleppen. Ein Söldling stieß mich mit der Hellebarde hinweg und schrie, ich sei auch Eine von denen, welche die Cisternen vergiften. Halbtoll floh ich weiter. Was ich im Dämmerlichte und am frühen Morgen sah, war so grausenvoll, daß mich die Erinnerung daran noch zu tödten vermöchte. Ich begegnete alten, einsamen Leuten, die mich mit einem weißen Pulver bespritzen wollten, rufend, daß ich sie dann nicht anstecken könne, und gleich darauf wurden sie von Soldaten hinweggeschleppt, welche vorgaben, die Giftmischer entdeckt zu haben. Ein Anderer sah mich erstaunt an; ihm hatte der schwarze Tod wohl Alles geraubt, sogar den Verstand, denn er frug mich: ob er denn nicht allein auf der Welt übrig gelassen worden sei? — Ein Dritter oder Zehnter lachte laut auf und rief — er könne seiner Lebtage nicht wieder fröhlich werden! — Er war auch wahnsinnig. Früh am Morgen sah ich Leute auf den Gerüsten der Martervögte foltern; sie waren gesund und angeklagt, die Pest durch die Thore der Stadt eingeschleppt zu haben. Söhne verstießen ihre Eltern, Mütter warfen ihre Kinder auf die Straße, der Gesunde von jetzt war der Gemiedene des nächsten Augenblicks, der Gemiedene von eben war ein Kind des Todes im nächsten Momente. Ich war so entsetzt, daß ich mich nicht zu fürchten vermochte. Ich starrte Alles wie ein schreckliches Schauspiel an, etwa so, wie das Vöglein die Schlange, dem alles Bewußtsein verloren geht und das doch die Augen weit offen behält. Todtenkarren zogen an mir vorbei mit Lebenden, die sich unter dem Haufen Todter noch

herauszuwinden versuchten und vor meinen Augen endeten. Menschen, einen in Essig getauchten Schwamm vor Mund und Nase drückend, huschten an den Häusern entlang; ich sah eine Mutter ein wohlgekleidetes Kind dem Todtengräber durch's Fenster reichen, ihm eine Börse geben, damit er es nicht des Schmuckes und der Kleidung beraube und hörte, wie sie tonlos sprach: „Holt mich heute Abend!" — Aber was soll ich Euch das Gräßliche weiter erzählen, guter Vater und liebe Freundinnen? Es schloß sich mir endlich ein Mann an, der versicherte, er habe die Krankheit gehabt, ihm könne sie nichts mehr anhaben. Er geleitete mich in das Kloster der Ursulinerinnen. Dort nahm man mich auf, und ich meldete mich zum freiwilligen Krankendienste. — Hunderte habe ich sterben sehen, Hunderte gepflegt und gerettet, Flüche und Segenswünsche vernommen, Ströme von Thränen haben diese Hände gebadet. — Dennoch aber glaube ich, daß meine süße Freundin Odette mehr ertragen, ich stehe allein und habe nur Fremden geholfen; ich bin des Lebens satt geworden, seitdem ich so viel des Sterbens gesehen; nicht mir, Odette oder Auberée, guter Pater, gebt die Perle!"

Die Andern umarmten erschüttert die abgehärmte Samariterin und sprachen: „Willig, o Freundin, treten wir vor Dir zurück!" — „Denn," fuhr nun Auberée mit dem Rabenhaar, das sie heute kunstlos auf dem schöngeformten Scheitel aufgesteckt hatte, fort, „was ich gethan und erlitten, ist Kinderspiel gegen Deine tausendfache Ueberwindung der Furcht und des Todes und gegen Dein Aufgeben des herrlichen Selbst an den Ungeliebten, um des Vaters willen, Odette!" Jene schüttelten die noch im Schmerze lieblichen

Häupter; Auberée aber erzählte: „Ihr habt von den Kriegsläuften gesprochen. Ich einsame Jungfrau wandelte eines Abends durch die Stadt, einem oder dem andern Bedürftigen Almosen zugedenkend. In einem kleinen Winkelgäßchen, durch welches mich ein roher Haufe von Söldlingen zu flüchten zwang, traf mein Ohr Jammergeschrei eines noch ganz jungen Menschleins. Die Töne kamen aus einem einstöckigen, halb zerfallenen Häuschen, das mehr aus Lehm und Stroh, denn aus Backsteinen und Holzwerk bestand. Ich trat, von den rührenden Lauten bewegt, ein und ersah ein Bild des Elends. Eine Frau lag sterbend auf dem Strohlager; sie war unfähig, ein, vielleicht eine Woche altes Knäblein, zu nähren. Als sie mich erspähte, winkte sie mir. Kaum noch hatte sie die Kraft, mir zuzuflüstern, ihr Mann sei im Kriege, kärglichsten Soldes willen; keine Nahrung im Hause, und verhauchend sie und das Kind, wenn Niemand Hilfe leiste. Ich hatte nur Geld, nicht Brot bei mir: sie starb in dem Moment, als ich Linderung versprach. — Zum ersten Male sah ich den Tod von Angesicht zu Angesicht. — Ich drückte ihr die Augen zu und nahm das Knäblein, das ich Guy nannte, mit mir. Die Eltern willigten nach kurzem Erstaunen und einiger Nöthigung ein, es aufzuziehen; ich gab ihm Milch und Wasser; es gedieh und hatte mich lieb. Nach einer Weile kam Guy, mein Geliebter, wieder in die Stadt, um sich, wie wir dies verabredet, mit mir Angesichts meiner Eltern zu verloben. — Aber noch ehe er unsre Schwelle überschritt, war die Zunge der Feindseligkeit in der Nachbarschaft geschwätzig gewesen. Er kam — um sich auf ewig von mir zu verabschieden. Nicht Thränen und Versicherung, nicht Drohung meiner Sippe hiel-

ten ihn zurück; er warf mir das vor, was ich gar nicht verstand. Das unschuldige Kind, die schuldlose That und — die Verläumdung trennten uns für immer. Er nahm bald darauf Bertha, meine schöne Nachbarin, die mir stets aufsässig gewesen, zum Weibe und verließ mit ihr die Stadt. Erst lange nach diesem Geschehniß vermochte ich zu fassen, was er von mir glaubte, was er mir vorwarf, oder was er mit Andern erfunden, um eine Reichere ehelichen zu können. Seit jenem Tage bin ich nicht wieder froh geworden. Ich gräme mich um Guy, den unwiderbringlich Verlorenen; mein einziger Trost ist Guy, die kleine Waise, die Urheberin meiner Verlassenheit, meines Jammers. — Aber meine Eltern sagen, es könne mir ja noch ein Glück kommen und durch das süße Wesen, dem ich das Leben gerettet und das, so lange ich lebe, vor Noth und Hunger bewahrt bleiben wird, bin ich einigermaßen von der wildesten Verzweiflung und einem Dasein der Resignation zurückgekehrt. Gebt also Joliette die Perle, oder Odette! Mir gebührt sie nicht!" — Ein feierliches Schweigen trat ein.

Wieder lag der vergoldende Schein der Abendsonne auf den abgeschliffenen Grabplatten von Marmor, und bunte Reflexe aus den hohen, gothischen Kirchenfenstern mischten sich darein, der Priester stützte sein Haupt in die hohle Hand und schien zu sinnen. — Es war ein edler Mann von tiefer Herzensgüte. Viele Andere seines Berufes hätten Ausflüchte und Sophismen nicht gescheut, um das herrenlose Gut von den drei Dulderinnen ab, der Kirche, dem heiligen Vater — oder sich selbst zuzuwenden. Wieder ein Anderer hätte es in jenen schweren Zeiten schon lange veräußert und der Gewin-

nerin nur einen Theil des Erlöses zukommen lassen. Die Sagen und Legenden, die Spottreden und Geschichten dieser Jahrhunderte richten ja gar manche Spitze gegen den Klerus. Hochwürden Herr Pfarrer aber war ein Mann nach dem Sinne des großen Lehrers der Menschheit, Jesus Christus. Wohl hatte er das Gut, das ihm anvertraut, verwahrt. Er sprach: „Ihr armen Täublein seid Alle bemitleidenswerth. Schwer ist das Leben, und jeder Tag birgt seines Elends genug. Ihr wolltet mich zum Richter und müßt mir die Gründe, die mich zum Urtel bewegen, ersparen. Lobenswerth und zu beklagen bist Du, Odette, heilig Du, o Joliette. Aber die Perle gebe ich Auberée, der Jungfrau, und Guy, ihrem Seelenkinde!" — Und die drei beschieden sich mit dem Spruche des geistlichen Mannes. — Hier endet die Geschichte. Wer sie gelesen, der muß sie hinnehmen, wie sie eben ist. Wer aber etwas daran auszusetzen hat, dem sei kund und zu wissen gethan, daß sie sich — ganz anders zugetragen, und wie das war, das sei ihm erzählt, wenn er wieder einmal Muße und Lust hat — zu hören!

Warum?

1. Warum weinte sie?

Ein schweres Gewitter war lange im Herannahen gewesen.

Nun fielen einzelne große Tropfen, dann sich breitschlagende Wassermassen gegen die rasch heraufgezogenen Fensterscheiben des davonbrausenden Courierzuges. — Der Jüngling warf sich, von dem letzten, sein Auge treffenden Bilde bestürzt, in die rothen Sammtkissen zurück und fragte sich, wie von einer plötzlichen Offenbarung erfaßt: „Warum weinte sie?“

Als der Erleuchtete sich gleichzeitig selbst die Antwort gab, brach er, konvulsivisch zuckend, in einen Thränenstrom aus.

Armer, glücklicher Junge!

Sechszehn oder achtzehn Jahre alt, hatte er die letzten Ferien, die er auf dem bedeutungsvollen Lebenswege vom Gymnasium zur Universität haben sollte, in dem herrlichen Gmunden verbracht. — Der jüngere, reichere Bruder seines

Vaters lud ihn ein, die paar Wochen an den Ufern des Traunsees zu verträumen. Stephan war in kleinlichen Verhältnissen in Linz erzogen worden. Sein biederer Erzeuger, ein wackerer Gewürzkrämer, besaß indessen Verständniß genug, die Aspirationen seines Erstgebornen nach Höherem zu billigen und ließ ihn einstweilen etwas Tüchtiges lernen. Homer und Horaz zeigten dem Strebsamen die Welt in einem höheren Lichte, als das, welches von der provinzialen Gasbeleuchtung ausstrahlte und zugleich die Gewürze des Herrn Vaters in höchst kümmerlicher Beleuchtung.

Stephan war sicher, in Wien, an der Universität in sehr kurzer Zeit zu promoviren, und dann, in wenigen Jahren, einen Weltruf als . . ., als was, war ihm noch nicht ganz klar — zu erringen. Er war noch nicht fest entschlossen, ob er Goethe, Helmholtz, Eddison, Bluntschli, Mommsen, Virchow werden wolle — aber es war ausgemacht, daß sein Name in Kürze mit den Besten zu nennen sei! —

Ist denn überhaupt ein Ziel erreichbar, wäre es nicht tief in der Menschennatur begründet, sich ihr Ziel weit über ihr Können hinaus zu stecken!

Nun lud Onkel Hermann, der reiche Wiener Maschinenfabriksbesitzer, den hoffnungsvollen Sohn seines weniger glücklichen Bruders ein!

Wie Stephan sich freute!

Wie er die paar Stunden, die seine Vaterstadt von dem Juwel am Traunsee trennten, in hochfliegenden Träumen verwehn sah. Freiheit, Natur, Lebensgenuß, vielleicht irgend eine schicksalwerdende Bekanntschaft, ein hochangesehener Professor, der ihn sofort zu seinem Famulus erkor — alles malte

er sich in glühenden Bildern aus, stellte er sich in plastischer Wirklichkeit und Herrlichkeit vor.

Und dann hüllte ihn noch ein Wunsch, ein Traum, ein Gedanke ganz ein — er schwamm förmlich in einem Medium von Duft, Poesie, in einem Luftstrom, darin es knitterte und knisterte wie von Seidenrauschen, blonden elektrischen Haaren, darin es klapperte von kleinen Safian-Stiefelchen und rothen Pantöffelchen, klein, wie die Philinen's, aber einer höheren Gattung von Frauenfüßen angehörig!

Er hatte sich toll und voll gelesen an dem, was die thörichten, verderblichen Dichter, die Plato so weise aus seinem Staate, dem Musterstaate, ausgeschlossen wissen wollte, an dem, was die Poeten sagen und singen über Frauenliebe!

Nun war er angekommen und hielt die Hand vor die Augen, geblendet von so viel nie gesehener Schönheit. Der blaue See, die kahlen, furchtbaren Felsmassen des Traunsteins, die fichten- und tannenbewaldeten kleineren Berge, dort, fern, märchenhaft verschwommen, das liebliche Traunkirchen am Seeesende — und nun — schloß ihn Onkel Hermann in die Arme und küßte ihn auf den Mund. Onkel Hermann war ein Riese, ein Hüne, mit blondem Vollbart und treuen, trauenden, blauen Augen; vollkommen wie Lohengrin in der Oper sah er aus!

„Ist das Vetter Stephan?" fragte ein süßes Kinderstimmchen.

Und Stephan erblickte nun ein kleines Mädchenbild, dem Lohengrin wunderbar ähnlich sehend. Nur hatte das kleine Mädchen brünette Haare und braune Teufelsaugen.

„Ja, das ist Vetter Stephan, von dem wir Dir erzählt haben! Du wirst recht artig mit ihm sein!“ sprach Lohengrin.

Sie fuhren in einem Wagen in's Hotel Bellevue am See.

„Mama steht schon auf dem Balkon!“ rief das Püppchen, das Mathilde hieß.

Stephan blickte hinauf und — sein Herz stand stille.

Ja, das war Frauenschönheit, wie er sie, in solcher Umgebung, nie gesehen. Das Etui war wie die Perle. Eine wundersame Brünette, den Oberkörper weit über die Eisenbrüstung des Balkons gelehnt, den einen, außergewöhnlich kleinen Fuß durch die Stäbe desselben vorschiebend, stand in einfacher, aber prächtig reicher Kleidung, wie eine Châtelaine vergangener Jahrhunderte da oben, nach dem aus dem Kriege, oder von Raubzügen heimkehrenden Rittergemahl ausspähend.

Stephan liebte diese Glanzerscheinung, noch ehe er die Treppe hinaufgekommen; wie er hinaufgelangt, war ihm auch später ein Räthsel geblieben.

Sie reichte ihm ihre kühle, kleine, weiche Hand und begrüßte ihn herzlich!

„Willkommen, lieber Vetter Stephan!“ Sie hatten sich nie gesehn. Dann küßte sie ihren Mann, ihr Kind. Stephan konnte es nimmer begreifen, daß ihm da, grade da, Gottfried Kinkel's Verse so ungefähr beifielen:

„Wenn Frau'n einander Küsse geben,
So sagt das nur uns Männern daneben,
Schlöß' ich Dich erst in den Arm hinein,
Was sollten das für Küsse sein!“

Wie, sein erster Gedanke war eine Anklage der Koketterie! Statt „einander“ konnte der Dichter ja auch „Männern und Kindern“ gesetzt haben, etwa:

„Wenn Frau'n ihren Männern Küsse geben!"
oder,
„Wenn Mütter den Kindern Küsse geben!"

Wie, sofort bezichtigte er die schöne Tante eines Anschlages auf sein schon ihr gehörendes Herz! — Eifersucht macht schlecht, und der arme Narr war schon eifersüchtig auf die Liebesbezeigungen der Mutter gegen Gemahl und Kind! —

Indessen, keine Seele ahnte, was in Stephan's Seele vorging. Wie jedem anderen gewöhnlichen Reisenden, wies man ihm sein Zimmer an.. Es lag dem der Frau Tante gegenüber! Nur ein Korridor, der jetzt, nach dem gemeinschaftlichen Male und einer herrlichen Fahrt à quatre über den mondbeglänzten See, mit unzähligen staubigen Stiefeln von allen Größen verunziert war, trennte sie! — Am Sonntag unternahm das Ehepaar mit Mathilden und der hübschen Bonne und natürlich mit Stephan eine Rundreise auf den See, auf einem Dampfer. Man frühstückte am „Stein", man tafelte in „Altmünster", soupirte in Traunkirchen und schlief ermüdet in Gmunden ein. Am Montag reiste Lohengrin in die Stadt zu seinen Arbeitern und Maschinen, und Stephan begleitete ihn an den Seebahnhof.

Nun begann ein Leben voll Grauen und Wonne für Stephan. Er liebte Johanna, seine heitere, lustige, sorglose, lebenslustige Tante. Sie hatte ein goldenes Gemüth. Sie war immer hochgestimmt und fröhlich, sie wußte nicht, wie man die Stirn in Falten zusammenzog, nichts ärgerte sie, sie faßte Alles von der glänzenden Seite auf und sah nie die Schatten der Dinge. Es fehlte ihr ja nichts. Gesundheit, Reichthum, einen liebenden Gatten, ein entzückendes Kind,

Geist, Verstand, Bildung — Alles besaß sie. Wie sollte sie der arme Stephan, der so viel von Frauenhuld, Frauenschönheit, Frauenliebe geträumt und nie ein Aehnliches gesehen, nicht lieben? Und täglich, wenn er sie so sorglos, so hingebend, so liebenswürdig fand, fragte er sich, sollte sie ihn denn nicht auch ein wenig lieben!? Ein hübscher, schmucker Bursch war er, wenn auch nicht so modisch gekleidet, wie viele gestriegelte Wiener, die der eleganten Frau Tante die Fingerspitzen küssen durften. Aber das war doch klar, daß sie am Liebsten allein mit ihm blieb, fuhr, promenirte, und daß er mehr gelernt und gelesen, als alle die Wiener Herren und — vielleicht selbst als Onkel Hermann!

Arme, eitle, sorglose Unschuld! Er war eben so unbedeutend; er kompromittirte nicht — il ne tirait pas à conséquance!

Am frühen Morgen stand er mit Tante Johanna auf dem Balkon. Die Bäume der Esplanade sahen sich von oben wie ein endloser grüner Wandelweg an, so symmetrisch waren sie zurecht gestutzt. Vögel spazierten in diesem Scheinpark umher, sangen, schnäbelten sich und jubilirten dann unbarmherzig, wie glücklich Liebende, die sich nicht erinnern, daß es auch hoffnungslos Harrende giebt. Ueber den blauen See flogen weiße Schwäne, wie in den Märchen, und ließen sich zwischen den beflaggten Schiffchen nieder. Drüben zwischen malerischen Gebüschen hob Schloß Ort seine weißen Wände und rothbraunen Schindeldächer, seine viereckigen Thürmchen mit abschließenden Kugeln und Spitzen und Kreuzen aus der kühlen Fluth. Und der Arm und das Haar und die Fußspitze Johannens berührten arglos den Fuß und das Haar

und den Arm Stephan's, und dieser wollte die Herrliche vor aller Welt umschlingen und küssen und ihr zurufen: „Ich liebe Dich!"

Aber er schwieg und bezwang und verzehrte sich selbst. Und sie fuhr mit ihm in den schmalen, nach englischem Muster gebauten Booten, allein, weit, weit auf den See hinaus. Wenn sie selbst ruderte und ihre keusche Büste bald vor, bald zurückbog, wenn die schönen Linien der vollen Arme unter dem Seidenkleide wechselten, oder wenn er die Ruder brauchte, und sie, vom Steuer zur Seite geneigt, die weiße Hand und den halben Arm in die Spiegelfluth hielt, die sich kräuselte, wie die Haarwellen auf ihrer Stirn, dann wollte er wieder auf sie zueilen, sie umarmen und — versänke das Schiff mit ihnen Beiden auf die unergründliche Tiefe — ihre Gegenliebe erringen. Aber er schwieg, und sie sprachen von Büchern und Dichtern und Natur — nur nicht von Liebe. — Dann fuhr er mit ihr und Mathilde auf einem von Flößern erbauten Salzschiff die Traun hinab bis zum Traunfall. Wie von Glas oder Gletschereis schienen die beweglichen Fluthen, auf denen sie hinabrollten, wie — Keller's Romeo und Julie, Vreneli und ihr Liebster, wie es dem verliebten, unglücklichen Stephan däuchte. War das eine Fahrt! Hundertmal durfte der Vetter der Frau Tante den Wasserstaub aus den dahinflatternden Haaren, von den Kleidern mit ihrem fein duftigen Taschentuche wischen, und, als dieses naß war, mit dem seinen. Am Traunfall aßen sie köstliche Forellen und lagerten sich dann im Walde. — Er und sie und zwischen ihnen Mathilde. — Unten bewegten sich leise die Farren und Waldkräuter, oben rauschten die Kronen der Buchen, die Fichten und Tannen

warfen ihre Nadeln herab und die Sonne schickte mit ihnen, zwischen den Ritzen hindurch, ihre Strahlen herunter. Mathilde küßte die Mutter auf den Mund. — Wochen waren verflossen, und das Kind hatte sich schon daran gewöhnt, den Vetter Stephan wie einen Bruder zu betrachten. So küßte denn Mathilde auch den in's Gras gestreckten Vetter und ging, blaue Glocken und rothe Beeren zu suchen.

Das Kind war aber die Biene gewesen, die zwischen zwei sich fernestehenden Blumenkelchen befruchtend, geschäftig hin und her fliegt.

Der sechszehnjährige Jüngling fühlte auf seinem Munde nicht den Kuß des vierjährigen Mädchens, sondern noch den der sechsundzwanzig Jahre alten Tante Johanna. Seine Einbildungskraft ließ ihn wähnen, nicht der unschuldige Kindermund, sondern der purpurn glühende einer seine Liebe theilenden wundersamen Frau habe ihn berührt, und — er erhob sich auf die Knie vor der Lagernden und faßte ihre Hand, er bedeckte sie mit Küssen und stammelte wonneselige, halbverwirrte — schnellbereute Worte.

Johanna hob sich, sich auf die Linke im Gras stützend, sah ihn mit einem Blicke an, den er nie vergessen wird — Ueberraschung, Mitleid, Spott, Bedauern, Reue, Gram — Alles lag darin, — und dann sagte sie:

„Stephan — Du bist ein Narr!"

Der Narr Stephan, der jetzt im Eisenbahncoupé sitzt und so jämmerlich weint, daß es einen Stein erbarmen möchte, weiß nicht mehr viel von dem, was seit jener Stund' mit ihm geschah. Er glaubt, es war ein Samstag, der dritte Samstag nach seiner Ankunft. Onkel Hermann kam wieder zum Be-

such von Weib und Kind aus der Stadt. Sie saßen in ihrem Salon, beim Schein einer großen Oellampe mit einer milchweißen Glocke, und als die Herren so beim Käse, oder der Cigarre waren, streichelte Tante Johanna dem armen Narren Stephan mit der kühlen Hand über das volle Haupthaar und sagte ganz ruhig und ernst, ohne einen Anflug von Spott, Ironie, doch wohl mit tieferer Bedeutung:

„Denke Dir nur, lieber Hermann, unser guter Vetter Stephan hat sich auf Leben und Tod in mich verliebt und mir es gestanden!“

Onkel Hermann sah seine Frau, dann den Vetter Stephan an und sprach — eine Weile nicht. Dann bot er ihm eine Cigarre an und schlug eine Kahnfahrt vor. An der Brücke, daran das Schifflein lag, reichte er seiner Frau galant die Hand zum Einsteigen. Aber als Stephan auch den Fuß in den Nachen setzen wollte, fühlte er sich von dem riesigen Onkel gefaßt. Dieser hielt das Schiff mit dem linken Fuß noch am Brückenrande fest, hatte den Vetter in die Arme genommen und ihn wiegend, wie er etwa Mathilden wiegen und tragen würde, drückte er ihn an sich und ihm einen Kuß auf den Mund gebend, sagte er ihm dann in's Ohr: „Armer Junge, so etwas giebt sich! Lerne erst das Leben und die Welt kennen!“ —

Dann fuhr man in die Mondnacht hinaus. Hermann war ausgelassen lustig, Johanna still und bewegt, Stephan befangen. —

An diesem Abend stand er nicht Schildwacht an der Thürspalte seines Zimmers, bis ein weißer Arm ein paar Stiefelchen drüben auf die Binsenmatte warf. Es war stets

ein seliger Moment für ihn gewesen. Der arme Narr! Er hatte keine Ahnung, daß dies das Geschäft der Zofe, nicht der Herrin war! Er weiß aber noch eines sehr genau. Der Onkel fuhr fort, er blieb noch auf dessen ausdrücklichen Wunsch und Befehl ein paar Tage. Dann begleitete ihn Frau Tante Johanna an den Seebahnhof. — Sie sagte sich vielleicht, sie sei in ihrer Arglosigkeit, in der Unterschätzung seiner Unbedeutendheit etwas zu weit gegangen und müsse — nun noch so weit mitgehen. — Sie sprach ihm Muth ein und Hoffnung auf ein großes Leben ohne Enttäuschung. —

Ein schweres Gewitter war lange im Herannahen gewesen. Stephan stieg ein, beugte sich heraus und wehte mit dem Tuche, während der Zug sich in Bewegung setzte. — Da sah er, wie sich Tante Johanna umwandte und ihr Spitzentuch vor die Augen hielt. Der Jüngling warf sich in die Kissen zurück! Warum weinte sie?

2. Warum lachte sie?

Der elektrisch beleuchtete Sophiensaal in Wien bietet einen feenhaften Anblick. Unten am Ende, dem Eingang gegenüber, unter einem Baldachin von Palmen und anderen exotischen Blattgewächsen, zwischen denen die weißen Tilgner'schen Büsten des Regentenpaares durchschimmern, hält der Kronprinz und ein Erzherzog Cercle. Ein halb Dutzend befrackte Menschen, die einer Ansprache gewidmet worden, strahlen vor Glück. Auf den Estraden rechts und links thronen die Mütter, deren vom Tanz erhitzte Töchter, bald abgeholt, bald zurückgeleitet,

meistens jedoch auf Flügeln der Tugend, der Schönheit, der Grazie, der Musik durch den Riesensaal schwebend, die anmuthigste Dekoration des großen Carrés bilden — das im Sommer als Schwimmbad dient.

In der Mitte der rechten Estrade, noch erhöhter, als die Mütter, hausen die Patronessen, diese Ur-Mütter des — Juristen-Balles. Denn käme ein Wiener Elite-Ball ohne die glänzenden Namen der Protektorinnen zu Stande?

Die Patronessen rekrutiren sich meistentheils aus dem von Balzac verherrlichten Stande der femmes de trente ans. Sie sind reif, was nach Hamlet Alles ist, und gegenwärtig ein Meer von Glanz, Schönheit, Perlen, Diamanten, Sapphiren, Rubinen. Sie sind Musterausstellungen von Spitzen, Seide, Sammet, und neunamigeren Modestoffen der Wiener Worthe, der Damen Marrison, Francine, Spitzer und so weiter.

„Erlaube, ma chère, daß ich Dir den Sohn eines alten Freundes und Kriegsgenossen vorstelle!" sagte der Feldzeugmeister von Küchenbach. Und er führte seiner Gemahlin, der unbedingt schönsten Patronesse, mit seiner weißbehandschuhten Hand einen weißbehandschuhten jungen Lieutenant zu.

Die Patronesse, die Freifrau Elwine von Küchenbach, eben im Begriffe mit Sr. Excellenz dem Herrn Tanzminister einige Worte zu wechseln, drehte ihr klassisches Profil von der Excellenz dem Herrn Lieutenant zu, und ihre Züge verloren den Ausdruck der Abspannung, um den der frohen Neugier, des Vergnügtseins anzunehmen.

„Lieutenant Fritz von Schellendorf, die Freiin Elwine von und auf Küchenbach!" vervollständigte der Herr Feldzeug-

meister die Vorstellung, und da ein hochgestellter Militär ihn soeben am glänzenden Goldknopfe seiner Gala-Uniform packte, verschwand er in der Menge. — Es war ein noch stattlicher, grauer Herr von wohl sechszig Jahren, der Herr Feldzeugmeister.

Lieutenant Fritz staunte noch immer die Wundererscheinung der Frau seines Vorgesetzten an, die trotz der blendenden Umgebung als eine solche Feeen-Vision gelten konnte.

Fritz, sonst ein ganz kluger Junge, suchte jetzt vergeblich den Konversationsfaden fortzuspinnen — den seine Excellenz gleich bei dessen Annäherung fallen lassen. — Die schwarzen Augen der Feldzeugmeisterin waren aber das Labyrinth, in dem sich der arme Lieutenant alsbald verirrte. Frau Elwine bemerkte dies. Sie war nicht grade überrascht und ließ sich erst nach einigen Minuten herbei, die Ariadne zu spielen, die diesem Theseus den Faden der Entwirrung in die Hand gab.

„Sind Sie schon lange hier in Wien, Herr Lieutenant?“ fragte sie endlich herablassend. — Dabei konnte sie nicht umhin, die theseische Gestalt des Jünglings wohlgefällig zu mustern. In der That, der Herr Feldzeugmeister verlor bei dem Vergleich.

„Ich — gnädige Frau, bin erst seit ein paar Tagen in Wien .... Darf ich ergebenst, unterthänigst ersuchen, einen Walzer, eine Quadrille ....“

Die Freiin lächelte ...

„Die Patronessen tanzen nicht .... solange die Leere des Saales es nicht erheischt — und Sie bemerken, Herr Lieutenant ...“

Man konnte in der That nicht einen Quadratzoll des Fußbodens erblicken.

„Doch — sehen Sie, Strauß klopft ab, die Musik ist zu Ende. Ich will eine Tour mit Ihnen durch den Saal machen. — Erzählen Sie mir — wer Sie eigentlich sind!“ schloß Elwine launisch lächelnd, und damit nahm sie Fritzens Arm, rauschte die drei Stufen der Estrade herab und — Alles machte dem stolzen Paare Platz, schaute ihm bewundernd nach. — Das war ein Ereigniß in des Lieutenants Leben. Seine Feldzeugmeisterin ging mit ihm, auf seinen starken Arm schwer und doch leicht gelehnt, der Länge nach durch den Sophiensaal und zurück. Das war Avancement! Das machte ihm Feinde! Das schuf ihm Freunde!

„Nun! Erzählen Sie doch . . .“ flüsterte sie, ungeduldig.

„Ich, gnädigste Frau, ich bin der einzige Sohn des Obersten von Schellendorf, der mit Ihrem Herrn Gemahl die Schlachten von Königsgrätz-Sadowa“

„Gewonnen“ . . . . hauchte die Freiin, traurig — ernst, und doch lächelnd.

„Mitgemacht! Ich bin in Wiener-Neustadt geboren, erzogen, wurde grade, als mich mein Vater in die Hauptstadt versetzen lassen wollte, nach Bosnien kommandirt, habe mich dort mit den — Ungläubigen herumgeschlagen und ein paar Jahre gelangweilt — ich bin zum ersten Male im Winter und für längere Zeit in Wien. . . .“

„Ah, drüben die Fürstin M . . .! ein Wort mit ihr . . .“ Und die Weltdame zog ihren Schützling hinüber, sprach etwas in's Ohr der Fürstin M . . ., stellte ihren Kavalier flüchtig vor und . . .

„In Wien“ . . . fuhr sie fort, wo er abgebrochen . . . „Und wie gefällt es Ihnen hier. . . . Bitte einen Moment

mit Sonnenthal! — Sehen Sie, er sieht uns schon, da kommt er. . . .“

Der große Mime, der nach Nordau's neuesten Forschungen kein Genie sein kann, eilte in der That auf die schöne Patronesse zu, und sie hatten sich irgend etwas anscheinend sehr Wichtiges zu sagen, denn beide Theile waren sehr eilig und richteten bereits ihr Augenmerk auf andere, im Saale zwischen der Menge verschwindende Persönlichkeiten. — Jetzt riß sie ein Wirbelwind von Tanzenden auseinander.

„Und wie gefällt es Ihnen hier?“ — Fritz erstaunte über die Gewandtheit seiner Führerin. Sie sah Alles, hörte Alles und wußte genau die letzte Silbe ihrer unterbrochenen Konversation mit ihm. Je klarer und selbstherrlicher sie war, desto mehr verwirrte sich sein Geist. Sie lag halb auf seinem Arm, er sah ihr schwarzes perlengeschmücktes Haar sich in Locken und Ringen auf den makellosen Nacken legen; er sah ihre königliche Büste unter dem Eindruck des aufregenden Gesellschaftsspieles sich heben und senken.

„Nun?“ fragte sie auf dem beschwerlichen Rückzugswege zur Estrade. Fritz mußte sich erst besinnen.

„Wie es mir hier gefällt! Ach, gnädigste Frau Feldzeugmeisterin! Ich habe noch nichts gesehen, als . . .“

Sie schaute zu ihm auf, denn sie hatte ihren Sitz wieder eingenommen. „Als . . .“ fragte sie.

„Als — Sie — gnädigste Frau!“ fuhr es dem einfältigen Jungen heraus. Er fürchtete, die unverschämteste Dummheit begangen zu haben. Alles war nun verloren. Entweder er hatte seiner Vorgesetzten eine Liebeserklärung gemacht,

und sie beleidigt — oder, er hatte sie erst recht beleidigt, indem er ihr eine Grobheit in's Gesicht geschleudert.

Aber die Frau Freiin schlug ihn mit dem Fächer leicht auf den Arm und sagte gutmüthig: „Nun, da sehen Sie sich die Wiener und Wienerinnen einmal recht lang und in der Nähe an. Hier haben Sie beste Gelegenheit dazu. Tanzen Sie ein Paar Touren und in der Pause trinken Sie ein Glas Champagner an unserem Tische. Dort, in der Ecke, links!"

Sie deutete nach der Stelle. Welch ein Arm!

Die geübte Salondame hatte wohl gesehen, was für einen Eindruck sie auf den armen Neuling gemacht. Mit Herzen spielen war ja ihre Lebensbeschäftigung. Wer weiß, wie lang man sie noch ausüben kann. — Sie wußte, daß die Trennung ihn nur um so sicherer und willenloser in ihr Netz, das übrigens kein todtbringendes war und sein sollte, zurückführen würde. Länger konnte sie ihn auch jetzt nicht um sich behalten, und dann nahte dort der geckenhafte, aber einflußreiche Fürst Leuchtenthal. Er hatte in sein bartloses Gesicht ein Schnurrbärtchen wachsen lassen und zwirbelte unbarmherzig daran herum. — Kaum war der Lieutenant Fritz von Schellendorf, dessen herkulischer und doch hochelegantër Gestalt die Freiin wohlgefällig nachsah, zwischen Fräcken und Uniformen verschwunden, so nahte Fürst Leuchtenthal und setzte sich neben Elwine. Er sprach lange mit ihr, benahm sich sehr — fürstlich ungenirt, spielte mit ihren Perlen, ihrem Fächer, faßte ihre Hand, flüsterte in ihr kleines Ohr, drückte ihr Spitzentuch an sein neues Schnurrbärtchen und küßte endlich, Abschied nehmend, nach einer halben Stunde, ziemlich lange ihre Fingerspitzen. —

Für den armen Wiener-Neustädter Lieutenant, der wohl schon Bauernmädchen, Provinzdamen und Herzegowineserinnen gesehen und beobachtet, war das überlegene Benehmen der hohen Dame bestechend. Sie that Alles mit unnachahmlicher Grazie, und er sah wohl, daß Nichts und Niemand sie beleidigen könne. Sie litt und duldete Alles, auch den Fürsten Leuchtenthal, wie etwa die Liebkosungen ihres Papageis oder ihres Seidenpintschers, und wie es für ein Vergehen dieser angenehmen Hausthiere Strafen und leichte Züchtigung gab, so ahnte Fritz den moralischen Fußtritt, den sie für einen Uebertreter der Sitte, des guten Anstandes in Bereitschaft hatte.

Aber Fritz sah aus einem Winkel allem eitlen Hofmachen zu. Er stand mit dem rechten Fuße auf glühenden Kohlen und mit dem linken auf echt-englischen Nähnadeln. Wenigstens hob er einen nach dem andern fortwährend, nicht etwa, weil er auf Befehl mit den entzückenden, schlanktailligen Mädchen tanzte, die es ihm gar nicht übel genommen hätten, sondern, weil er ununterbrochen im Geiste wieder zu der schönen Vorgesetzten hinschritt. Aber viele Bewunderer kamen, blieben lange und gingen. Fritz glaubte in sämmtlichen „bolge" des Dante'schen Inferno gewesen zu sein, zu welcher Sinnestäuschung die infernalische Hitze im Saale nicht wenig beigetragen, als Strauß endlich wieder einmal abklopfte und abtänzelte. Eine Bewegung, als ob Jemand „Feuer" gerufen, entstand im Saale und Alles drängte zu den Tischen der Nebengallerien und Korridore. — Am Essen hängt, zum Essen drängt . . . .

Mühsam bahnte sich Fritz seinen Weg zu Elwinen, die indeß auf ihn zu warten schien. Sie grüßte ihn huldvoll,

fragte rasch, ob er getanzt habe und mit wem, und als er schon die erste Frage verneint, that sie sehr zornig und meinte, wenn er die Befehle seiner Oberen nicht besser auszuführen verstände, so würde er sich Stubenarrest, Festung und, je nachdem, infame Kassation vor dem ausgerückten Regimente zuziehen. Herkules sah in die teufelsschwarzen Augen dieser Omphale, deren Spinnrocken ein großer Schildpattfächer mit enormen weißen Straußenfedern war, wie etwa ein vierjähriges Kind in die Augen der sich erzürnt stellenden Mutter. Die grausame Omphale schlug den Spinnrocken zu einem großen Rade auseinander, wie ein Pfau, und bedeckte sich damit vom Gürtel bis zu den Augen. Mit diesen schaute sie den zitternden Herkules an und so ging man zu Tische. — Der Herr Feldzeugmeister besprach sich mit einigen wie Milchstraßen besternten Herren sehr eifrig, schenkte fortwährend Fritz und sich Champagner in große Kelchgläser, stellte ihn einigen zwanzig Personen vor: „Der einzige Sohn meines Freundes und Kriegsgefährten Fritz von Schellendorf," und unterbrach sich sehr oft in der Unterhaltung mit den Besternten, um Fritz auf die Schulter zu klopfen und ihm zuzurufen: „Sie müssen uns sehr regelmäßig besuchen. Alle Sonntage und jeden Mittwoch ist Ihr Couvert gedeckt. Das sind unsre Jours. Sie können auch hie und da Abends kommen. Ich werde schon für Ihr Avancement sorgen!" Fritz wußte gar nicht, wie er sich benehmen sollte, und wieso er solche Freundlichkeit verdient.

Elwine unterhielt sich mit ihrem rechten Tischnachbarn, einem angesehenen Banquier, der aber sehr hungrig schien.

„Erzählen Sie mir doch etwas von Ihren Erlebnissen!" wandte sie sich wieder an ihren Partner zur Linken. Fritz kam

Alles, was er bis heute Nacht erlebt, so dumm, so einfältig, so uninteressant vor. Er sagte es und ahnte nicht, daß er damit eigentlich ein Plagiat an sich selbst begehe, sein: „Ich habe noch nichts gesehen, als!“ — wiederhole.

Elwine fühlte sich geschmeichelt.

„Und werden Sie thun, was mein Gemahl Ihnen befiehlt?“ fragte sie.

„Oh meine Gnädigste, bedenken Sie doch, infame Kassation vor dem Regiment!“ Sie lächelte. — Man trank, man kam endlich auf den Fürsten Leuchtenthal zu sprechen. — Fritz wagte in seiner Naivetät und beginnenden eifersüchtigen Verliebtheit zu bemerken: „Ich bin überzeugt, gnädigste Frau, der Fürst betet Sie an!“ Elwine sah ihm voll und klar in's Gesicht und erwiederte bestimmt und halblaut:

„Ich liebe meinen Mann!“

Fritz fühlte, daß er eine neuerliche Dummheit gemacht, wenn nicht gar eine .... Kühnheit gesagt. Er saß da, wie ein ausgezanktes Kind oder ein begossener Pudel, was sich bei seiner herkulischen Figur gar wunderlich ausnahm.

Elwine hatte Mitleid mit ihm. Sie beschloß, des armen, in der Großstadt sicher sich verlierenden jungen Mannes Erziehung zu übernehmen, ihn zu heilen, ohne sich zu exponiren.

„Uebrigens,“ flüsterte sie ihm dann ex abrupto zu, „glauben Sie, daß man Zweie lieben kann? Wirklich lieben? Ein Mann, im Ernste, zwei Frauen? Eine Frau, wirklich und wahr, zwei Männer?“ Sie sah ihn scharf an.

„Ich — ich weiß nicht!“ stotterte der Lieutenant. „Ich glaube indessen, wenn mich Eine, wie — wie ich sie mir denke, wiederliebte — ich —“ ...

„Brauchte keine zweite — wollen Sie sagen! Gewiß. Aber ist es nicht möglich, daß man Jemand, aus Neigung und Pflicht liebt, wie ich den Feldzeugmeister, meinen angetrauten Herrn — und — doch, haben Sie zufällig die Novelle von Heyse gelesen — ich glaube, sie spielt am Genfer See und heißt: ‚Getheiltes Herz?'"

„Gnädige Frau, ich habe das Buch gelesen, aber ich glaube ihm nicht, es hat mich nicht überzeugt. Wahre, echte Liebe . . . . . es ist nicht möglich!" —

Der Feldzeugmeister erhob sich und erklärte, daß es zwei Uhr sei und er nach Hause fahren wolle. Er fragte den Lieutenant: „Wo wohnen Sie!"

„Zu Befehl, Herr Feldzeugmeister, in der Grillparzerstraße!" — „Und wir in der Bartensteingasse. Wenn Sie wollen, können Sie mit mir fahren!" — Elwine saß, in weiße Pelze gehüllt, mit ihrem Gatten im Wagen, vor ihnen der glückselige Lieutenant. — Man sprach wenig. Die Gummiräder rollten doch fast lautlos über den Schnee! — Jetzt wurde Fritz abgesetzt. Elwine reichte dem schon im fußhohen Schnee Stehenden die feine Hand, lachte glockenhell und sagte: E s i s t d o c h m ö g l i c h!

Betäubt gelangte Fritz an sein Hausthor, zog die Klingel und fragte sich: W a r u m l a c h t e s i e?

Wetterprognose.

Eine meteorologische Strandgeschichte.

Am Seestrande von Z. tummelte sich eine bunte Schaar Badelustiger. Die Kinder, mit sonnenverbrannten, nackten Beinen und Armen, bauten Ringstraßen und Boulevards aus Sand, uneinnehmbare Festungen — all' das stürzte mit großer Regelmäßigkeit zusammen, sobald die Fluth ihre ersten Vorkämpfer, schaumbekrönte Wellen, an's Land warf. Die wie Schmetterlinge in sommerlichen Farben schillernden Damen wandelten elastischen Schrittes über den goldenen Staub, der aus tausend mal tausend Muscheln, die einst lebendige Wesen bargen, stammt. Andere Vertreterinnen der Schönheit saßen in den gelben Windkörben, in denen leider nur, wie in der Muschel, für ein Lebewesen Raum ist, und lasen in französischen Romanen, wie schön es sei, wenn der Mensch, anstatt wie die Austern einsam, gesellig und in Heerden lebt, d. h. eine Schaar von Anbetern hat. Die Herren der

Schöpfung rauchten, lagen im Sande, spielten mit den Kindern, badeten, oder betrachteten in gemessener Entfernung die schönen Badenden des anderen Geschlechts — welche nicht in den Körben saßen und transrhenanischer Lektüre huldigten. Drei Dinge kümmerten sich allein um das Menschentreiben nicht. Das ruhig in sommerlicher Pracht erglänzende Meer, das vom Horizont landeinwärts und in gleichmäßigen Athemzügen wieder vom Strand zum Horizonte wallte und rauschte, der heitere, blaue Himmel, an welchem seit Langem kein Wolkenzug zu bemerken war und — die Kurmusik. Auch sie spielte zwischen 11 und 12 und zwischen 5 und 6 Uhr mit anerkennenswerther Beharrlichkeit, einem Naturgesetze zu folgen scheinend, immer dieselben Weisen.

An einem der hellen Tischchen, das von der Kurmusik genügend entfernt war, um den Kaffee- und Sorbetttrinkern daran die Melodien nur wie verschwommenes Wind- und Meeresgeflüster antönen zu lassen, saßen zwei Herren.

Der eine trug einen dunklen, langen Vollbart und hatte auf seine wehenden Locken einen weichen Kremphut gestülpt. Seine Augen schickten verschleierte, ermüdete Blicke auf die blendende Meeresfläche, sie hatten dabei etwas Beobachtendes, Forschendes; alles an ihm verrieth den deutschen Gelehrten, den Professor.

Der andere — ein eleganter, junger Mann in lichtem Sommeranzuge, war soeben dem Seebade entstiegen, an ihm athmete Alles Kraft, Gesundheit, Lebenslust und Frische. Die beiden Heterogenen plauderten über dieses und jenes ganz gelassen, bis plötzlich der Jüngere und Modischere mitten in der Unterhaltung auffuhr, abbrach und fortan zerstreut nach einer bestimmten Richtung blickte.

„Aha! Das Gesetz der Stürme!" rief der Gelehrte.

Und auch er blickte nun nach dem Punkte, welchem die feurigen, dunkelbraunen Augen des Eleganten zustrebten, ohne indessen etwas Merkwürdigeres, als ein älteres, höchst farbloses und uninteressantes Ehepaar erspähen zu können, welches sich in einer gewissen animosen Stellung an einem der entfernteren, musiknahen Tischchen befand und eben im Begriffe war, Platz zu nehmen. Nun saßen sie da, etwa wie zwei Hündchen, die einander beobachtend, belauernd, aufeinander zuspringen wollen, um sich ein wenig zu zerzausen.

„Aha! Das Gesetz der Stürme!" rief der Gelehrte wieder, während vom Tische jener Alten zornige Wechselreden herüberschallten, unverständlich, wie Meer-, Wind- und Musikgeflüster.

„Was meinen Sie denn mit Ihrem Gesetz der Stürme, Herr Professor?" sagte jetzt der Elegante, der übrigens Kurt von Zelbing hieß und nebenbei Gardelieutenant war. — „Der Sturm ist doch das fessellosete, entfesseltste, unberechenbarste, gesetzloseste aller Dinge und jedenfalls ein höchst unvernünftiges Wesen. Da es nun schon ziemlich schwer ist, mit Verstand begabten Individuen Achtung vor dem Gesetze beizubringen, wie z. B. Wucherern aller Konfessionen, die gesetzwidrige Zinsen verlangen und, was das Traurige, auch erhalten, so werden Sie mir doch nicht einreden, Herr Professor, daß es Ihnen und Ihrer Wissenschaft gelungen ist, die Herren Stürme nach vorgeschriebenem Tempo und laut Rendezvous, wie eine Probirmamsell oder Grisette, antreten zu lassen."

Kurt blickte wieder nach den Alten, die aber keine neuere Attraktionskraft verriethen und gemessen weiter keiften.

Der Gelehrte, Professor der Meteorologie, Herr Meilenstein, lachte herzlich.

„Haben Sie nie, Herr von Zelbing, in den Zeitungen Prognosen, das heißt, Vorhersagungen der Wetterpropheten gelesen?"

„Nein, ich lese nur Sportberichte."

„Nun, ich bin derjenige, welcher diese meistens unzuverlässigen Wetterdepeschen für die X=er große Zeitung macht; Meteorologie ist die Kenntniß — oft auch Unkenntniß — der im Zustande der Atmosphäre bevorstehenden Veränderungen oder Stabilitäten! Ich habe mich in meinem nützlichen und anerkennenswerthen Berufe ermüdet und bin hier, um meine von Wind und Wetter angestrengten Nerven durch Luft, Wind, Wetter und Wasser zu heilen. Da ich aber das Arbeiten nun einmal als echter, deutscher Gelehrter nicht lassen kann, der bekanntlich jede Kunst versteht, außer der des Müßigganges, so bediene ich mich hier der Menschen als Hygrometer, das heißt als Feuchtigkeitsmesser, als meteorologischer Tabellen, als Isobaren, das heißt solcher Linien, welche Orte gleichen Barometerstandes verbinden. Ich treibe hier zu meiner Erholung damit Sport, womit ich mir, zu meiner Ermüdung und Abnutzung, den Unterhalt des täglichen Lebens verdiene!"

„Ich verstehe nicht recht den Zusammenhang . . ." sagte Herr von Zelbing, sich noch immer mit dem älteren Ehepaare drüben beschäftigend, welches er schon mehrmals zu grüßen versucht hatte. Doch die guten Leute lagen sich viel zu sehr in den Haaren, um die Außenwelt, so schön sie auch am Meeresstrand eben war, zu bemerken.

„Sie werden sofort verstehen, Herr von Zelbing. Wissen Sie, was eine Depression ist?“

„Keine Ahnung! — Doch — Depressio . . so etwas wie Niedergeschlagenheit!“

„Ganz richtig. Wir Meteorologen bezeichnen damit ein barometrisches Minimum, das heißt, einen Ort, an welchem der Luftdruck weit unter denjenigen, welcher rings in der Umgebung herrscht, herabgedrückt ist. Sie wissen doch, daß die Luft einem Gesetze gehorcht, daß ihr Mariotte gegeben?“

„Ich erinnere mich dunkel dieser liebenswürdigen Bereitwilligkeit der uns zum Einathmen dienenden Atmosphäre, sich unseren Anordnungen zu fügen . . .“ sagte Kurt, an seine Universitätsjahre mit Schaudern und Vergnügen zurückdenkend. Das Schaudern bezog sich auf die besuchten, das Vergnügen auf die geschwänzten Kollegien.

Der Gelehrte fuhr fort:

„Nun also! Die Luft hat die Gefälligkeit, sich in der Wärme auszudehnen, sie hat die Gnade, elastisch zu sein, das heißt, sie bequemt sich dazu, eine dem auf sie ausgeübten Druck proportionale Dichtigkeit anzunehmen; und sie äußert selbst wieder einen ihrer Dichtigkeit angemessenen Druck!“

„Sehr erfreulich!“ meinte Kurt. „Aber . . .“

„Denken Sie sich nun, daß über den Menschen von Zeit zu Zeit auch eine solche Depression, ein Stück Atmosphäre, das niedrigsten Luftdruck enthält, hinschreitet, oder verlegen Sie den Vorgang in sein Inneres und bezeichnen Sie es als Stimmung. Man kann ja das Wort Depression ganz gut auf die seelische Stimmung anwenden und es mit Niedergeschlagenheit übersetzen, wie Sie mit Ihren überwältigenden Sprachkenntnissen es thaten, Herr von Zelbing!“

„Sie schmeicheln, Herr Professor!" rief Kurt.

„Nicht im Mindesten!" entgegnete Meilenstein, ohne jeden Anflug von Ironie. „Diese meteorologischen Minima nun, lieber Herr von Zelbing, führen uns meist die feuchte Luft des Ozeans zu, über welche sie in lustiger Ausgelassenheit streiften, ahnungslos, was aus ihnen noch werden könne und solle. Sie haben daher größtentheils dichte Bewölkung, Niederschläge und starke Winde im Gefolge. In ihrem Centrum ist die besonders erwärmte, oder auch besonders stark mit Wasserdampf gesättigte und deshalb dünnere Luft in stetem Aufwärtsstreben begriffen. Das bringt nun neue Verschiebung der angrenzenden Lufttheile zu Wege. Aus sehr verwickelten Gründen, welche Ihnen ganz klar zu legen vielleicht — mein — Fassungsvermögen nicht ausreichen würde. . . ."

Hier sah Meilenstein Zelbing scharf eine Sekunde lang an und schien zu erwarten, daß dieser sein Fassungsvermögen in's Treffen führe. Aber Kurt that nichts dergleichen.

„Aus sehr verwickelten Gründen," fuhr daher der Gelehrte unentwegt fort, „entstehen um solche Depressionen herum Wirbelströmungen der Luft, das heißt, Wirbelwinde, Stürme! Wenn wir nun die Veranlassungen kennen — leider giebt es nun sehr vielerlei in einander greifende und auch wieder sich aufhebende Veranlassungen — die alle in der Luft liegen — unter denen Stürme entstehen — so haben wir wohl ein Recht, von einem Gesetz derselben zu sprechen, besonders wenn wir sie demselben folgen sehen!

„Wenn ich nun weiterhin bei meinen Menschenbeobachtungen, beim Eintritt von seelischen Depressionen, Stürme entstehen sehe, so darf ich annehmen, daß auch die Psyche eines Menschen Gesetze befolgt, Gesetzen unterliegt.

„Wenn Sie zum Beispiel, geehrter Herr von Zelbing, wie ich seit vier Wochen das wissenschaftliche Vergnügen habe, zu bemerken, in Aufregung gerathen, wenn da drüben das Ehepaar erscheint, und Ihre Erregung eine sonnige, himmelblaue mit Cirullus ist, sobald das Fräulein Ludmilla die Eltern begleitet: wenn Sie dagegen bewölkt, kalt sind, feucht, möchte ich sagen, sobald besagtes Fräulein Ludmilla zu Hause bleibt, so darf ich wohl auf einen inneren Zusammenhang dieser äußerlich scheinbar zusammenhangslosen Vorgänge schließen."

„Ebenso wenn jenes würdige Ehepaar stets heiter, vergnügt, wolkenlos, wie ein sommerlicher Oktobertag auftritt, sobald Fräulein Ludmilla es trabantenhaft begleitet, sich jedoch wie Hund und Katze benimmt, keift, rauft, hagelt, schneit, friert, sobald Fräulein Tochter aus höchst inneren Gründen zu Hause zu bleiben belieben, und auch alles dieses wieder sicht- und fühlbaren Einfluß auf Ew. Hochwohlgeboren Behagen gewinnt, so gestatte ich mir, selbst bei den verwickeltsten Motiven und Einflüssen, ein Gesetzmäßiges, Stetes auch in der menschlichen Sturmnatur zu finden und glaube hiermit meine früheren Ausrufe legitimirt zu haben! Wenn Sie sich indessen vollständig und eingehend belehren und aufklären wollen, so empfehle ich Ihnen zum Studium neben meinen eigenen bescheidenen, jedoch epochemachenden Werken, die unseres Altmeisters Dove, dann Brandes, Maury, A. v. Humbold, Bruys-Ballot, Redfield, Espy, Ferrel, Helmholz, Hann, Reye, Guldberg, Mohn. — Wo eilen Sie hin?" frug Meilenstein, als Kurt von Zelbing jetzt aufstand und seinen Hut nahm.

„Nun, in die Leihbibliothek, um alle diese interessanten . ."

„Was Ihnen nicht einfällt," fuhr der Professor lachend auf! „Hier in Z . . bekommen Sie diese Bücher nicht. Hier giebt's höchstens . . . und die noch nicht einmal," korrigierte sich Meilenstein. „Hören Sie mir nur zu. Schon im Jahre 1701 hat Professor Amberger in Jena gesagt, um das Wetter vorher zu bestimmen, müßte man die Beschaffenheit der Luft, nicht nur, wie sie bei uns, sondern auch wie sie an anderen entfernten Orten ist, betrachten, untersuchen, man müßte die verschiedenen Barometerstände vergleichen . . ."

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, aber ich muß einmal die Luft da drüben messen, untersuchen, einathmen — ich sehe Fräulein Ludmilla aus der Villa kommen! Besten Dank für die gütige Belehrung."

Der Professor lachte in sich hinein.

„Gehen Sie nur!" sagte er, „Gesetz der Stürme." — Kurt ging grüßend davon.

Während er sich dem Ehepaar am fernen Tischchen näherte, beendete dieses soeben sein mit elementarer Gewalt und regelmäßig wie ein Passatwind wiederkehrendes Gezänk. Alle acht Tage hatte nämlich Frau Gerichtsräthin Rechtsmayer ihre Depression. Dann wurmte es die etwas eigensinnige Dame, daß ihre bald einundzwanzigjährige, sehr fein erzogene und ausnehmend hübsche Tochter Ludmilla noch immer nicht in den heiligen Ehestand getreten. Sie stieß dann ihren Gatten so oft an, als ihnen auf den Spaziergängen ein halbwegs annehmbarer Schwiegersohn in spe begegnete, und da der Herr Gerichtsrath die mannigfaltigen Stöße und Püffe nicht immer geduldig hinnahm, sondern gereizt erwiederte, „er könne doch

nicht hinlaufen und den unvorgestellten Leuten seine Ludmilla . . ."

„Unsere Ludmilla!" rief dann die Frau Gerichtsräthin.

„Auf dem Präsentierbrett anbieten," so gab's während des Hinschreitens dieser Depression Wirbel, Winde, Sturm.

Hier in Z. . . hatte nun das Kleeblatt an der Tafel Herrn Kurt von Zelbing kennen gelernt, welcher zwar Fräulein Ludmilla in ersichtlicher Weise den Hof machte, ohne jedoch jemals Anspielungen auf das schöne Institut der Ehe laut werden zu lassen.

Da gab's denn nun alle fünf bis sechs Tage Depression beim Herrn Gerichtsrath, der ohne seine Tochter kein Vergnügen an der Kurmusik fand. Ludmilla ihrerseits zog die unzulängliche Badebande noch immer dem sich stets zugesellenden Herrn Kurt von Zelbing vor, obwohl sie ihm außer Arroganz, Unbildung, Geckenhaftigkeit und innerer Hohlheit sonst nichts Ehrenrühriges nachzusagen wußte. Sie blieb darum öfters aus Widerwillen von der Frühstücksmusik fern. Das verursachte ein Minimum an guter Laune bei dem Herrn Vater, der seinen Zorn wieder an der Frau Gerichtsräthin ausließ, weil diese Ludmilla stets quälte, sie solle den albernen Zelbing heirathen. Ludmilla fand, daß selbst, wenn *sie ihn* wünsche, es *ihr* nicht gut möglich sei, bei *ihm* um *seine* Hand anzuhalten und blieb — zu Hause.

Alle diese intimen Vorgänge hatte Professor Meilenstein auf seinen seelenwitterungskundigen Karten notirt und aus ihnen sein Gesetz der Stürme deduzirt.

Aber die Witterung hängt von so unendlich vielen, oft unberechenbaren Einflüssen ab, daß die Prognose sich oft irren kann und muß.

Ludmilla kam eben aus der Villa und schritt auf die Eltern zu. Ihr folgte aber ein hübscher, sympathischer, junger Mann, dem sie jetzt den Arm gab.

Kurt staunte und setzte verdutzt den goldenen Zwicker auf.

„Ach, da bist Du ja, Ludmilla!“ sagten die Alten, um etwas zu sagen.

„Ja. Da bin ich, liebe Eltern, und dies ist Herr Steinberg aus Berlin, den Ihr mir zu heirathen erlaubtet, wenn er Hof- und Gerichtsadvokat geworden, und den ich liebe. Er hat erreicht, was Ihr verlangtet und kommt soeben an, es Euch zu melden und — um mich anzuhalten. Herr Steinberg — mein Bräutigam, Herr von Zelbing!“ —

Man kann das Wetter eben nicht ganz genau vorhersagen. —

Verlorene Illusionen.

Ein konstruirtes Lebensbild.

So Einer gute Augen hat, kann er in einer großen Stadt eine Menge Dinge beobachten, die weder in Zeitungen stehen, noch in Bücher kommen, und daher — eben nur mit den Augen der Beobachtung zu lesen sind. Ich wohnte mehr als zehn Jahre in einem großen, klosterartigen Gebäude; es hatte zwei gewölbeähnliche Durchgänge und umfriedete einen mächtigen Hof. Je nach der Tageszeit fluthete eine Stromwelle von Passanten nach der anderen hindurch; zu gewissen Stunden war es öde und still, so daß man ganz deutlich die klagende Zither eines blinden Veteranen hören konnte, der bald an dieser, bald an jener Gewölbecke saß und, mit leeren Augenhöhlen in die Welt starrend, dem wurmstichigen Instrumente sein wildes Wehe anvertraute. — Zur Schulzeit und um die Mittags= und Vesperstunde pflanzte sich ein Orgelmann wie ein Cerberus vor einem „Durchgang" auf und „mahlte" eine Melodie nach der anderen auf seiner Kaffee=

mühle. Damals bekam ich einen Haß gegen die Musik. Ich verabscheute Palestrina, Pergolese, Haydn, Bach und Beethoven und flüchtete mich in das Endzimmer meiner Behausung, das auf einen kleineren Hof des enormen Traktes hinausging und zu dem das Georgel aus Strauß'schen Opern nicht drang.

Um diese Epoche meines Wiener Lebens sah ich so um die neunte Stunde, wenn die Arbeiter, die Beamten, die Schulbuben und die vielen Approvisionisten des großstädtischen Magens bereits über meinen Hof gezogen, ein kleines Mädchen, mit einer Mappe unter'm Arm, gefolgt von einer noch jugendlich aussehenden Dame, durch den Staub des ungepflasterten, ungepflegten Carrés schreiten.

Das Mädchen besaß etwas ungemein Anziehendes in seinem Benehmen, seiner Haltung und selbst in seinem Gange. Es hatte das frischeste, lieblichste Gesichtchen, das man sich denken konnte; ein polnisches, viereckiges Pelzmützchen auf, knapp anliegende Tuchgewänder und hohe, polnische Reiterstiefelchen an, wie man sie uneleganter auch bei böhmischen Arbeiterinnen findet. Sein Antlitz glich dem des Greuzeschen Mädchens mit dem zerbrochenen Kruge am Brunnen. Das Bild hängt im Louvre: „La cruche cassée" heißt es. Das Mädchen sah stets unter sich und nie Jemanden an, sein Blick schien immer auf die Spitzen der kleinsten Stiefelchen geheftet, die ich jemals eine freudig-lebensbewußt schreitende Gestalt tragen sah; man fühlte aber instinktiv, daß das herzige Mädchen doch Alles sehe, daß es unter seiner gesenkten Stirne unendlich viel denke, und auf dem in den lieblichsten Wellenlinien geschwungenen Mündchen saß stets etwas, wie ein zurückgehaltenes, überlegenes Lächeln. Eine gewisse Siegessicherheit war

über das ganze Antlitz gebreitet, über welches es oft blitzartig aufleuchtete, und welches Wangen von der entzückendsten Karnation, ein Kinn mit Grübchen und ein reines Oval aufzuweisen hatte.

Die Dame, welche neben dem Kinde, das damals vierzehn bis fünfzehn Jahre zählen mochte, herschritt, mußte unbedingt die Mutter sein. Die Tracht, das Gesicht, die Haltung war dieselbe. Nur kam mir die vielleicht fünfundzwanzig Jahre älter aussehende Frau ganz nichtssagend und ungraziös vor, so sehr ihr die Tochter auch glich. Es war an einem Rosenstrauche die frisch erblühende, noch kaum duftende Knospe, und neben ihr die welk herabhängende, verblühte, reizlose Rose.

Wenn ich so um die neunte Stunde mein Frühstück eingenommen, die Spatzen und Tauben des Hofes gefüttert, den sich im Staube, Regen oder Schnee nachjagenden Hunden der Hofeinwohner zugeschaut hatte und dann meine türkische Pfeife zum Fenster hinausshielt, wartete ich stets ungeduldig auf das hübsche Polenkind. — Aber es kam immer, schritt gesenkten Hauptes aus einem Durchgang zu dem andern, mit Mappe — und Mutter. Dann zog ich mich zu meinen Büchern und Scripturen zurück und Schlag elf Uhr erschien das holde Mädchenbild wieder, auf dem Heimweg begriffen. Zuweilen stieg ich um jene Tageszeit hinab und sah mir das Köpfchen, die M a p p e, die M u t t e r näher an. Das Köpfchen hob sich wohl einmal und schlug kaffeebraune Teufelsaugen auf, aber nie gegen mich, ich war Luft für sie.

Auf der M a p p e stand „Musik“, mir dazumal ein fürchterliches Wort, weil alle Orgelmänner für jenen Hof

einen Freibrief hatten; und die Mutter — die Mutter ward täglich korpulenter und uninteressanter.

So verstrich die Zeit. — „Pflasterer" kamen und bedeckten die staubige Fläche des Hofraumes mit schönen viereckigen Ziegelfliesen, die noch obendrein eine Zeichnung hatten, und während sonst das Geräusch der Räder der durchfahrenden Karossen, der Hufschlag der stolzen Pferde still im Staube verhallten, machte jetzt der schwerfällige Wagen des Klosterabts einen heillosen Lärm. In der Mitte des Hofes erhob sich ein grüner Rasen, an dessen sechs Enden sechs winzige Kastanienbäumchen als Schildwachen eingepflanzt wurden. Nach ein paar Jahren aber streckten sie schon ihre duftigen, harzigen Blüthenkegel bis an's Fenster meines ersten Stockwerks. Tauben und Spatzen wiegten sich in den kahlen Aesten, in den grünen Zweigen, dann fielen braune Früchte zu meinen Füßen in das frischangebaute Gras — das Fräulein ging noch immer auf — zwar etwas größeren polnischen Stiefelchen, mit einer neuen Mappe, einem zierlicheren, polnischen Hütchen, aber mit derselben Mama in die Musikstunde. Ich hatte inzwischen durch einen Zufall ihren Namen, ihre Wohnung erfahren und mir aus Wahrheit und Dichtung und ihrem selbstherrlichen, nun wie eine junge Mairose entfalteten Rosenmündchen den Roman ihres Lebens zusammengedacht. Wilma Dobrowolsky hatte Talent für die Gretchen, Julien u. s. w. Sie sang aus voller Kehle eine herrliche Arie nach der andern in die Welt hinaus, und des Nachts, wenn sich die jungfräuliche Gestalt in ihr Linnen hüllte und die Fittige des Traumes über die langgewimperten Teufelsaugen hinfuhren, sah sich die Holde als „Somnambula" über die Dächer schreiten, als

„Dinorah“ der Patti zum Trotz den Schattentanz tanzen, und die Nilsson, die Lucca und wie all’ die glücklichen Sterne erster Größe heißen, zerbarsten vor Neid, wenn sie, die aufgehende Sonne, am Morgenhimmel der Kunst, erschien und all’ die Sterne aller Größen und Farben mit ihrem reinen, weißen Lichte auslöschte, mit ihrer Alles übertönenden Stimme zum Schweigen brachte.

Das war die Dichtung.

Ich begann mich immer mehr für die angehende Jenny Lind oder Catalani zu erwärmen und so oft ich in den Zeitungen von einer Kunstelevin las, die unter dem oder jenem wohlklingenden Pseudonym ihr Debut in der Oper oder Operette feiern sollte, besuchte ich die Première. Die schöne Polin Wilma aber schien noch immer dem Studium obzuliegen und das Lampenlicht zu scheuen, auch in Konzerten war nichts von ihr zu sehen, zu hören.

Nun kam eine Zeit, da ein unternehmend aussehender Husaren-Lieutenant Mutter, Wilma und Mappe regelmäßig über den Hof begleitete. Daß ich das Trio in dieser Gesellschaft sah, that mir in der Seele weh, denn ich kannte den schlanken Ungarn mit dem stolzen Schnurrbarte als einen Glücks-, Fuchs- und Mädchenjäger. Damals glaubte ich ein sommerliches Aufblühen der zukünftigen Henriette Sontag zu erspähen. Sie sah so glücklich aus, ihre Wangen füllten sich und die Grübchen verschwanden, sie glich einer reifen Pfirsich mit all’ ihrem Flaum, Hauch und Wohlgeruch und ihre Farbe war die der Flügel eines unberührten rosigen Sommerfalters.

Dann sah ich den Husaren nicht mehr.

Wilma ging noch immer mit Mutter und Mappe in die Musikstunde. Sie sah verweint, abgehärmt aus. Ihre Wangen fielen ein, in schwarzen Höhlen lagen die Augen, wodurch sie dreifach vergrößert und ganz dunkle Gluth zu sein schienen. Dann erholte sie sich wieder und mußte eifriger, als je, dem Studium zugewandt sein. Denn sie schleppte ganze Berge von Musik hin und her, Partituren und jene kleineren Liederhefte, sie trug mehrere Mappen und ein einziges Mal sah ich sogar die nun schon ganz häßlich gewordene Mutter der unter der Last Ermüdeten ein dünnes Heftchen, ich glaube, es waren Mendelssohn's oder Schumann's Lieder, abnehmen! Welche Erleichterung glaubte die Alte der Jungen zu bieten!

So verstrich Jahr um Jahr. — Die alten Gassen und Straßen um die Rieseninsel meines Hofes wurden abgerissen, der Staub kam über die Dächer und legte sich auf das frisch angelegte Gras, das jeden Lenz auf viereckigen torfstichähnlichen Humuskuchen erneuert wurde. Die Zinnen eben entstandener Paläste schauten nun über die Dächer und Schlote meines „Hofes“ herein, und der Ein- und Ausgang führte aus neuen Quartieren durch unsern von der Zeit unberührten Trakt in neue Viertel. Viel Altes stürzte, viel neues Leben entkeimte den Ruinen, andere Spatzen, andere Tauben balgten sich um meine Almosen, der blinde Zithermann lag irgendwo an einer Kirchhofsmauer in tiefem Schlaf — in den vielleicht doch Melodien seiner Jugend hineinklangen — denn wer weiß, ob wir so fest schlafen, daß wir dann gar nichts hören. Die Kastanienbäume waren schon so groß geworden, daß mir ihre breiten Schattenblätter die Aussicht verdeckten und gleichsam dem zweiten Stock die Hand reichten. Andere häßliche Blinde

und Lahme geigten und flöteten an den Hofpforten, um einen Kupferkreuzer zu erhalten, sogar drei invalide Zigeuner spielten Strauß'sche und wehmüthige ungarische Walzer in dem Hofraum.

Und Wilma ging noch immer zu dem Musikprofessor.

Ob er noch derselbe war!

Ach! Sie war nicht mehr dieselbe. —

Mit unsäglichem Mitleid bemerkte ich, nach einer längeren Pause, daß sie anfing, ihre Schönheit zu verlieren, daß sie — mehr und mehr — ihrer ganz zur Vogelscheuche gewordenen Mutter glich. Sie war im Gesicht, am Körper zusammengefallen und doch aufgedunsen, sie trug die Haare über dem Halsansatz verschnitten und machte ganz den Eindruck jener oft beschriebenen, viel verschrieenen Nihilistinnen, die etwas zu rächen haben, was nicht allein der Monarch und der Staat verschuldet.

Endlich „veränderte" ich mich selbst; ich verließ den trauten, liebgewonnenen „Hof" und bezog ein anderes Quartier.

Nach Monden und Monden begegneten mir Mutter und Tochter, ohne Mappe, in einer entlegenen Vorstadtgasse.

Mein Herz preßte sich zusammeu, als ich die einst so süße, duftige Rosenknospe Wilma wiedersah.

Ich begriff wie noch nie das Wort: „Verlorene Illusionen". Aus dem schönen, reichbegabten Mädchen war nichts geworden, keine Sontag oder Lind, keine Nilsson oder Lucca, aber auch keine glückliche Gattin, keine geliebte Mutter, der ihr Nesthäckchen Trost und Ersatz für alles sonst so schön Erträumte, so wenig Wahrheit Gewordene bietet; die Ideale waren nicht von den unerreichbaren Höhen herabgestiegen, und

das eigene Genie, das vom Fleiß fast zum Genie gemachte Talent, hatte sie nicht in die Regionen der Ideale hinaufgezogen!

Sie war gescheitert an der Unerbittlichkeit des Lebens, an der Macht der Verhältnisse und an, der Himmel weiß welch' unsichtbaren Klippen und Riffen, die der Ozean der Weltstadt so klug durch überschäumende Wogen zu verbergen weiß. Sie war gescheitert an der Sandbank, über welche tückisch eine seichte Welle von großstädtischen Lastern fließt: Neid, Mißgunst, Klatschsucht, Lust am Neuen und Niedagewesenen, Protektionsschwindel, Vergeßlichkeit und Egoismus.

Arme Wilma! Du gleichst nun ganz Deiner Mutter und Deine Mutter hat wahrlich wenig Aussicht, von der Bühne oder dem Podium herab Herzen zu erobern — goldene Berge zu versetzen. Vielleicht war Deine Mutter eine Mitschuldige an Deinem Schiffbruch. Wer wollte aber auf die Beschränktheit den ersten Stein werfen, da Jeder an und in sich die Grenzen der Menschheit fühlen muß, da Jeder den Anderen beschränkt und an die Schranken des Anderen anprallt.

Arme Wilma! Ich bedauere Dich und weiß nun auch, welchen Titel ich über mein Dir gewidmetes Blatt zu setzen habe: er muß lauten: „Verlorene Illusionen!"

Der Pfarrer als Pechvogel.

Nachfolgenden Brief habe ich in einem verschollenen englischen Werke aus dem Jahre 1788 gefunden. Zu litterarischen Fälschungen à la Chatterton fehlen mir leider Geschick und Gelehrsamkeit. Die Leser können sich demnach darauf verlassen, daß die Epistel echt ist.

„Mein Herr! Sie geben eine periodische Zeitschrift heraus. Das Ende dieses Schreibens wird Ihnen Aufklärung bieten, warum ich Sie belästige.

Ich bin Pfarrer, und ich schmeichle mir, die Pflichten meines Berufes so gut erfüllt zu haben, als es die Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur gestattet. Ich fürchte Niemanden durch das Geständniß zu beleidigen, daß ich mich mehr damit befaßte, die Pflichten der christlichen Moral zu lehren, als ihre Mysterien zu entschleiern und die Lobreden der Nächsten durch unverständliche Predigten zu erschmeicheln. Stets war es mir höchste Sorge, die Lehre von der Pflicht allgemeiner Wohlthätigkeit zu verbreiten, und eines meiner

größten Vergnügen, diese Pflicht selbst zu erfüllen. — Indessen sehe ich mich genöthigt, in Folge einer Reihe widerwärtiger Erfahrungen, zu erklären, daß ich immer unglücklicher wurde, je mehr ich Gutes thun wollte, und daß ich mich selbst erniedrigt habe, so oft ich mir es angelegen sein ließ, die Würde der menschlichen Natur zu heben.

Im Jahre 1748, während ich der Pfarre eines Sprengels zu York vorstand, erschien folgende Notiz in allen Zeitungen Londons: ‚York, 25. März. Heute hat man hier wegen Einbruchsdiebstahls William Wyott und John Sympson gehenkt. Sie haben sich als arme Sünder betragen, ohne jedoch ihr Verbrechen einzugestehen. Sie haben den Henker berauscht gemacht, und dieser, im guten Glauben, daß drei Personen aufzuknüpfen seien, befestigte eine Schlinge auch um den Hals des Ministranten, welcher im Armensünderwägelchen saß, und nur mit vieler Mühe gelangte der Gefängnißwärter dahin, ihn vor dem Tode zu bewahren.‘ Dieser Ministrant, mein Herr, war ich! Der ganze Artikel ist leider buchstäblich wahr; hinzuzufügen ist nur, daß der Gefängnißwärter genau so betrunken war, wie der Henker, und daß, erst als die Schlinge ziemlich stark an meinem Halse zugezogen worden, und das Wägelein sich in Bewegung setzte, der Offizier des Sheriff den Irrthum richtigstellte. So lief ich Gefahr, auf eine elende Weise umzukommen — in Folge einer zärtlichen Hingebung für die Seelen jener armen Unglücklichen, über ihre letzten Augenblicke wachend, um deren Bitterkeit zu lindern und sie ermahnend, das Verbrechen einzugestehen, für welches sie bestraft werden sollten. — Aber das war nicht mein letztes Mißgeschick. Es giebt in York, wie anderwärts, Leute,

welche den geistlichen Stand lächerlich zu machen bestrebt sind, und ich versichere Sie, Herr Herausgeber, daß ich seither selten durch die Straßen der Stadt wandeln konnte, ohne hinter mir den Ausruf zu hören: ‚Da geht der halbgehenkte Herr Pfarrer!‘

Kaum hatte die Zeit ein wenig die Lächerlichkeit, die an mir haftete, getilgt, als ich ein anderes, noch unangenehmeres Abenteuer zu bestehen auserlesen war. Ich sah mich veranlaßt, einem Londoner Journal eine Notiz zu übersenden, des Inhalts, daß, wenn ein gewisses junges Mädchen sich an den Rev. M. W. B. wenden wollte (es war mein voll ausgeschriebener Name) unter der Adresse: „zum blauen Eber“ in Holborn, so würde sie etwas für sie sehr Vortheilhaftes erfahren. Es handelte sich in Wahrheit um Folgendes. Das junge Fräulein hatte in einem Hause in York gedient und war in strafwürdiger Weise von ihrem Dienstgeber an ihrer Ehre verletzt worden. Dieser fühlte einige Jahre später, auf dem Sterbebette, lobenswerthe Reue, und gequält von Gewissensbissen, vermachte er der armen Person hundert Guineen. Er überreichte mir letztere mit der Bitte, die Verführte ausfindig zu machen und ihr nach seinem Tode die einzige Genugthuung zu verschaffen, die er zu leisten im Stande blieb.

Um mich meiner Aufgabe ganz sicher zu entledigen, reiste ich nach London und ließ in jene Zeitung die Nachricht einrücken, von welcher ich Ihnen gesprochen. Das junge Mädchen kam schon am nächsten Morgen in meine Herberge, und nachdem sie mir bewiesen, daß sie in der That die gesuchte Person sei, übergab ich ihr die hundert Guineen, allerdings etwas erstaunt, sie so wohlgekleidet zu sehen. Doch empfing sie das

Vermächtniß mit vieler Bescheidenheit und unter tausend Danksagungen. Sie lud mich zum Essen ein, ja, bat mich sogar, bei ihr zu wohnen, so lange ich mich in London aufhalten würde. Nachdem ich ihr auch meinerseits gedankt, nahm ich ihr Anerbieten um so eher an, als, wie sie sagte, ihr Haus groß genug war und die Personen, welche bei ihr wohnten (sie hielt, wie es schien, eine Art Boarding House für junge Damen), sich ausnehmend in der Unterhaltung mit Geistlichen gefielen. Ich speiste diesen Tag mit ihr und blieb bis zum Abend in ihrem Hause, ohne im Geringsten über die Beschäftigung seiner Insassen aufgeklärt zu sein, obwohl ich nicht umhin konnte, zu bemerken, daß sie mich mit außergewöhnlicher Zutraulichkeit behandelten, ihre Kleidung nicht streng genug war, und sie sich bei so mancher Gelegenheit nicht so zurückhaltend betrugen, wie unsere jungen Damen in York. Aber da ich noch nicht in London gewesen und vielfach von der Freiheit der Frauen der Hauptstadt gehört, so glaubte ich, dies Benehmen sei die letzte Mode, und obwohl ich nicht gänzlich und überall damit einverstanden war, so verhinderte mich doch mein eigenes Gefühl von Anstand, laut darüber zu klagen. — Gegen 7 Uhr Abends, während ich den Thee mit zwei dieser Damen einnahm, sah ich einige junge Leute eintreten, deren Einer zufällig der Sohn eines meiner Yorker Nachbarn war. Als er meiner ansichtig wurde, fluchte er seinen ärgsten Fluch und sagte, ich sei der anständigste Pfarrer von ganz England, denn die verdorbensten unter seinesgleichen hätten sich einen Skrupel daraus gemacht, in diesem Hause mit zwei Damen in einem Zimmer Thee zu nehmen, ohne wenigstens die Thüren zu verschließen. — Ein homerisches Gelächter, dem alle An-

wesenden beistimmten, verhinderte mich, diesem Jüngling den Verweis zu geben, den er nach meinem Dafürhalten reichlich verdiente. Aber die Reden und Manieren der Damen mit den Herren, ihre unverschämten Späße sowohl über meine Person, als über mein Kleid, öffneten mir endlich die Augen, und ich sah deutlich, wo und bei wem ich mich befand. Ich stürzte die Treppe hinunter und fuhr den andern Morgen wieder auf der Landstraße nach York, in welche Stadt meine Geschichte durch den Eifer jenes jungen Mannes früher gelangt war, als ich. Man machte sich furchtbar lustig über mich, daß ich die Mühe und Kosten einer Reise nach London nicht gescheut wegen zweier Damen, wie es deren in York zwanzig gäbe, die mit der Hälfte meiner Auslagen auch für eine Tasse heißen Thee für mich gesorgt haben würden. Es war unnütz, zu protestiren und durch heiligsten Schwur meine Unschuld zu beweisen oder die Einzelheiten meines Abenteuers zu erzählen. Ich machte mich nur noch lächerlicher und mußte meine Funktionen in meinem Sprengel einstellen, weil ich zu gewissenhaft der Erfüllung meiner Pflicht obgelegen und mich frommergeben dem letzten Willen eines meiner Beichtkinder geweiht.

Durch Empfehlungen kam ich nach Lincoln und ward dort der Freund des Dekans. Dieser war ein großer Jäger, ganz Herz für seine Getreuen, aber rachsüchtig und unerbittlich gegen seine Feinde und — die Wilddiebe. Nun geschah es, daß kurz nach meiner Ankunft so viele Hasen aus dem Park des Dekans und der Umgegend gestohlen wurden, daß die ganze Gemeinde in Aufregung kam. Da ich der Ansicht huldigte, es sei in meinem Pflichtbereich, jede Art von Schlechtig=

keit aufzudecken, und ich außerdem jede Gelegenheit gierig ergriff, um mich meinem Vorgesetzten dankbar zu erweisen, so schlich ich Morgens und Abends umher, hoffend, des Diebes ansichtig zu werden. Meine Bemühungen krönte schließlich der Erfolg, und ich überraschte den Schurken im Augenblick, als er seine Netze stellte. Aber, wer hätte das geglaubt! Es war der Feldjäger selbst! Und wer glaubt das, was weiter geschah? Dieser unverschämte Bösewicht, sich entdeckt sehend, hatte die Geistesgegenwart, zuerst ‚Haltet den Dieb!‘ zu schreien, mich beim Kragen zu packen und mich so vor den Meister und Herrn zu schleppen. Ich war durch dieses Uebermaß von Frechheit so verdutzt, daß ich mich anklagen hörte, ohne die Kraft zu einem vertheidigenden Worte zu finden. Um den Schuldbeweis unumstößlich zu machen, fanden sich in meiner Tasche eine Menge Hanf, Eisendrähte, Schlingen und andere Dinge, deren Zweck nur zu bekannt war und welche mein Galgenstrick von Ankläger geschickt in meine Soutane hatte gleiten lassen, während er mich vor meinen Richter zog. Kurz, Herr Editor, ich wurde eingekerkert, verhört und überführt und nachdem ich die ganze Strenge des Gesetzes erfahren, mußte ich Lincoln wie York verlassen, da mir die Landbewohner mit Schlägen drohten, wo ich mich nur immer sehen ließ.

Ihnen meine weiteren Mißgeschicke erzählen, hieße Ihr ganzes Blatt ausfüllen. Ich bescheide mich, zu berichten, was mir an Unglück gestern Nacht in London zugestoßen. Ich kehrte in meine Wohnung zurück, nach Mitternacht, bis zu welcher Stunde ich einen kranken Freund gepflegt. Im ‚Strand‘ höre ich, wenige Schritte entfernt von mir, das Geräusch von

Hieben und die Weherufe einer Frau. Ich verdoppele meine Schritte und sehe alsbald ein hübsches, junges Wesen auf den Knien vor einem Soldaten, der, mit zornsprühenden Blicken und erhobenem Stock, im Begriffe war, neuerdings auf die hübsche Person loszuschlagen. Die einfache Menschlichkeit vereint mit dem Gefühl meiner Pflicht, bestimmte mich, diesem Barbaren einige Vorstellungen zu machen. Die Wirkung dieser Ermahnungen blieb nicht aus. Einige Sekunden später befand ich mich auf dem Pflaster, wie aus einem Traum erwachend, mit zerschundenem Schädel, zerschlagenem Körper, leeren Taschen und ohne des Soldaten und seiner Schönen weiter ansichtig zu werden! Ach, Herr Herausgeber, wenn dieses Mißgeschick das einzige in dieser Nacht geblieben wäre! Ich ging resignirt meiner Wege nach Hause, mich tröstend mit dem Gedanken, meine Pflicht als Christ erfüllt zu haben. Da hörte ich einen Schrei, als ob man Jemanden ermorde. Ich sah einen Kavalier, der sich gegen zwei übel aussehende Strolche wehrte. Zerbläut, wie ich war, stürzte ich wieder sofort kraft meines Pflichtgefühles aufgeregt zu seiner Hilfe, und da ich stark und gewandt bin, hatte ich ihn bald aus den Klauen seiner Angreifer befreit. Mein Kavalier machte von seiner Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch, indem er die Beine unter die Arme nahm und eiligst entfloh. Die beiden Anderen, die ich für Diebe gehalten, ergriffen und knebelten mich. Was mich aber sprachlos ließ, war die Entdeckung, daß es zwei Häscher waren, welche den jungen Kavalier wegen einer Schuld von dreißig Guineen dingfest machen sollten, und daß ich für diese Summe gutstehen oder sofort in's Gefängniß wandern mußte. Um diesem traurigen Be=

richte ein Ende zu machen: sie führten mich zu Einem von ihnen; von da aus sandte ich einen Boten an meinen Wirth, welcher Werthsachen von mir in Händen hat, und zwar Alles, was ich auf Erden besitze, und welcher so freundlich sein wollte, für mich gutzustehen. Als ehrlicher Christ fühle ich mich nun in der That für dreißig Guineen verpflichtet. Ich würde sie auch bereits bezahlt haben, wenn ich nicht glaubte, daß jener von mir befreite junge Kavalier vielleicht anständig genug sein dürfte, wenn er diese Einzelheiten in Ihrem Blatte liest, Herr Herausgeber, mich aus meiner Haft zu erlösen. Ich füge meine Adresse bei und beschwöre Sie, falls der junge Mann nach Erscheinen dieses meines Briefes sich bei Ihnen melden sollte, ihn sofort zu mir zu schicken. Wenn ich in dieser Nacht nicht die Wächter und Konstabler zu Hilfe gerufen, so geschah es, weil ich keine bemerkte. Ich denke mir, es war nicht die Stunde, zu welcher sie ihren schicklichen Rundgang machen oder auf ihren Posten zu sein haben. — Ich bin, geehrter Herr Editor, Ihr ganz gehorsamer Reverend M. W. B."

Note des Editors: Der gute und allzu leichtgläubige Landpfarrer sieht nicht ein, daß gerade der von ihm zuletzt erwähnte Umstand beweist, daß die zwei Häscher, die ihn festhielten, zwei weitere Spitzbuben sind, denn wirkliche Häscher hätten ihn zunächst auf die Wache geführt und dort wären sie alle Drei, strittigen Falles, dem nächsten Friedensrichter überliefert worden. Der Kavalier mit den dreißig Guineen hat sich denn auch noch nicht gemeldet.

Verwickelte Fragen.

Psychologisches.

„Gestern Abend hat sich in seiner Wohnung, Rue de la Chaussee d'Antin Nr. 7, der seit 25 Jahren hier ansässige deutsche Banquier Rudolf Kelwig durch einen Revolverschuß in die rechte Schläfe getödtet. Kelwig lebte in glücklicher Ehe und auch seine Vermögensverhältnisse sollen geordnete sein. Ein Räthsel mehr in unserer verworrenen, nervös-erregten, sich überhastenden Zeit."

Ich saß in einem Wiener Klub, eine Tasse Kaffe stand vor mir, ich hielt meine Cigarre in der Hand, ein paar Freunde neben mir spielten Billard. — Wie ein Schleier zog sich's über meine Augen. Rudolf Kelwig, dessen Selbstmord der in meiner Rechten zitternde „Figaro" meldete, war mir einst ein theurer, treuer Freund gewesen. Wir kamen sehr jung fast gleichzeitig nach Paris und verbrachten dort nahezu ein Lustrum, gemeinschaftlich studirend und das Leben des zweiten Kaiserreiches in den Sechziger Jahren mit durstigen

Zügen trinkend. Wir bewohnten zwei aneinanderstoßende Zimmer in der Rue du Faubourg Montmartre, wir sahen dieselben Premièren, durchstreiften zusammen die Bildergallerien des Luxembourg und des Louvre, wir hatten die romantische Idee ausgeführt, „Notre-Dame de Paris“ von Viktor Hugo unter dem Schatten der beiden gigantischen Thürme, auf ihren Gallerien, und im halbdunkeln Innern der Notre-Dame-Kirche zu lesen. Wir halfen einander mit Zwanzigfranks-Stücken aus, wenn es gegen das Monatsende knapp ging und wir führten unsre Liebsten zusammen nach Sceaux, Montmorency, Enghien, Argenteuil und Bougival en France! Wie die Melodie des Liedes noch in mir nachtönt und summt nach zwanzig Jahren.

Und nun war er todt! — Er hatte geendet in Elend und Verzweiflung durch Selbstmord . . .

Die Billardspieler neben mir machten ihre Karambolagen, stießen mir die Queues beinahe an den Kopf, warfen meine Kaffeeschale um . . . ich sah und hörte nichts . . . ich war weit, weit fort, in Paris, bei meiner Jugend, bei unserer Jugend, bei meinem Freunde Rudolf Kelwig . . . Das hätte ich gar zu gerne wissen mögen, wie das Alles gekommen, wie sich Ring an Ring fügte, wie sich jene Kette an seinen Fuß schmiedete, die ihm das Leben zu einer Galeere machte, wie sich der Sträfling endlich mit jener Kette erwürgte, wie er sich an ihr und mit ihr in jenes tiefe und stille Meer versenkte, welches wir Tod nennen! Es war nicht Neugier — es war tiefstes und höchstes Mitgefühl, unsagbares Mitleid . . .

Alle Tage bringen die Zeitungen den kalten Bericht von einem Selbstmord, schnell und gleichgiltig lesen die Men-

schen darüber hinweg — welches Wunder aber ist's, daß ein Lebendiger, der die Sonne leuchten, das Meer brausen, die Rosen prangen sehen kann, der essen, trinken, schlafen, lieben mag, die Pistole faßt und der Parze frech, oder hoffnungsleer, in's Handwerk pfuscht. Welche Leiden, welche Qualen gehen einem solchen Entschlusse vorher. Die Billardspieler lachten neben mir. Sie riefen: „Zwanzig zu Achtzehn! Vierundzwanzig zu Dreiundzwanzig!" und zwischen den Stößen und Serien erzählten die Unthätigen Stadtgeschichten und Anekdoten. Man sprach von einem jüngst vorgefallenen falschen Feuerlärm im Ringtheater.

„Denken Sie nur," sagte der Oberst Amlinger, „die kleine hübsche Frau Fuchs ist ganz fuchswild auf ihren Mann. Er saß auf einem Ecksperrsitz, sie neben ihm. Als der falsche Alarm losbrach, lief der schlaue Fuchs rasch an die Thür und entfloh, seine Frau im Korridor erwartend. Diese behauptet nun, bei einem wirklichen Brande hätte er auch zuerst sein Leben in Sicherheit gebracht und sie elendiglich verkohlen lassen, und seitdem schmollen sie. Ich bin der Hausfreund dort und die hübsche Frau fängt jeden Abend darüber zu diskutiren an, daß dem armen Gatten ganz weich und wehe zu Muthe wird. Sie nennt das einen lieblosen Egoismus!"

„Was kann man schließlich für einen ersten Impuls?" erwiederte der Hofrath von Hochstadt, ein Geologe. „Wer Herz hat, flieht überhaupt nicht, sondern — löscht. Wer ein Hasenfuß ist, läuft. Ich glaube, man denkt in solchen Fällen gar nicht! Wie Lichtenberg sagt: ‚Es denkt in Einem!' Das Herz denkt überhaupt nicht, es fühlt nur dumpf, und der Verstand, der denkt, spiegelt uns eben die Wichtigkeit der Selbsterhaltung vor; wir fliehen unbewußt."

„Ich meine," warf der dritte Spieler, der Oberstabsarzt Benk ein, „in solch seltenen Fällen handeln die Gliedmaßen mechanisch, nach dem Gesetze der Reflex- und Gewohnheitsbewegungen für uns. Der Nervöse, der Muthige, der Feige, der Egoist, der Liebende werden zwar meistens ihrem Charakter gemäß vorgehen, es wäre jedoch ein zu eiliges Urtheil, wollte man aus dem Akt in der Gefahr stets auf den Charakter des Agirenden sich apodiktische Rückschlüsse erlauben zu können glauben."

Sonderbar. Während des Gesprächs der drei Spieler wanderten meine Gedanken wieder zu Rudolf Kelwig und weit, weit zurück nach Paris. Ein ähnlicher Fall, eine ähnliche Unterhaltung, längst verschollen und vergessen geglaubt, stand mit gespensterhafter Greifbarkeit, wie ein Traum, der uns wahrste Wirklichkeit däucht, vor meinem geistigen Auge. Es war ein herrlicher Frühlingstag des Jahres 1864 gewesen. Nach dem Rennen in Lonchamps. „Gladiateur" und „The Ranger", das französische und das englische Lieblingspferd liefen gegeneinander und „Gladiateur" hatte gesiegt. Ganz Paris war berauscht. Der Kaiser Napoleon III. lenkte sein Phaëton durch die Allée du Bois, durch die Avenue de l'Impératrice zurück, sein Schnurrbart war noch stolz aufgedreht, unaufhörlich grüßte er mit dem glänzenden Cylinder, zehn Reihen Wagen folgten ihm erst im staubaufwirbelnden Trabe, dann langsamer und langsamer und wer auf der Höhe, auf der Gallerie des Arc de Triomphe stand, der sah ein unerhörtes Schauspiel. Vielleicht zwanzig bis dreißigtausend Wagen aller Gattungen, prächtigste Geschirre, preislose Pferde langsam in endloser, zehnfacher Reihe die Avenue heraufziehen;

und alles, was Paris an Jugend, Schönheit, Reichthum, Adel und Laster enthielt und faßte, auf die seidenen und sammtenen Kissen hingegossen. Das war die Prozession des grandiosen Kaiserreiches in seiner ganzen Machtentfaltung, es war wie der Triumphzug des alten Roms — vor den Gothen und Vandalen — diese üppige Prachtentwicklung des modernen Frankreich — zwischen Villafranca und Sedan! Wer dachte damals noch an Villafranca und schon an Sedan. Wie ein Festzug unter Lorenz, dem Prächtigen, zog's dahin, schlang sich die zehnfache Reihe hinauf und hinab und daneben in dem weichen Pfad sprengten kühne Reiter und Reiterinnen mit hochfliegender Brust. — Auch ich hatte mir ein Rößlein satteln lassen, war dem aufregenden Cirkusspiele zwischen Gallien und Britannien gefolgt, hatte ein paar Louis gewonnen, mein müdes Thierlein in der Reitbahn, Avenue des Champs Elysées, wieder an die Krippe gebracht und zehn Franken dafür bezahlt. — Jetzt trat ich wieder, etwas bestaubt, in die Avenue und — nach wenigen Schritten hatte ich das Vergnügen, vor mir meinen Freund Rudolf Kelwig wandeln zu sehen und zwar mit seiner Frau am Arme. Rasch holte ich sie ein. Er war seit Kurzem erst vermählt und in das Bankgeschäft seines sehr reichen Schwiegervaters eingetreten. Seine Gattin, jung, sehr hübsch, eine pikante, brünette, rasche Pariserin, liebte ihn maßlos, er trug sie auf Händen. Die Frauen wollen das immer buchstäblich genommen und ausgeführt wissen, während es ein vernünftiger, sich selbst nicht zu gering achtender Mann mehr im Geiste und im Herzen thut. Nun, ich holte die beiden Neuvermählten ein und zog freundlich grüßend meinen Hut. Rudolf bot mir einen etwas kalten

guten Tag, die junge Frau, sonst mir aufrichtig zugethan, sah mich heute, ach, damals, kaum an, nickte ärgerlich mit dem Kopfe und schaute nach der andern Seite, wo die Wagenreihen sich streiften und von Landau zu Phaëton, von Daumont zu Four-in-Hands sich Dialoge entspannen, intimer und interessanter als in den dazumal gegebenen Schauspielen am „Vaudeville" und „Gymnase". Aha! Ehelicher Zwist! Erste (?) Verstimmung! dachte ich, drückte mit meiner Linken Rudolf's herabhängende Rechte (dieselbe, die jetzt den Revolver gegen die eigene Stirn geführt), zog mit meiner Rechten den Hut und wollte — „nicht weiter stören"! Aber Rudolf's Hand hielt mich fest.

„Bleib!" flüsterte er mir zu. Wir sprachen etwas einsilbig vom schönen Frühlingstag, von der „Opinion Nationale", die schon damals nicht aufhörte, den Krieg für das linke Rheinufer zu predigen, von „Gladiateur" und dem perfiden Albion, und da Madame, sonst an Allem Interesse nehmend, in den sämmtlichen Sprachen, der sie als elegante Pariserin mächtig war, beharrlich schwieg, fragte ich die braune Esmée, ob sie Migraine habe. „On l'aurait à moins!" sagte sie schnippisch, und meinte damit, sie kenne billigere und leichtere Arten, als die vorliegende Ursache, Kopfweh zu erhandeln. „Was ist denn vorgefallen? Sie sind wirklich etwas blaß!" fuhr ich theilnehmend fort.

„Denke Dir . . . ." unterbrach uns Rudolf —

„Nein, erst meine Version. Wenn Sie ihn hören, hat er natürlich Recht, Sie sind dann voreingenommen — ich will reden!" Und damit ließ sie ihres finster dreinschauenden Mannes Arm los, hing sich an den meinen, und ich fühlte,

daß sie noch erregt war, daß ein Zittern über ihren ganzen, aalglatten, geschmeidigen Körper ging, der ganz Nerv und Muskel schien und jede überflüssige Fülle fern hielt, wie das der jungen Pariserin durch ihre Lebhaftigkeit zum charakteristischen Merkmal wird.

„Hören und urtheilen Sie!“ begann nun Esmée. „Wir waren den „Rennen“ von unserer Wohnung am Arc de Triomphe entgegen gegangen und kehrten nun mit der Menschenmenge und den Wagen zum „Arc“ zurück. Wir sprachen beide nichts, ganz in das aufregende bunte Schauspiel vertieft. Am „Arc“, wo sich die vielen Straßen kreuzen, mußten wir stille stehen, bis sich eine durchlassende Lücke zwischen den Wagen bildete. Ein Sergeant de Ville hielt die Kutscher jetzt zurück, um den Fußgängern, die sich stauten und drängten, die Passage zu eröffnen. Als wir zwei, Rodolphe und ich, die Straße passiren wollten, bäumten sich die ungeduldigen, feurigen Pferde des ersten zur Ruhe gezwungenen Wagens auf und machten ein Paar Sätze gegen uns zu. Wir kamen gerade vor sie zu stehen. Rodolphe zog hinüber, ich, an seinem Arme, riß ihn nach hinten, da ließ er meinen Arm los und stellte sich jenseits des Wagens auf; ich trat einen Schritt zurück und das Gespann sprengte zwischen uns durch. Dann hielt mir Rodolphe wieder seinen Arm hin, als ob nichts geschehen sei. Ist das nicht der krasseste Egoismus? Brachte er nicht zuerst sein Leben in Sicherheit, war es ihm nicht ganz einerlei, mich unterm Hufschlag der Pferde zu wissen? Sagen Sie selbst.“

Der armen Esmée standen die Thränen in den Augen. Sie war sehr bleich. Rudolf biß sich die Lippen und schwieg.

Er ärgerte sich offenbar, daß bei einem so zufälligen, blitzschnell kommenden und gehenden Vorfall von Liebe, Egoismus und allen großen Worten die Rede, während er bei seinem Sprunge sicher an all' das nicht gedacht hatte. Ich stand auf seiner Seite und fühlte, daß alle Männer zu ihm, alle Frauen zu Esmée halten würden.

„Das ist ein anscheinend verwickelter und doch sehr einfacher Fall," sagte ich nach einigen Sekunden zu Esmée. „Es läßt sich ein Buch darüber schreiben und es ließe sich augenblicklich damit fertig werden. Ich kenne Rudolf sehr genau. Ich weiß, daß er Sie liebt und daß er kein Egoist ist. Ein Egoist heirathet überhaupt nicht, sondern bleibt hübsch für sich!"

Esmée unterbrach mich: „So; ist das Bedürfniß, eine schöne, geliebte, reiche Frau allein zu besitzen, nicht ein Egoismus!"

Wir mußten Beide über ihre Naivetät lächeln.

„Nein, denn dafür giebt er sich Ihnen, verehrte Frau Esmée, ganz, auch seine Freiheit, seine Zeit, und sie besitzen ihn ebensosehr, wie er Sie. Wenn Egoismus überhaupt ein Bestreben bedeuten soll, ein Bedürfniß, eine Laune, einen Wunsch zu befriedigen, so müßte man auch die edelsten Gefühle nur als Bethätigungen und Erscheinungen der Selbstliebe auffassen, auch die christliche Märtyrerin im römischen Cirkus befriedigt nur das dringende Bedürfniß eines edelsten Gefühles. Liebe ist kein Egoismus, sondern ein ewiges, stündliches Opfer und — Rudolf liebt Sie, Esmée!"

„Wenn ich auch ein Wort hinzufügen darf, so möchte ich einwenden," sagte Rudolf sehr zart und wie um Entschuldigung bittend, „daß ich instinktiv das Richtige getroffen!

Wäre ich, fortwährend vorwärtsziehend, an der Stelle mit Esmée am Arme zurückgetreten, hätte ich Esmée nicht losgelassen, so kann mit mathemathischer Genauigkeit berechnet werden, daß uns Beide die Deichsel gerade vor dem Wagen getroffen und die Pferde uns niedergestoßen hätten."

Esmée: „Du hättest lieber mit mir sterben, als Dich allein retten sollen!"

Rudolf: „Ich läugne überhaupt, daß die ganze Geschichte so lebensgefährlich war! Denn mir blieb Zeit, nach vorn, Du fandest Zeit, nach rückwärts zu schreiten; der Kutscher, der mir sehr geschickt schien, hatte seine Rosse, die nur zwei Sprünge machten, längst wieder in der Gewalt und ließ die Zügel erst schießen, als wir uns hinter ihm wieder vereinigten."

Esmée: „Eine schöne Vereinigung!"

Ich: „Die ganze Sache ist wirklich nicht der Rede werth!"

Esmée: „Nicht der Rede werth! Fühlen Sie denn nicht, daß ich noch am ganzen Leibe zittere?"

Ich: „Da kommen wir auf einen anderen und nicht sehr unwichtigen Punkt. Die Frau ist an und für sich nervöser, leichter aufgeregt, muthloser, als der Mann. Ihr Gatte reitet, ficht, turnt, schwimmt; er hat, als Aelterer, schon hundertmal mehr einer Gefahr in's Auge gesehen, als Sie. Die Erziehung der jungen Pariserin im Institut vernachlässigt vielleicht ein wenig die körperliche Uebung und Stählung!"

Esmée: „Wenn wir das schwächere Geschlecht sind, so ist es umsomehr Pflicht von Euch, Soldaten und Turnern und Reitern, uns im Moment der Gefahr nicht zu verlassen!"

Ich: „Ich kann mich aber ganz gut in die Lage denken,

daß der Stärkere das liebliche, hemmende Gewicht am Arme vorwärts zu ziehen bestrebt ist, und daß das reizende kleine Paquetchen vermöge seiner größeren Aengstlichkeit mehr dazu neigt, die Arrièregarde zu bilden. Das liegt tief, tief begründet in der Natur der beiden Geschlechter; sobald wir es nur mit echten Repräsentanten derselben zu thun haben, wird stets der Mann der Gefahr entgegengehen, das Weib ihr ausweichen. Da hier die beiden Kräfte in Gegensatz traten, blieb nichts anderes übrig, als daß Rudolf Sie losließ. Dadurch rettete sich Jeder auf seine Weise, seinem Wesen gemäß!"

Esmée: „Natürlich! Wir sind immer feige! Es giebt aber Lagen für die Frau, in der ich den Mann sehen möchte! Müssen wir nicht das Furchtbarste aushalten, um die Herren der Schöpfung .... zur Welt zu bringen?"

Ich: „Wir werden Ihnen dafür ewig Dank wissen; aber gerade Ihre Anklage beweist nur, daß jedes Lebewesen gemäß der von der Natur in es gelegten Kräfte, Fähigkeiten oder Mängel handeln muß!"

Rudolf: „Erinnere Dich nur, liebe Esmée, wie oft, wenn wir an Straßenübergängen vor einem Wagen warteten, ich es gewesen, der noch schnell mit Dir hinübereilen wollte; Du zogst stets zurück. Es liegt in meiner Natur, es ist so meine Gewohnheit. Als Junggeselle durchrannte ich immer eilig, immer beschäftigt und einem Ziele zustrebend, die Straßen von Paris; es fiel mir nie ein, einer Karosse den Vortritt zu lassen, ich eilte stets knapp an den Nasen der Pferde vorbei."

Esmée: „Nun, wenn Du weißt, daß ich stets zurückhalte, so hättest Du ja den Schritt rückwärts mit mir thun können, anstatt egoistisch und lieblos Dich selbst in Sicherheit zu bringen!"

Da waren wir nach der langen Konversation wieder auf Esmée's Ausgangspunkt angelangt. Rudolf sagte mit merkwürdiger Ruhe und Selbstbeherrschung:

„Ich kann Dich, liebes Kind, nicht überzeugen. Ich liebe Dich und würde Deinen Tod, ach, die grausame Verstümmelung der zarten Gestalt, die mein Entzücken und meine Lust ausmacht, nicht überlebt haben! Wir könnten über diese verwickelten Fragen noch bis — zum nächsten Rennen sprechen, ohne uns zu einigen, jedenfalls ohne eine rein instinktive Bewegung ungeschehen zu machen. Reiße mir mit Deinen zarten Fingern und bitteren, anklagenden Worten das Herz, das Dir gehört, nicht stückweise aus der Brust. Die Liebe ist allgegenwärtig; man darf aber bei jedem alltäglichen Vorfall nicht gleich die Schlagworte Egoismus, Liebe, anwenden. Auch Selbsterhaltungstrieb hat die Natur in uns gelegt, und die — hohe Kunst, sich zu opfern!"

Esmée antwortete noch etwas Gereiztes. — Wir standen vor ihrer Wohnung. Sie luden mich zum Diner ein, ich zog aber vor, sie allein zu lassen und allein zu bleiben. — All' dessen erinnerte ich mich jetzt wie einer gestern gepflogenen Rede und Gegenrede. — Nach zwanzig Jahren hat sich Rudolf selbst getödtet! Warum? Hat Esmée mit ihren kleinen Fingern ihm doch stückweise das Herz aus dem Busen gerissen? . . . Ich weiß es nicht!

Die Billardspieler hatten ihre Partie beendet, wir zogen unsere Röcke an und traten in den kalten Winterschnee hinaus, der sich auch über Rudolf breitet.

Noch eine Weihnachtsgeschichte.

Waren Sie schon einmal auf dem Römerberg in Frankfurt am Main? Wahrscheinlich! und dann am Mittag, wenn sich die Konturen der mittelalterlichen Häuschen mit ihren treppenartigen Außenlinien der oberen Partieen so recht grell in den blauen Sommerhimmel heben, die Nikolai- und Parlamentskirche so recht roth in die Höhe starren, und die Eckhäuschen, die ältesten in Frankfurt, zermodert, geborsten, sich neigend unter der Tagesgluth, zusammenzustürzen im Begriffe scheinen. Dann sind Sie wohl auch in den „Römer" gegangen und haben bei Sonnenschein die vielen deutschen Kaiserbilder angeschaut, Ihre vergessenen Geschichtskenntnisse vergeblich aufzufrischen gesucht. Dann staunten Sie wohl einen Augenblick den uralten Brunnen in seinem Holzkleid und mit seiner zerbrochenen Gerechtigkeit an und — dachten nichts dabei. Dann sind Sie wohl, wenn Sie ein Mann waren, in eine der vielen Weinstuben nebenan gegangen und tranken Ihr Schöpplein Asmannshäuser; wenn Sie eine Frau waren,

besahen Sie sich das Ecklädchen mit den Spielsächelchen oder eine verstaubte Modewaarenhandlung — und das Erlebniß war zu Ende. — Aber das will nichts heißen. — Zur Weihnachtszeit, wenn sich dieser altehrwürdige Platz mit wachstuchüberspannten Buden, leinwandüberdachten Kramlädchen, Brettergerüsten, Ständern und ganzen Zeilen von Verkaufsmagazinchen bedeckt, wenn der Schnee von oben in großen Flocken herniederrieselt und von unten nach dem hier und dort durch eine Wolken- und Schneepause aufglänzenden Mond ein ohnmächtiges Kerzen- und Lampengequalme aufstrebt, wenn sich die kleinen Leute des Bürgerstandes mit ihren noch kleineren Leutchen an der Hand durch all' die neuen Winkelgäßchen und Gassenwinkel des sonst so freien Platzes drängen — dann müssen Sie einmal auf dem Römerberg — so zwischen sechs und sieben Uhr Abends — wandeln. — Das geschah mir vor ungefähr fünf bis sechs Jahren. Ein sonderbares, wehmüthiges Gefühl ergriff mich. Als Kind war ich wohl hundertmal diese Wege gewandelt an der Hand der Mutter, seltener des vielbeschäftigten Vaters, ich hatte damals gewiß die heftigsten Sensationen gehabt, deren eine Kinderbrust fähig ist. Ich hatte Begehren, Dankbarkeit, Neid empfunden, wenn ich etwas Neues, Unbesessenes erblickte, wenn mir etwas geschenkt, wenn mir etwas Unziemliches verweigert wurde. Nun erinnerte ich mich all' dessen nicht mehr. Was mir einst so wichtig, so — weltumstürzend erschien, war ausgelöscht wie mit einem Schwamm von der Tafel meines Gedächtnisses. — Und dann, als ganz junger Bursch, ja, da fällt mir's ein, da hatte ich eine holde blöde Jugendliebelei, mit einem Grethchen aus dem Volke, ja, wahrhaftig, Grethchen hieß sie! Ich war

wohl 11 oder 12, sie 9 oder 10 Jahre alt, und an meinem Arme ging sie mit mir aus der Schule über den Weihnachtsmarkt des Römerberges. Und ich kaufte ihr etwas, ich sehe es noch, einen Puppenschrank. Sie war selig, und ich glaube, wir schworen uns damals ewige Liebe. Noch etwas später, ich mochte sechszehn Jahre zählen, stand ich wieder einmal mit einem Gretchen auf dem Platze. Die war schon vertrauter mit dem Leben, sie sagte, sie müsse einen goldenen Ring haben, ohne Ehering ginge sie nicht mehr mit mir unter den Buden lustwandeln. — Hui, wie ich flog! Und all' das bewegte, erregte uns einmal, und heute kommt nur mit Mühe und Noth die Erinnerung von diesen herrlichen Stunden. — Ist nicht das Leben das wunderlichste, komischste aller Dinge, wenn wir heute Thränen vergießen, oder — uns umhalsen, morgen uns das Dasein verbittern und erschweren, oder himmelhoch jauchzen, wenn alles, alles, unaufgehalten in's Meer der Vergessenheit rauscht. Aber wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, das Leben besteht aus Momenten! Seligen, teuflischen. Wir reihen weiße oder schwarze Perlen an einer Schnur auf. Selig, wer ein glückbedeutendes weißes Perlenband zusammenreiht.

Während ich mich also philosophischen Betrachtungen mehr oder minder tiefer Natur überließ und mechanisch dem Getriebe und Gedränge jene beobachtende Aufmerksamkeit schenkte, die eigentlich die Augenblicksbilder photographisch auf die Platte der nachschöpfenden Seele bannt, fühlte ich mich plötzlich am Arme ergriffen. „Max!" „Alfred!" rief es hin und zurück, ein alter Schulfreund, der jene soeben heraufbeschworenen Tage miterlebt, stand vor mir — und, in den

Armen lagen sich Beide und weinten vor Schmerz und vor Freude. Arm in Arm verfolgten wir die Schaar zärtlicher Mütter, die hie und da vergoldete Nüsse, Pflaumen, Lebkuchen in ihre Taschen, die ihnen am Ellbogen baumelten, verluden; dann Kinder mit dem träumerisch=begehrlichen Blick, der nach den aus 12 Zwetschken aufgebauten Schornsteinfegern mit goldenen Leitern ausschaute. Mein Freund Max besah die vielen Spielsachen und seufzte.

„Wie sich Jeglicher ändert!" sagte auch er. „Erinnerst Du Dich, Alfred, zu unsrer Zeit, da war alles viel schöner. Nämlich viel roher, einfacher, ungehobelter. Jetzt machen sie die verfeinerte Welt nach; alles ist künstlicher, künstlerischer und das Kind, das später die Dinge des Lebens doch hie und da schöner gefunden hatte, als das in die Rumpelkammer wandernde Spielzeug, geht auch hierin nur einer Täuschung entgegen!"

„Darüber ließe sich mancherlei sagen, Max!" erwiderte ich. „Der Schönheitssinn wird geweckt und gefördert — doch was philosophiren wir denn — haben wir nichts Besseres zu thun? Was suchst Du hier?"

„Ich — ich," antwortete Max, „ich bin verheirathet, Vater eines reizenden Söhnleins und suche eine noch nie dagewesene, unerhörte Spielerei für meinen Knaben, ach, er hat schon Alles. Und vielleicht finde ich auch etwas für meine Frau!"

„Für Deine Frau? Hier unter dem Trödlerkram?"

Max kratzte sich hinter dem Ohr, lächelte, seufzte und dann legte er sanft seinen Arm um meine Schulter, zog mich an sich und holte tief Athem. Dann seufzte er nochmals,

lächelte nicht mehr und sprach ernst: „Ach, das ist so eine ganze Geschichte!“

„Ich bin auf Geschichten versessen!“ rief ich. „Geschichten sind mein Fach und mein Fall!“

„Ich weiß,“ sagte Jener, „Du giebst sie am Ende gar einer Zeitung!“

„Bei meiner Amme, nein!“ schwor ich ihm und zog ihn in die stilleren Hallen des Römers. „Weißt Du,“ sagte ich einleitend, „in seinen unteren gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Waren wir einmal im Römer, so mischten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den bürgermeisterlichen Audienzen!“ — So sagt Goethe in seiner Selbstbiographie, nun hast Du eine Probe des Chronikenstyls, erzähl' in diesem, Freund Max, vorwärts, rasch!“

„Ach, lieber Freund,“ begann Jener, „ich bin eigentlich recht ärgerlich. Ich hatte meiner Frau ein so hübsches Geschenk zugedacht, sie ist so hübsch, so lieb, so gut und alles, was von mir kommt und zugleich mich betrifft, macht ihr den größten Spaß. Nun hatte ich lange spintisirt und gesonnen, was ich ihr wohl diesmal zu Weihnacht und Sylvester schenken könnte? Wie unser Knäblein, hat sie nämlich schon Alles. Und nach vielem Ueberlegen und Sinnen fiel mir ein, daß ich in unserem Salon noch eine recht große, schöne, viereckige, leere Wand hätte. Ein anderer Freund von uns, Hermann Werner, Du erinnerst Dich, ist Maler geworden und hat mich schon oft ersucht, ich möchte ihm einmal —“

„Aufsitzen!“ ergänzte ich.

„Ganz richtig! Nun,“ fuhr Max fort, „ich schrieb ihm, ob er meine Fratze vor Weihnachten noch in Oel anrichten

könne, und eines Abends, als Thekla und ich (Thekla heißt nämlich meine Frau) beim Abendbrod sitzen, — wir speisen um 6 Uhr Abends, — kommt ein Stadtbrief. Ich öffne ihn, er ist von Hermann Werner. Thekla will natürlich wissen, was das wichtige Sendschreiben enthält, ich enthalte es ihr vor, sagend, es enthalte nichts, was sie interessiren könnte. Nun mußt Du wissen, und das ist die Hauptsache, daß Thekla sehr eifersüchtig ist!"

„Ai!" schrie ich, daß die Römerhallen dröhnten.

„Sie sagte: „Gewiß von einer Dame!" — „Aber Thekla!" — „Sonst würdest Du mir den Brief ja zeigen, Du zeigst mir doch sonst Alles!"

„Das muß man eben nie thun!" warf ich ein.

„Gewiß nicht, das ist nur eine Verwöhnung," fuhr Max fort. „Kurz, Thekla wollte den Brief lesen, ich verweigerte. Nun ist meine Thekla das beste Weib von der Welt. Sie ist bildhübsch, lieb, gut, und thut Alles, was sie mir an den Augen absehen kann. Aber sie ist heftig, aufbrausend, wie — ein Seidlitzpulver, das gleich aufschäumt und sich selbst sofort wieder niederschlägt. Und leider bin ich bei all' meiner Herzensgüte, Du kennst mich, Alfred, ebenfalls so ein kleines Brausepulver. — Thekla läßt nicht nach, ich ärgere mich, daß eine so fein eingefädelte Ueberraschung zu nichte werden soll. Thekla schwört, das Billet komme von einer meiner früheren Liebschaften, einer Tänzerin, einer Theaterdame — mir sind sie auch immer nachgelaufen, nicht wahr, Alfred! und da werfe ich denn mit unmännlicher Würdelosigkeit das Billet-doux auf den Tisch: „Da lies!" Thekla sträubt sich jetzt. Sie weiß schon, was darin steht. Aber Eifersucht, Neugier — sie liest!

Ich ziehe inzwischen meinen Ueberrock an, stülpe meinen Calabreser über, — den setze ich immer auf, wenn ich zornig bin, und sage: „Nun geh' ich in meinen Klub, der Abend im Hause ist doch verdorben!“ Thekla ist beschämt, sie hat gelesen, daß sich Hermann Werner glücklich schätzt, mich noch vor dem heiligen Abend in Oel malen zu können, sie ruft: ‚Max bleib' bei mir; Max, geh' nicht fort von mir!‘ Aber ich bin eigensinnig und — lasse sie allein, mit ihren Thränen. — Inzwischen haben wir uns bereits elfmal versöhnt. Aber die Ueberraschung war mir verdorben. Ich schrieb Werner ab. Seitdem fand ich Nichts, was mir Spaß machen könnte, ihr zu schenken. Ich nahm beim Juwelier ein Paar Ohrringe mit, die sie sich wünscht, und werde hier eine der unmöglichsten Nürnberger Schachteln ausfindig machen, um die Brillanten unter der unscheinbaren Hülle doch noch zur Ueberraschung zu präpariren. — Außerdem nehme ich noch etwas für den Kleinen mit!“

Ich schwieg, ich sah bereits in meinem leicht angeregten Geist ein Lustspiel, einen Roman, ein Drama aus dem Stoff entstehen. „Höre, Freund, die größte Ueberraschung hast Du Dir ja entgehen lassen!“

„Welche?“

„Nun, das Bild doch zu bestellen. An diese Eventualität hat Deine Frau nicht gedacht.“

„Und mir ist der Einfall auch nicht gekommen!“ rief Max, sich an die Stirn schlagend.

„Ja, die Eifersucht!“ sagte ich sinnend. „Das ist das größte Laster in der Ehe. Die Eifersüchtige forscht, zweifelt und leidet unaufhörlich; sie wühlt in der Vergangenheit, in

der Gegenwart und in der Zukunft; in einer Liebkosung sieht sie nur die Lüge, in dem Kusse sieht sie die Gleichgiltigkeit, in der Liebe fürchtet sie immer die Heuchelei. Was für ein Höllenleben! Hundertmal besser, gar nicht zu lieben, als so zu lieben!"

„Aber, Mensch, Du zitirst ja, Du sprichst ja nicht!" rief Max.

„Kann sein!" entgegnete ich. „Ich habe soeben Paolo Mantegazza's Physiologie der Liebe gelesen, und es ist nicht meine Schuld, wenn ich ein so vorzügliches Gedächtniß habe!"

„Ist dies nicht ein gutes Buch?" fragte Max.

„Ein vorzügliches!" rief ich, indignirt, daß er es nicht genauer kannte.

„So treten wir in diese Buchhandlung, nehmen es noch mit und legen es zu dem Uebrigen, den Brillant-Ohrringen in dieser Schäfer-Hürde, meiner Thekla auf den Weihnachtstisch!"

Und so kam's. — Es sollte aber noch besser kommen. Ein plötzliches Mitleid überfiel den guten Max. Er schleppte mich einschichtigen Menschen, den bedenklichen Junggesellen, nolens volens in sein Heim, unter den Weihnachtsbaum, wo ihn die Eifersüchtige mit rührender Zärtlichkeit und Hingebung empfing. Der Kleine umtollte das Paar unter tausend unartikulirten Jubeltönen, und die Weihnachtslichter machten mich so selig, als ob ich die Welt, die ganze Welt, die sich an diesem 24. Dezember mit Gaben überhäufte, höchsteigenhändig beschenkt hätte. Es kam aber das Beste. Ich sah ein, daß Eifersucht ein Laster, die höchste Tugend aber die Liebe sei, und deshalb suchte ich und fand ein Weib.

Ein unerhörter Sport.

Preis-Humoreske.

Es war eine bitterkalte Sternennacht. — Die Wiener eilten, vor zehn Uhr unter Dach und Fach zu kommen. Vor dem Jockey-Klub im Ziehrerpalais, gegenüber der Albrechtsrampe, dem Albrechtsbrunnen, brach ein spindeldürrer Komfortablegaul schachmatt zusammen. Eine Menschenmenge von ungefähr fünf Personen umstand alsbald rathlos den händeringenden, zähneklappernden Kutscher. Ein Sicherheitswachtmann half diesem endlich die Gurten und Riemen lockern. Das Pferd keuchte wie erlöst auf, wälzte sich von den Knieen auf die eine Seite und streckte alle Viere steif und starr von sich. Es blutete, es erhielt Püffe, Peitschenhiebe, Fußtritte, aber es war mit allem zufrieden, denn es brauchte nicht mehr zu laufen. Es war todt. Das Ereigniß verklang. — Ein todtes Pferd in der Millionenstadt. Was ist ihr ein todter Mensch? —

Zwei in reiche, theuere Pelze gehüllte Kavaliere setzten

ihre Lackstiefel vorsichtig auf das Glatteis, ihr elegantes Coupée verlassend, das sie von der zehn Schritte weit entfernten Oper vor die Glasthüre des neuen Jockey-Klubs gebracht hatte. Ihre Pferde bäumten sich auf und stampften, unter den wollenen Decken dampfend.

„János! Warten!“ sagte Graf Beki von Rabasz. „Kommst mit? Doko!“ fragte er seinen Begleiter.

„Komme mit!“ äußerte sich dieser gelassen.

Sie besahen theilnahmslos den Schaden in der Straßenmitte.

Beki meinte: „Alter Droschkengaul! — Verreckt!! War vielleicht mal Rennpferd in Freudenau!!! So weit kommen wir Alle.“ — — „Elendes Leben,“ ergänzte Doko. Er zog eine Cigarette hervor und erfaßte mit dem Feuerzeug, das er aus einer kleinen Tasche seines Pelzes holte, ein blaues Stück Papier. Es war eine Zehnguldennote. Er rief dem Komfortablekutscher „Da!“ zu und wendete ihm den Rücken. Während dieser starr da stand und wohl zwanzigmal: „I küß d' Hand“, „I küß d' Hand“ vor sich hinmurmelte, schritten die Zwei, die Glasthüre hinter sich zuwerfend, das schneeweiße Haus mit dem schwarzen Eisengeländer hinan. Seine korinthischen Säulen, seine zwei halbrunden Façaden, seine Karyatiden froren draußen weiter. Es trug seine eigene kalte Pracht beinahe bis an die Wolken, so schien es. Der Kammerdiener nahm den aristokratischen Habitués Pelze und Claquehüte ab. Sie schritten durch die Flucht von Zimmern. Es war noch leer. Ein Klubist studirte die „Neue freie Presse“, ein zweiter das „Vaterland“, ein dritter die „Germania“. Ein paar Herren soupirten und tranken Cham-

pagner. Die Spieler waren zu sehr in ihre Karten vertieft, um für die Neueintretenden mehr, als ein flüchtiges: „Servus, Beki!" — „Tschao, Doko!" zu haben.

Nun lagen Beki von Rabasz und Doko von Falkmar auf den schwellenden Lederdivans und starrten rauchend in die gleißenden Lichter, nach den prächtigen Tapeten, den kassettirten und gemalten Plafonds. Aber sie sahen nicht, was sie anstierten. In der Attitüde, wie die Alten ihre Flußgötter abgebildet und gemeißelt, hatten sie sich hingestreckt. Göttlich an ihnen war nur ihre Langeweile. Man hätte sie für deren Personifikationen nehmen können. Beki war die blonde, Doko die brünette Auffassung. — Sie boten sich wechselseitig Upmann's und Henry Clay's an und rauchten lang und schweigend, ohne indessen ein besonderes Behagen an ihrer Behaglichkeit zu empfinden. Endlich sagte Beki:

„Tödtlich!"

Und Doko schloß sich ohne jede weitere Debatte der geäußerten Meinung an:

„Tödtlich!" murmelte auch er. —

Nach einer Weile begann Beki wieder:

„Was thun? Alles ausgekostet! keine Unterhaltung ungekannt gelassen!! Alles fade gefunden!!!"

„Alles fade!" stimmte Doko zu, rauchend.

„Kein neuer Sport mehr aufzufinden. Regatten und Taubenschießen in Nizza bis" — er köpfte sich, bildlich genommen, mit der linken Hand grade unter dem glattrasirten Kinn. „Hohe Jagd, niedre Jagd, alles abgegrast. Pferderennen schon als achtjähriger Knabe satt bekommen!" Beki weinte fast, als er dies sprach.

„Hürdenrennen, in vierten Stock reiten, über zehn Fuß hohe Eisengitter in fremde Parks setzen — Jünglingssport!" fuhr Doko im Klageton fort. „Sind nun fünfundzwanzig! Mit was Leben ausfüllen. Ballerinen? Hie und da, Zeitvertreib! Aber kann doch nicht alle Abend Oper gehen, Hohenfels, Wolter sehen, hören. Schlittschuhlaufen, Ecarté, Raxalpe besteigen, vorzügliches Hornvieh erzielen — alles nützt sich ab. Ist zum — Rasendwerden. Selbst Elefanten haben sie jetzt zum Seiltanzen, Spazierengehen auf Flaschenhälsen abgerichtet. Alles verbraucht!"

„Einziger ungetriebener Sport — Heirathen!" meinte Beki, unsäglich gleichgültig.

„Heirathen?! Nützt sich auch ab!" erwiderte Doko, nach einigem Ueberlegen. „Und was dann?"

„Ja! Was dann?" sann Beki vor sich hin. — „Trifft sich übrigens gut. Bin grade verliebt. Fällt mir eben wieder ein. Werde heirathen. Hab' ich alle Kunststücke des Grafen Sandor nachgemacht und bin dabei nicht verunglückt, werd' ich das auch noch versuchen und mehr Aufsehen damit erregen. Ein Doko von Falkmar, der sich vermählt, — das hat keiner erwartet — das wird verblüffen." — Sein Gesicht animirte sich etwas. Er schien fast erfreut.

„Auch nur für ein paar Minuten, Doko!" sagte Beki gelassen. „Und dann? Quid faciemus nos?" „Dann, ja dann" — Beki fand durchaus nichts.

„In wen verliebt?" fragte von Rabasz nach einer längeren Weile. —

Doko von Falkmar sagte: „Mizi von Honvedniki!" nach einigem Besinnen.

„Mizi von Honvedniki!“ rief fast sein blonder Gesinnungsgenosse. „Ei!“

„Warum sagst Du ‚Ei!‘“ sprach Doko, kaum erregt. „Willst Du mich etwa beleidigen?“ Er drehte ein wenig mit gespreizten Fingern an seinem brünetten Schnurrbärtchen, etwa als säße ein Maler in einer Ecke, die Hand abzukonterfeien. —

Beki strich sich das Haar an den Schläfen noch mehr herein und meinte kalt: „Wozu? — Ich sage ‚Ei!‘, weil ich Mizi von Honvedniki auch liebe!“ —

Darauf war Doko nicht gefaßt. Die Situation erschien verwickelt. — Eine lange Pause trat ein. Beki klingelte, und der Kammerdiener brachte die Karaffe mit Cognak und Gläsern. Sie tranken ein paar Gläschen und rauchten neue, lange, dicke Cigarren, die mit roth-gold-weißen Bändchen um die Mitte geziert waren. Da erleuchtete sich Beki's Gesicht.

„Wetten!“ sagte er dann, wie lächelnd, denn ganz zu lächeln mußte er für eine große Anstrengung erachten.

„Wetten ist auch schon abgeschmackt! Aber wetten wir.“

„Was? Wie?“ fragte Doko, wie gespannt.

„Hast Du so große Eile? Wenn Du's früher weißt, was machst Du mit der kommenden Minute?“ Er gähnte, aber unter seiner weißen Hand mit den gepflegten, spitzen, rosigen Nägeln.

„Ich warte,“ sagte Doko und ahmte das Beispiel seines Freundes nach. Gähnen ist ansteckend wie das gelbe Fieber.

„Also,“ fuhr Beki fort, „Einer muß heirathen. Wir wetten, wer? — Nun, wer einen neuen Sport erfindet, der tritt zurück.“

„Wie, der tritt zurück? Du meinst, der heirathet Mizi von Honvedniki!“ sprach Doko.

„Nein, theurer Doko! Wer der glückliche Erfinder eines neuen Sportes, der ist der Sieger — und braucht nicht zu heirathen! Das ist doch klar!“ Doko besann sich einen Augenblick. Dann legte er den Zeigefinger der rechten Hand an die Stirn, auf der das braune Haar sich schon stark nach rückwärts zu konzentriren begann, und sprach, wie begreifend: „So, Du meinst?“

„Ja! Ich meine! Aber Du hörst doch! Einen noch ganz unerhörten, ungesehenen, kurz, einen noch nie dagewesenen Sport“ . .

„Und der — heirathet dann Mizi von Honvedniki“ . . . überlegte der Braune.

„Nicht!“ beschloß Beki von Rabasz diese ebenso geistreiche, wie denkwürdige Konversation.

*　　*
*

Nach einiger Zeit — es war ein volles Jahr verflossen — erhielt Doko von Falkmar ein Billet, das von eingelegter japanesischer Marqueteriearbeit schien. Auch das darinliegende Blatt sah so aus. Diese Mode war nun eben einmal in Wien aufgekommen. „Doko!“ begann das kurze Sendschreiben:

„Ich lade Dich ein, morgen Nachmittag Punkt vier Uhr in meinem Palais in der Alleegasse zu speisen. Vorher wirst Du der Vorstellung beiwohnen, die ich die Ehre haben werde, Dir und nur Dir allein zu geben. Ist's ein neuer Sport, heirathe ich nicht. Ist's ein alter Sport, so — heirathest Du! Dein Beki!“

Doko kam. Beki nahm ihn unter den Arm und führte

ihn in den Park an den Rand eines festgefrornen Teiches. Aus dem Gebüsche trat ein Groom, welcher ein Pferd führte, dessen vier Füße bis auf die Hufeisen hinab verhüllt waren.

Doko kannte das Thier und sagte: „Es kommt mir eine Faust höher vor, als gewöhnlich."

Beki lächelte wirklich.

Er schwang sich in den Sattel, der Diener führte die Stute langsam den Teich hinunter und nahm ihm die sonderbaren Verhänge um die Beine und Hufe ab.

Das Pferd hatte Schlittschuhe an. Und es lief in der That unter seinem Reiter gradaus, rückwärts, Einwärtsbogen, Auswärtsbogen, Achter, Sechser, Neuner — mit Schlittschuhen. Doko war zum ersten Mal sprachlos vor Erstaunen. Er heirathete Mizi von Honvedniki. — Ganz Wien sprach eine Woche davon! An was Frauenglück doch hängt!

Gespenst als Eheretter.

In Homburg wurde Lawn=Tennis gespielt.

Früher rollte die kleine Kugel. Rien ne va plus. Und wie auf den Schlachtfeldern, galt's Tod und Leben.

Jetzt flogen die hellbraunen Lederbälle um leichteren Preis.

Herren und Damen, meistens Engländer und Franzosen in den burschikosesten Toiletten, kämpften zusammen und gegeneinander auf einem lichtgrünen, sammtenen Wiesenteppich. Die breiten, weißen Schnüre, welche den Kampfplatz in Quadrate zerlegten, erschienen wie Bändchen frisch gefallenen Schnee's. Die weißen Pluderhosen der Männer, die grellen Mieder, die rothen Schärpen der jungen Mädchen stachen stark von dem Parkhintergrund ab. Weiden, Erlen, Buchen bewegten sich sanft in dem von den Brunnen herwehenden Winde. Leichte Hügel stiegen in's Sonnenblau, und das malerisch gelegene Schlößchen, wie vom Konditor als Tafel=Aufsatz hingestellt, bekrönte anmuthig das Ganze.

Griesgrämlich blickte nur der ferne Thurm der Burg aus

dem zwölften Jahrhundert herein. Von ihm sah man die ganze Taunuskette, die Ebene bis Frankfurt und die Silberfäden, die der Main durch die Landschaft wob. Er aber schien zu sagen:

„Was ist das für eine lockere Gesellschaft!"

Von der langen Luisenstraße, aus dem fashionablen Hotel Bellevue mit seinen Veranden und Balkonen, von den Ludwigs-, Elisabethen-, Kaiser- und Stahlbrunnen strömten die Kurgäste heran, dem heiteren Spiele zuzuschauen.

Ein glattrasirter Albionssohn, der wie der Pfarrer einer Wesleyan-Chapel aussah, war der Spielrichter.

„Wer sind denn die Spieler?" fragte ein Müßiger seinen Begleiter.

„Die mit den breiten Füßen und den Sonnenaugen ist Miß Watson, die Tochter eines reichen Gummiwaaren-Händlers in der City. Ihr Partner, der jetzt die Stellung des Athleten, des borghesischen Fechters einnimmt, nahm früher die Stellung des ersten Commis im Hause ein. Es ist ihr Verlobter. Sehen Sie nur, wie geschickt er den Ball zurückschleudert."

„Und die Gegner?"

„Ach, das ist eine ganze Geschichte. Ich bin nun vier Wochen hier, trinke Brunnen und mache Menschenstudien. Die wunderhübsche Frau, die mit den Teufelsaugen, ist eine Pariserin. Sie hat einen reichen Frankfurter Banquier geheirathet: Er ist — wie sie Alle sind — nur noch etwas eifersüchtiger. Sie ist im Sacré-Coeur erzogen, hatte eine Million Mitgift, und verfügt noch — in Folge ihrer Erziehung, über eine starke Dosis Aberglauben, der für Religion aus-

gegeben wird. Sie ist die duftigste Blüthe des Faubourg St. Germain. Beobachten Sie gefälligst die Hand, den Fuß. Kinderspielzeug gegen die englischen Extremitäten! Und wie das gantirt, chaussirt ist. Welche Beweglichkeit der Taille! Das geht, wie in einer Angel, die Angelsachsen drehen immer den ganzen Menschen mit herum. Sie dreht den Oberkörper, wie ein Handgelenk. Ihr Oberkleid liegt eng an und zeichnet die feine Büste, aber das behindert keine ihrer elfenhaften Drehungen."

„Und der Mann?"

„Ist nicht ihr Mann. Ihr Mann fährt Morgens in's Office und kommt um fünf Uhr wieder heraus. Ihr Begleiter ist der Herr Marquis von Saint-Ségur. Er wurde durch ihre Heirath so zu sagen überrascht. Er hatte versäumt, verschlafen, um ihre Hand anzuhalten, er hätte sie auch bekommen, obwohl seine beaux-restes von Vermögen sich nicht mit denen des Banquiers vergleichen können."

„Natürlich, alter Adel! Nun?"

„Sie sind unzertrennlich, ob sie nun Partner oder Gegner im Lawn-Tennis-Spiel. Ich bin überzeugt, ihre Gedanken fliegen sich zu, wie die Bälle, sie werfen sie sich so geschickt einander hinüber und herüber, wie sie eben mit den Palästren die Lederkugeln schleudern. Bums, die flog über die Schnur."

Er hob das leichte Ding auf und warf es wieder unter die Spielenden.

Das Vergnügen schien aber seinem Ende nahe. Die Gesellschaft ließ das Netz herunter, tauschte einige energische

Shake-hands; die Gummileute bewegten sich nach dem Walde zu und das andere Paar ging zum Gabelfrühstück zu Chevet in's Kurhaus.

Eine Zofe wartete auf die Pariserin und schlenderte in mäßiger Entfernung nach. Der Marquis de Saint-Ségur bot der Elevin des Sacré-Coeur nicht den Arm. Aber er ging nahe an ihr hin, daß sich die eleganten Conturen der wie aus dem Journal Amusant geschnittenen Figuren berührten. Er flüsterte in ihre flatternden Löckchen, in ihr Ohr — in ihre Brillanten — nun verschwanden sie hinter einer Ecke, mehr Duft hinter sich lassend, als ein Moschusbeet und ein Veilchengarten.

Da — nun entschwindet auch die Zofe. —

Ein paar Tage später.

Die Freunde treffen sich wieder beim Lawn-Tennis.

Die Blätter fangen bereits an ein wenig gelb am Rande zu werden. Einige sinken schon lautlos in das noch saftige Grün. — Der Herbst. —

„Wo ist denn die Feine vom Sacré-Coeur?"

„Abgereist. Nach Trouville."

„Und der Marquis de Saint-Ségur."

„Auch abgereist. Unbekannt, wo? Wahrscheinlich in Verzweiflung, mit Selbstmordgedanken erfüllt — für mindestens vierzehn Tage. Dann wird ihn eine Mademoiselle Blanche, oder Finette, oder Colisichette trösten."

„Was ist denn vorgefallen?"

„O, etwas Hochdrolliges." —

„Erzähle."

„Ich bin ja dabei. Der Gatte war nicht so dumm, als man ihn glauben machen wollte. Er sah, hörte, man zischelte, man schrieb ihm anonyme Briefe. Er liebt seine Frau. Aber er haßt das Duell, den Eclat. Im Duell kann man fallen, ein Mörder werden. Der Eclat macht doch immer den Mann lächerlich. Er suchte einen Ausweg, der ihm zugleich die Neigung seiner Frau bewahre. — Er sann und fand.

Madame ist, wie wir wissen, sehr abergläubisch. Sie ist ja fast noch ein Kind. Sie ist mit sechszehn Jahren verheirathet worden; sie thut nichts Schlimmes, thäte sie's — so, wie ein Mädchen seine Puppe zerbricht.

Madame lag ermüdet im Bette. Es war genau zwölf Uhr Nachts. Im ehelichen Gemache herrschte Dunkelheit.

Da schrie sie plötzlich jählings auf.

Da — dort — erschien jetzt ein Lichtschein, ein luminöses Spektrum.

Es bewegt sich an der Erde hin und verschwindet.

Der Gatte, geweckt, befragt, bedeutet, versichert, nichts gesehen zu haben.

‚Aber da! da! Siehst Du denn noch nichts!' schreit die junge Frau, der Schrecken den Athem versetzt.

Und sie deutet in der Dunkelheit auf ein rundes, leuchtendes, unheimlich phosphorescirendes: Mene, tekel, espharsin.

Denn dafür nimmt sie die Erscheinung, als eine Warnung, nicht weiter zu gehen in ihrem gefährlichen Spiel mit de Saint-Ségur. Gefährlich, ja, für sie, ihn, den Gatten, sie sieht es klar — in der nächtlichen Finsterniß.

Jede Nacht nun erscheint die drohende Scheibe, allein sichtbar nur der abergläubischen Lawn-Tennis-Spielerin des Sacré-Coeur, des Faubourg Saint-Germain. —

Ihr Mann wollte durchaus nichts sehen, er bestärkte sie in ihrer Vermuthung, daß höhere Mächte sie vor einem Mißschritt behüten wollten.

Sie ging in sich. Der nocturne wandelnde Lichtmond verleidete ihr das Hôtel, den Spielplatz, Homburg vor der Höhe.

Sie bat endlich ihren Gemahl flehentlich, über Hals und Kopf abzureisen.

Sie hinterließen nichts, ich weiß aber, daß der feinchaussirte Fuß der abergläubigen Dame nun seine Spur im Sande von Trouville abdrückt."

„Was war denn das für eine Erscheinung?"

„Haha! Das ist sehr einfach.

Der Gatte hatte in einem Bronzewaarenladen selbstleuchtende Gegenstände, Sicherheitsfeuerzeuge und dergleichen gesehen. Er bekam einen Einfall, wie es Eheherren in höchster Noth zuweilen begegnen soll, und ließ sich eine kreisrunde phosphorescirende Scheibe, eine Art Schild anfertigen. Das gewonnene Kammerkätzchen mußte sich, wenn die Lichter ausgelöscht, mit dem Schild der Meduse oder des Achilles unter dem Sopha, welches dem Bette der hohen Schlafenden gegenüberstand, verbergen und zur Geisterstunde die geheimnißvolle Scheibe gespensterhaft hin und her bewegen.

So bewerkstelligte der Herr Banquier eine Abreise, über die er, als man sie ihm nahelegte, höchst ungehalten schien."

„Haha! Das ist aber doch höchst ...."

„Unglaublich? Aber wahr!"

„Woher weißt Du denn das Alles so — haarklein?"

„Vom Oberzimmerkellner des Hôtels. Nun, die Frauen wissen uns so oft und so gut zu — narren, warum sollten sie nicht auch einmal gefoppt werden?"

Die Mißheirath.

In alten Geschichtsbüchern, die von der allgemeinen Wehrpflicht noch keine Ahnung haben, ist zu lesen, daß für Friedrich Wilhelm I. das Soldatenwesen kein kriegerisches Bedürfniß, sondern eine Quelle des Vergnügens war, so daß man sein Militairsystem nur ein Soldatenspiel nennen kann. Was August, dem Starken, seine schönen Weiber, das waren für den zweiten Preußenkönig seine Leibregimenter von riesengroßen, maschinenartig agirenden Soldaten. Der Kamaschendienst stand in Flor, das höchste Ideal des Herrschers war die Dressur, und Georg I. von Großbritannien pflegte von seinem preußischen Kollegen zu sagen: „Mein Bruder, der Unteroffizier, und des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer!"

Dieser Vorfahr des Heldenkaisers spazierte eines Tages zu Pferde in den sandigen Umgebungen von Potsdam. Er ließ seinen Gedanken Freiheit, oder, um etwas Lokalfarbe aufzupinseln, er gab ihnen Audienz. Er dachte sich das ganze weite Feld vor ihm mit einer unabsehbaren Menge von uni=

formirten Menschen bestanden, und zwar maßen alle diese auf einem Beine stehenden, mit dem andern, wagrechten, die Luft durchfuchtelnden Aermsten sechs Fuß und sieben Zoll. Sie trugen einen Säbel und einen Schießprügel und zählten innerlich: Einundzwanzig, zweiundzwanzig; einundzwanzig, zweiundzwanzig. Er schätzte sie alle sehr hoch, nämlich sechs Fuß und sieben Zoll. Jeder kleinere Mann, und wenn er auch geistig noch so sehr überlegen gewesen wäre, galt ihm nichts, und der Gedanke, daß einmal eine Armee, bestehend aus kleinen, mittelgroßen und großen, aber durch ein geistiges Band verbundenen Soldaten den Rhein überschreiten, daß eine Phalanx von Deutschen aller Konfessionen und Gesellschaftsklassen einen Kollegen auf französischem Throne absetzen könnte — der Gedanke konnte, als ein furchtbarer Anachronismus, dem damaligen Preußenherrscher gar nicht kommen.

Während derselbige sein Rößlein bald da, bald dorthin lenkte, um, ein zweiter Harun-al-Raschid, allein und unerkannt die Gepflogenheiten seiner getreuen Unterthanen beobachten zu können, sah er auf einem Kartoffelfelde, wohl nicht jenes endlose Regiment sechs Fuß und siebenzölliger Söldlinge — aber eine Feldarbeiterin. Dieselbe stand gebückt und jätete die knollige Frucht, dem heranreitenden Könige ihren runden und außergewöhnlich großen Rücken weisend. Beim leisen Hufschlag des Pferdchens erhob sie sich ganz und bedeckte nun mit ihrer riesigen Gestalt einen nicht unbeträchtlichen Ausschnitt des klaren blauen Herbsthimmels. Der König erschrak fast bei dem unverhofften Anblick der Hünin. Wenn er im Geringsten in der Mythologie bewandert war, kam sie ihm vielleicht wie Medea vor, die sich bei dem Tempel der

Hekate mit Jason beredete, wie er die Männer bewältigen könnte, welche aus den Drachenzähnen erstanden, die Phrixos nach Kolchis gebracht. Möglicherweise fiel es dem König, in Verfolgung dieses Gedankengangs bei, daß diese märkische Jungfrau sich trefflich eigne, dauernder, als die kolchische Erde, die Ahnin eines Riesengeschlechtes geharnischter Männer zu sein. — Untereinander todt zu schlagen brauchten sich diese ja nicht.

Er stieg ab und näherte sich, sein Pferd am Zügel nachführend, dem nichts weniger als furchtsamen Mädchen.

Dieses hatte seine Schürze mit der linken Hand emporgehoben und ließ nun die aufgehäuften Kartoffelknollen in einen Korb rollen. Die Rechte an dem drallen, runden, nackten Arm hielt eine eiserne Schaufel. Das Landkind hatte ein freies, offenes Gesicht, flächserne Haare und blaue Augen. Gutmüthige Dummheit, mit einiger Verschmitztheit vermischt, lagerte auf dem etwas erdstaubigen Antlitz.

„Was treibt sie da?“ fragte der König.

„Ihr seht es ja, Kartoffel stechen!“ antwortete die Dirne.

„Wie alt?“

„Siebzehn Jahre.“

„Erst siebzehn! Sie sieht aus, wie vierundzwanzig!“

„Ihr seid ein artiger Herr!“

„Indessen, um so besser!“ fuhr der König fort. Und er dachte bei sich: „Je jünger sie ist, desto mehr Soldaten kann sie gebären! — Verheirathet?“

„Nein!“ sagte die Hohe. — „Alle Männer, die halb so groß sind, wie ich, nimmt uns der König und steckt sie dort hinein, nach Potsdam, im Dorfe sind nur noch Zwerge, und die mag ich nicht!“

„Sie gefällt mir, Kleine!“ sprach der Herrscher, ihren

niedrigen Stand mit diesem Prädikate bezeichnen wollend, das die Modelldame zu einer späteren Bavaria auch lächeln gemacht haben würde.

„Wollt Ihr mich vielleicht heirathen, Ihr artiger Herr!" antwortete sie mit einer Schelmenhaftigkeit, die ihr ungefähr stand, wie Coquetterie einem Elephanten.

Betreten über diese offenbare Verletzung der Etiquette, wich Se. Majestät mehrere Schritte zurück. Sie bedachte aber sofort, daß die ländliche Unschuld keine Ahnung haben konnte, wer ihr gegenüber stand, und es schmeichelte ihr auch ein wenig, daß sie bei dem um Hauptes länge überlegenen Riesenweibe auf freundliches Entgegenkommen zu rechnen haben würde.

„Ich!" — antwortete der hohe Herr, — „ich bin leider schon versehen! Sonst ohne alle Umstände!" Dabei fuhr wie ein Blitz eine Idee durch das gekrönte Haupt. „Würde sie mir nicht ein Billet nach Potsdam besorgen?" fragte der König. „Ich habe eine wichtige Botschaft dahin und will es an einem guten Botenlohn nicht fehlen lassen!"

„Gebt mal immer den Botenlohn her!" meinte die Riesin. Und der König zog eine Brieftasche hervor, riß ein Blatt aus dem Notizbuch, beschrieb es mit einem goldenen Bleistift, nahm einen Ring vom Finger ab und händigte Alles der ruhig Harrenden ein, in deren geräumiger Hand noch eine Menge Dinge Platz gehabt hätten.

„Damit begiebt sie sich zu dem Obersten der Garden in Potsdam, und sagt ihm, der Absender wünsche Alles und Jedes pünktlich besorgt zu sehen! Verstanden?"

Die Dirne salutirte mit der Grazie eines Rhinozerosses und ein Thaler glitt in ihre Hand. — Das war der Botenlohn.

Gewandt, wie ein Stallknecht, hielt sie noch dem Aufsteigenden den Bügel, und die ganze Wucht des Königs konnte den Sattel nicht einen Zoll breit nach links beugen, so fest versah sie ihren Dienst auf der rechten Seite.

„Die Commission wird ihr auch dort etwas eintragen!“ rief noch der Reiter zurück, der schon vergnüglich davontrabte.

Er war der festen Ueberzeugung, daß er soeben etwas angeordnet, das in einem kurzen Zeitraum das liebe Preußenland mit einer Race von Riesen bevölkern würde.

Die Riesin ihrerseits sah dem Davoneilenden noch eine Weile zu, und der Wind trieb ihr nebst dem Erdstaube den Puder der königlichen Perrücke in's Gesicht. Es war jedenfalls der erste Puder, den sie darauf zerstäuben ließ.

Da man aus Weibern selten, oder besser nie, klug wird, so wird der gewissenhafteste Historiker es auch nimmer ausfindig machen, warum die Große jetzt schmunzelte. Sie begab sich gleichwohl auf den Weg nach Potsdam, unter allerlei Mimik, die bedeuten konnte:

„Ich erkannte Dich doch!“ oder: „Ich errathe, was in diesem Blättchen geschrieben steht!“ oder! „Ich kann lesen und das Blatt ist nicht versiegelt!“ oder: „Da druf falle ich nicht rin!“ — oder . . . . .

Rüstig, ihren Thaler im Sacke neben etlichen Pfennigen klimpern lassend, schritt nun die Dirne gen Potsdam. Aber sei es, daß ihr der Weg zu wenig Abwechslung bot, sei es, daß sie rasch heiß und müde wurde, gerade weil sie ein so schweres Menschenkind mitzuschleppen hatte, wie sie eins war — bei einem vereinsamten Birnbaum machte sie Halt, weil darunter Mutter Kuhmärker lag. — „Guten Tag! Mutter Kuhmärker!“

sagte sie und schaute von der Höhe ihrer sieben Fuß auf das arme Weib im Birnbaumschatten herab, das seinen Namen darum erhalten, weil es gegen ein kleines Entgelt den Kühen mit einem glühenden Eisen die Zeichen und Buchstaben ihrer Besitzer einbrannte. Von den vielen Hufohrfeigen, die es auf Brust und Magen erhielt, war das alte Weiblein stets braun, blau, gelb und grün angelaufen, und da es vor Alter so viel Furchen im Gesichte hatte, als die Erdscholle, neben der es lag, so konnte man kaum etwas Verwunderlicheres erblicken, als das elende Geschöpf.

„Wollt Ihr einen halben Thaler verdienen, Kuhmärkerin!" fuhr die Riesin fort, und darauf fuhr die Alte wie ein Sprenkel in die Höhe.

„Einen halben Thaler. Wo ist denn so viel?" forschte die Verrunzelte.

„Hier ist ein Ganzer. Laßt ihn in Potsdam wechseln, bringt das Billet dem Obersten der Garde und mir die fünfzehn Silbermorgen zurück. Wollt Ihr?"

Ob sie wollte, die Alte. Sie humpelte schon über's Feld und gar nicht lange dauerte es, als der Oberst der Garden Sr. Majestät des Königs, Herr Kurt von Zwieter, den stattlichsten, den größten der Leibgardisten ad audiendum verbum befahl! —

Herr Kurt von Zwieter drehte und kaute an seinem schlangenähnlichen Schnurrbart; Peter Schmock, der größte Leibgardist, stampfte innerlich mit den Füßen, schlug innerlich mit den Armen um sich, fluchte, wetterte und zerbrach — innerlich — alles Porzellan und Stuhl- wie Tischwerk Potsdams, aber es nutzte Alles nichts. Da war die unverkenn-

bare Handschrift seiner Majestät, da das Blatt aus dem, dem Obersten nur zu bekannten Notizbuch und da der königliche Ring. Es half kein Sträuben, kein Jammern, kein Weinen, herbei mußte der Hofkaplan und auf der Stelle, stante pede, wurde der größte Leibgardist, Peter Schmock, mit der Wittwe Anna Schippel, genannt Kuhmärkerin, vermählt.

Lautete doch das hohe, königliche Sendschreiben:

„Auf der Stelle wünsche ich die Ueberbringerin dieses Billets mit meinem höchsten Leibgardisten verheirathet zu wissen. Ihr, Herr Oberster, habt diese Ceremonie sofort ohne Aufschub und Widerrede vollziehen zu lassen, die kleinste Verzögerung bringt Euch in ewige Ungnade!“

Friedrich Wilhelm I. Rex.

So war es nun geschehen, und der Herr Oberst zerbrach sich vergeblich den Kopf, um zu ergründen, welch' haarsträubendes Verbrechen der arme Peter Schmock denn begangen haben könne, daß er nicht nur so über's Knie weg verheirathet, sondern auch noch an Frau Kuhmärkerin verehelicht werden mußte! Schmock war doch sonst ein brauchbarer Mann, der König hatte ihm sogar einmal eine Tabackspfeife zum Anrauchen anvertraut! Außer einer verhohlenen Liebe zum Schnaps konnte man Schmocken nichts vorwerfen. — In gleichem Verhältniß zu der Unzufriedenheit Schmocken's stand die Zufriedenheit der redlichen Anna Schippel, alias Kuhmärkerin. — Nach einigen Stunden, aber leider zu spät, wie es in den meisten alten und neuen Tragödien heißt, ritt der König bestaubt und ermüdet durch die Thore von Potsdam. Er erkundigte sich sogleich leutselig nach dem Verlauf der Festivi-

täten und klopfte Schmock gnadenreich auf die Schulter: „Na, was sagt Er zu meinem Geschmack?“ fragend.

Der höchste Gardist hielt nicht viel davon! Er warf sich der erstaunten Majestät zu den staubigen Reitstiefeln und deutete kläglichst auf die verrunzelte Kuhmärkerin.

Da war nicht mehr viel zu machen. Der König mußte einsehen, daß auch der Wille des Herrschers nicht immer Gotteswille ist; die Race der Riesen blieb aus, und die Riesin lachte sich — in's Fäustchen, nein — in die Faust! —

Die Verbissene*).

Ein moderner Typus.

Sie war niemals beneidenswerth, die arme Elisabeth von Graven.

Als Kind galt sie nicht für hübsch und in der Schule, wo sie stets in der Mitte, nie ganz oben oder ganz unten saß, mußte sie es oft genug hören. Ihre Nase war etwas zu lang, ihr Mund etwas zu breit, ihre Augen schienen um das zu klein, was ihre Ohrläppchen zu groß gediehen, ihr Haar floß in breiten, glatten Strähnen reizlos um die ein wenig durch die Schläfenbeine nach außen gebreitete Stirne. Die Gestalt hatte allerorten etwas Eckiges, und als — in späteren Jahren — das Fleisch der „femme de trente ans" sich um die Knochen zu breiten begann, gab es der äußeren Form nicht eine behäbige Abrundung, sondern folgte der Struktur in ihren Ecken und Winkeln, so daß die gute Dame wie eine Zeichnung

*) Ich betone ausdrücklich, daß mit der Heldin dieser Skizze ein Typus und nicht eine Person gemeint ist. D. Verf.

der „Fliegenden Blätter“ erschien. Sie hatte viel Unglück, es war eigentlich mehr „Pech“.

Denn es wirkt nicht tragisch, sondern erheiternd, wenn man Etwas für sich in Anspruch nehmen will, wozu Einen weder Schönheit, noch Talent, noch Reichthum, noch Seelenanmuth berechtigen.

Wenn in den verschiedenen Kränzchen, an denen sie in ihrer kleinen schlesischen Heimathsstadt theilnahm (Schweidbach hieß der Ort, mit dem keine sechs anderen Städte um die Ehre buhlten, Elisabeth v. Graven als Geburtsstätte gedient zu haben), wenn in den unterschiedlichen Gesellschaften ein junger Mann seine Aufmerksamkeit einen Augenblick ihr zuwandte, um diejenige der Zuschauer für einen Moment von dem wahren Gegenstande seiner Verehrung abzulenken, so behauptete sie sofort, sie habe einen Heirathsantrag erhalten. Wer mit ihr sprach, sich nach ihrem Wohlbefinden erkundigte, auf der Straße vom Wetter, im Ballsaale von der merkwürdigen Hitze redete, den brachte sie in Verlegenheit: er hatte ihr seine Liebe erklärt! Natürlich mußte sie ihn abweisen!

So kam es dahin, daß sich ihr Niemand mehr zu nahen wagte. So brachte sie zahllose Liebespaare durch Entstellungen, Verdrehungen, durch theils unabsichtlich-eitle, dann überlegt-verläumderische Andeutungen auseinander, und endlich hielten sich nicht nur die Männer, sondern auch die Mädchen und Frauen von ihr fern. Den Ersteren erklärte sie, deren Kurmacher machten ihr die Kur; den Frauen redete sie ein, man könne mit ihren Ehegatten nicht plaudern, ohne unziemliche Geständnisse, für Jungfrauen verletzende Anträge anhören zu müssen. Leider verging unter sothanen Machinationen die Zeit.

Alle Jugendgenossinnen saßen warm unter der ehelichen Haube und zogen es vor, den nicht gefahrlosen Umgang mit der hochadeligen Dame Elisabeth von Graven zu meiden, da ihnen ein ungestörtes Familienleben annehmbarer schien, als die giftige und verbissene Konversation der Alles mit Spott und Geifer befleckenden weiblichen Natter. Nun kam ein neuer Abschnitt ihres thatenreichen Lebens.

Zunächst erklärte sie, daß sie nicht heirathen gewollt und niemals heirathen werde, weil sie von so altem ehrwürdigen Adel abstamme, daß die Vereinigung mit einem andern Adeligen fast unmöglich scheine, mit einem neuen Geadelten ihr als eine Absurdität vorkomme, und eine Verbindung mit einem, wenn auch reichen, doch einfachen Menschen, wie sie von ihren Jugendgespielinnen meist geschlossen wurde, sich ihr eben als eine Entheiligung ihrer ganz einzigen Person darstellen müßte. — Pfui, manche ihrer Altersgenossinnen hatten die Ehewuth und die Charakterlosigkeit so weit getrieben — nur schaudernd konnte sie es melden, — Juden zu Lebensgefährten zu wählen. Und es war kein göttliches Strafgericht unmittelbar nach der Hochzeitsnacht über diese Verblendeten hereingebrochen. Ihre beauté du diable war nicht Tags darauf durch die Pocken zerstört, ihre Mitgift nicht von einer Handelskrisis verschlungen, ihre gesellschaftliche Stellung durch diese Mesalliancen in nichts beeinträchtigt worden. Sie hatten noch ihre rothen Wangen, die Elenden, sie zahlten ihre Modistenrechnungen, sie kamen in „Häuser", sie machten ein „Haus", man wendete sich nicht von ihnen ab, wie von Pestkranken! Doux Jésus! Welch' verkehrte Welt! Und mit der sollte sie leben, sie, die niemals mit einem Juden unter einem Dache gesprochen,

nie einem solchen die Hand gegeben, sie, Elisabeth von Graven, die ihren christlichen Stammbaum direkt bis anno 1 zurückverfolgen konnte!

Sie war niemals beneidenswerth, die arme Elisabeth. Da sie nun, trotz vielerlei Elends und Jammers, so manches Glück um sich fest und unerschütterlich begründet fand und unendlich viel freie Zeit hatte, kam sie auf einen Einfall.

Sie wußte, daß Herr Waldemar v. X., der ihre dereinst intimste Freundin, Fräulein Hermione v. Y., nach langem Liebeswerben heimgeführt, ein lockerer Zeisig gewesen. Lockere Zeisige sind nämlich mit vollstem Recht Alle, die es sein können. Der Wald ist groß und der Lockrufe ertönen viele, so viele, daß man nicht immer unterscheiden kann, wer lockt, Herr Zeisig oder Frau Kuckuck! Auch Fräulein Hermione hatte in der Tanzstunde zuerst einen Herrn Géodat von Z. nicht widerwärtig gefunden.

Obwohl die jungen Eheleute schon zwei Kinder hatten und über die Waldflüge des Herrn v. X., wie über die ganz unschuldige Spielerei der harmlosesten aller Jungfrauen, weiland Fräulein v. Y., Gras gewachsen war, legte sich doch die hochadelige Elisabeth v. Graven die Geschichte nach ihrer Redaktion zurecht und — sandte einen anonymen Brief an die nichts ahnenden, in ihr Glück vertieften Ehegesponse.

Die Wirkung war zunächst eine fulminante. Szenen, dreitägiges Schmollen — Versöhnung — Verzeihung — Vergessen. —

Bei diesem ersten — später vielfach wiederholten — Versuche entdeckte leider Fräulein Elisabeth v. Graven ihr schriftstellerisches Talent. Sie fand die geheimnißvollen Briefe, die

sie gleich vergifteten Pfeilen, von rückwärts wie ein fliehender Parther, in die weitgeöffneten Fenster der Behausungen Unschuldiger schoß, — prächtig stylisirt, novellistisch angehaucht. Um diese Zeit machte sie ihr erstes lyrisches Gedicht. Es war im Herbst. Die Blätter fielen. Ein leiser Wind strich über die Auen. Da dichtete sie!

Die Blätter fallen still,
Der Wind streicht durch die Auen
Ich weiß nicht, was ich will.
Ich ärmste aller Frauen! —

Leider ist die deutsche Sprache so gefällig, Jedem, der eine gewisse Schulbildung genossen, zehn bis zwanzig Lyriker gelesen und der nicht ganz auf den Kopf gefallen, wodurch bekanntlich das Anschauungsvermögen verloren geht, ein weiteres Dutzend solcher Strophen zinsenfrei vorzustrecken. Sie „dichtete" demnach rasch einen halben Konzeptbogen voll gleicher Strophen und sandte dieselben an die „Deutsche Dichterhalle". Mit der „Gartenlaube", der „Illustrirten Zeitung", „Ueber Land und Meer" wollte sie nicht gleich anfangen, für diese mit Gedichten überhäuften und sehr — der Prosa zugethanen Blätter bewahrte sie ihre reiferen Arbeiten. Solche erblickten auch sehr bald in Gestalt von dreibändigen Romanen, Novellen, Epen das Licht der Welt. Litten sie auch alle an verworrener Komposition, nebelhafter Charakteristik, so entbehrten sie doch gänzlich des Reizes der Neuheit. War auch die Fabel abgedroschen — neu waren die Stylfehler und Verstöße gegen Syntax und Grammatik. Darin stand Elisabeth v. Graven unerreicht da; das hatte noch keiner vor ihr gewagt. —

Um diese Zeit ereignete es sich, daß sie einen Brief vom Auslande, wahrscheinlich von einem eiligen Redakteur bekam.

Sie weigerte sich, ihn anzunehmen, weil die Adresse das Wort „Wolgeboren" trug. Sie erklärte dem Postboten: Da sie ihren Stammbaum bis auf anno 1 zurückverfolgen könne, fühle sie sich Hochwohlgeboren mit einem h. Daß eine neue Rechtschreibung aufzukommen im Begriffe sei, habe sie nicht nöthig, zu wissen, noch weniger sei sie verpflichtet, sie zu sanktioniren und so gewissermaßen die Ignoranz mit einem Heiligenscheine zu umgeben! (Buchstäblich historisch!)

Inzwischen schickte ihr aber die „Deutsche Dichterhalle" ihre Gedichte mit dem Bemerken zurück, solche Dutzendpoesie erhalte die Redaktion stündlich zehn Kilo, und der Verkauf der Makulatur sei ein viel einträglicheres Geschäft, als die Eintreibung der Abonnements-Quote! Unentwegt reimte die hochadelige Dame Elisabeth v. Graven weiter. Sie bereicherte die Post in einem halben Jahre um verhältnißmäßig erstaunliche Summen, und erstaunlich war die Zahl der Briefe und Postpackete, die an sie zurückkamen. Am meisten ärgerte sie sich über den Mangel an Galanterie, die Rohheit der großen Blätter. Einfach gedruckte Formulare: „Wir bedauern, von Ihrer gütigen Einsendung keinen Gebrauch machen zu können!" das war Alles, was man ihr als Gegenleistung bot.

Da trat ein Wendepunkt in ihrem Schicksal ein. Eine kleine Räthselzeitung, die genau wußte, daß sie mit dem neuen Quartal eingehen würde, acceptirte ein Gedicht von ihr. Mit fieberhafter Spannung erwartete sie Wochen lang die Post, schnitt mit einem riesigen Küchenmesser — um das elfenbeinerne Falzbein zu schonen — die bedruckten Bogen auf und — fand in der letzten, überhaupt erscheinenden Nummer der „Räthsel-Loge" das Poem — eines wohlbekannten Dichters. — Haß

— unauslöschlichen Haß widmete sie seit jenem Tage Ihm, dem Glücklicheren! (Der Redakteur hatte ihn um eine Gabe aus „seiner rühmlichst anerkannten Feder“ gebeten.) Haß, ihm und allen Gedruckten; Essig und Wermuth spie sie aus ihrem Innern auf jedes Sonett, jede Ode, die ihr, mit Druckerschwärze bestrichen, unter die Augen kamen, rührten sie nun von Todten oder Lebenden her.

In dem nebenbuhlerischen, etwas langen Gedicht, das Elisabeth's schönste Hoffnungen so grausam zerstört, fand sich nun aber zu des Dichters Unglück ein, ja es fanden sich mehrere sinnentstellende Druckfehler.

Elisabeth lachte Hohn.

Sofort hektographirte sie an den Briefkasten-Redakteur der „Fliegenden Blätter“, der „Wespen“, des „Kladderadatsch“, des „Schalk“, des „Ulk“ und an zehn im Entstehen begriffene Witzblätter, die am 1. Oktober schon ihre Prospekte versandt hatten. Sie hatte denn auch nach vierzehn Tagen die Freude, in der „Pritsche“ folgende Notiz zu lesen:

Schweidbach. E. v. G. Es ist in der That bedauerlich, daß es in Deutschland Leute von bedeutendster Unbedeutenheit zu einem bedeutenden Namen bringen, ohne orthographisch schreiben zu können. Daß Julius Wolff Fluth ohne h schreibt, und Baumbach Blüte (statt Blüthe) auf „o Du meine Güte“ reimt, ist in der That, wie Sie so fein empfunden ausdrücken, grauenhaft. Die Nachwelt wird diese Leute schon auf ihr richtiges Maß reduziren.

So ist E. v. G. gedruckt worden.

Seitdem beschränkt sie ihre schriftstellerische Thätigkeit nur auf anonyme Denunziationen. Sobald in einem über

Nacht entstandenen Theater-Feuilleton ein Lapsus untergelaufen, telegraphirt sie an Julius Stettenheim. Die Gelehrten des „Kladderadatsch“ werden von allen Ignoranzen der Autoren Germanias sofort iu Kenntniß gesetzt, wenn sie auch noch so sichtlich nur der Setzer verschuldete. Sie sammelt die „Stylblüten“ und schickt sie an die Redaktion des „Magazins für alle möglichen Litteraturen“.

Sieht sie, daß ein Autor von Rang und Klang, dem auf diese Weise nicht schadend beizukommen, in einer Redaktion wohlgelitten und ständiger Mitarbeiter eines Blattes ist, so schreibt sie an den Chef, Herrn F. G., der, so oft gedruckte Schriftsteller habe sich über ihn geäußert, er pflege in Kaffeehäusern metallene Löffel mitgehen zu heißen. Herrn E. P. verkündet sie, sein Korrespondent A. H. habe ihn öffentlich Mörder rc. genannt. Einem Dritten meldet sie, der Verfasser des letzten Artikels über die „Wanzen in der Litteratur“ habe notorisch die Unfähigkeit des Aufnehmenden nachgewiesen. — So beschäftigt sie sich angenehm und schändlich. — Sie ist runzelig, alt, gelb vor Aerger geworden und bald macht es ihr selbst keine Freude mehr, Andere anonym zu ärgern. Ach, auch die edelsten und schönsten Unterhaltungen des menschlichen Daseins nützen sich ab. Das Wort: „Ist nur am großen Mann was klein, gleich — wähnt der Kleine groß zu sein,“ findet nicht einmal im Stillen mehr seine Anwendung auf sie. — Elisabeth v. Graven, die arme Verbissene, war eben niemals beneidenswerth.

Der Abgängige.

„Sagen Sie mir gütigst, liebste Frau Doktorin, bin ich noch immer nicht gefunden worden?"

„Nein, Herr Neumayer, aber die Polizei ist Ihnen auf der Spur! Nur noch ein paar Tage Geduld . . ."

„Und ich werde meiner Familie, meiner lieben Louise —"

„Und Ihren Kindern zurückgegeben sein!" —

Diese Unterhaltung, deren Sinn mir nicht sofort klar war, fand in einer Kaltwasserheilanstalt unweit Mödlings statt. Die anmuthige, sich für den Beruf ihres Mannes aufopfernde Frau eines Irrenarztes beschwichtigte in dieser Weise einen Geisteskranken, der, so erzählte sie mir im Weiterschreiten, von dem ganz originellen Wahne befangen war, — abgängig zu sein. Er glaubte, durch irgend einen äußeren Anlaß gezwungen zu werden, sich zu verbergen, sich dem Verdikte irgend eines imaginären Gerichtshofes, sich irgend einer zu verbüßenden Strafe entziehen zu müssen. Er hatte kein Verbrechen begangen, er lebte in nichts weniger als glänzenden

Verhältnissen, aber ohne Noth und sonder Schulden. Bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre war er ein fleißiger Geschäftsmann, ein vorzüglicher Gatte und sorglicher Vater gewesen.

„Und man hat nicht schon früher irgend eine kleine Störung, eine — nun eine Manie an ihm wahrgenommen, Frau Doktorin?“ fragte ich die neben mir auf dem weißen Kiesweg hinschreitende Dame.

„Ihre Frage ist ganz natürlich. Käme man auf den Ursprung einer solchen Geistesstörung zurück, so könnte man vielleicht auch den Weg der Heilung finden. Seine Frau, mit der er seit fast zehn Jahren in ungetrübter Ehe lebte und die stets, weinend, seines Lobes voll, sich bei ihren öfteren Besuchen mit mir über ihn bespricht, weiß nichts von solcher Manie zu künden. ‚Nur,‘ sagte sie jüngst, ‚war er in der letzten Zeit ein eifriger Zeitungsleser. Der Geschäftsgang in den verflossenen paar Jahren wurde immer schwächer und stiller. ‚Mein Mann,‘ fuhr die Aermste fort, ‚hatte täglich weniger zu thun, aber wir ernährten uns doch ganz gut. Gegenüber von unserem kleinen Juwelierladen lag und liegt ein großes Caféhaus. Dort installirte sich mein Mann des Nachmittags, so vor der Dämmerzeit, und schlürfte da eine Stunde lang an seiner Schale Kaffee's. Er ließ sich gern von dem überlegen lächelnden Kellner eine Zeitung nach der andern geben. Der Marqueur sagte mir, er habe stets am längsten über den Lokal-Nachrichten gebrütet. So saß er, las oder sann, schaute zu mir herüber und wenn Kunden kamen, so daß seine Anwesenheit neben der meinen nothwendig wurde, eilte er mit einem letzten Blick in sein geliebtes Blatt in den Laden zurück!‘

„Das war seine Marotte, wenn man sie eine solche nennen

kann. Eine Manie keinesfalls. Hundert Müßige thun täglich seit Jahren dasselbe, — ohne sich abgängig, unbekannt wo, zu glauben!"

So schloß die Frau Doktorin ihren Bericht und den der beklagenswerthen Gattin des „Abgängigen".

Wir kamen nun von der Wanderung durch den Garten, den mir die Hausfrau zeigen wollte, zu unserem Geisteskranken zurück.

Derselbe hatte es sich auf einem Plateau, welches die ganze Thalaussicht beherrschte, auf einer Bank unter blühenden Kastanienbäumen bequem gemacht.

Er trug einen kurzgeschnittenen, braunen Vollbart und noch dichtes Hauptthaar. Besonders fielen mir seine blitzenden Augen von dunklem Feuer auf. Er sah vergnügt und heiter auf die Frühlingsebene hinab. So wenig wie in der unter ihm schlummernden oder knospentreibenden Natur war eine Störung an ihm zu bemerken.

Wie ein glattes, windloses Meer lag die Hochebene vor uns. Ich liebe das Meer unendlich, und, sonderbar, inmitten dieser Armen, an Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen Leidenden, hatte auch ich eine Traumillusion. Die Maisonne brannte schon sommerhaft, und die Ebene unten begann vor meinen Augen zu flirren und zu flimmern, sich zu bewegen, wie ein von anhauchendem Nordwest leicht gekräuseltes Meer. Das junge, kaum zollhohe Korn, der Klee schien mir wie das Wellenspiel des Oceans, die reizenden weißen Städtchen, Weiler und Dörfchen: Pfaffstetten, das weinreiche Gumpoldskirchen, das langgestreckte Mödling mit seinem gewaltigen Kirchbau, däuchten mir vor Anker liegende Flotten mit dem Admiralsschiff.

Vereinzelte Häuschen zu Füßen des Berges, auf dem wir standen, glichen Kähnen am Rande der Brandung. Die zerstreuten Wälder erschienen wie jene von fliehenden Wolken oder Untiefen verursachten tiefblauen Stellen im smaragdgrünen Meer. Die Eisenbahnzüge flogen wie Dampfer dahin und dorthin, und die Rauchwolken blieben über dem Schienenstrang unbeweglich stehen, wie sie es bei Windstille über den Wasserfurchen zu thun scheinen. Die weißen Landstraßen kamen mir wie die vom Dampferkiele gezogenen, schäumenden Meereswege vor und die Tauben flatterten wie Möven darüber. Fern, fern am Horizonte verschwamm die Ebene in's Himmelsblau, so wie es der Ocean nicht anders macht. — Ich sah lange in diese Fata Morgana hinein. Die Frau Doktorin sprach mit dem Abgängigen. Da kam endlich der Herr Doktor, ein alter Studienfreund von mir, nach Hause, der mich gebeten hatte, die von ihm begründete und musterhaft geleitete Heilanstalt zu besuchen. — Ich zog meine Gedanken von der Landschaft weg. Nach der ersten Begrüßung fragte ich den Freund:

„Hältst Du den Abgängigen für heilbar?"

„Interessirt er dich am meisten?"

„Ja, seine Vorstellung ist originell!"

„Ich habe schwerere Kranke, mit complizirteren Wahnvorstellungen. Aber Du hast Recht. Einer, der glaubt, unbekannt wo zu sein, ist mir in meiner Praxis auch noch nicht vorgekommen. In der Praxis! Mit der Theorie ist's freilich anders bestellt. Sollte nicht eigentlich die größere Hälfte der Menschheit sich, zu einem gewissen Zeitpunkt, als für verschwunden annehmen müssen. Sagt doch der Witz, die Welt

sei das Irrenhaus, die Klugen befinden sich draußen — in der Maison de santé. — So sind die Meisten — abgängig und halten sich für noch anwesend. Da ist der Journalist, der Feuilletonist, er glaubt, die ganze Welt warte nur darauf, wieder eine Kundgebung seines Geistes zu vernehmen; er erscheint, er ist da — aber man überschlägt die Seite, liest ihn nicht — er ist abgängig, unbekannt wo — nur hat er die Wahnvorstellung, anwesend, lebendig zu sein. Da ist der Maler, der sein Bild in den „Salon", in den „Künstlerverein" bringt, da hängt es nun, man geht daran vorüber, um bei Größerem, Besserem stehen zu bleiben. Der Maler ist abgängig — unbekannt sein Aufenthalt, und er glaubt sich gekannt, geschätzt, geachtet. Der Musiker hat es schon schwerer. Man kann sich im Concert nicht die Ohren zuhalten. Man geht hinein, schimpft, verspottet ihn. Er ist für seine imaginairen Bewunderer nicht da!" —

„Das ist das Gegenspiel unseres Kranken. Aber wozu der Umweg? Glaubt nicht der Feuilletonist, der Journalist, der Dichter, Maler und Musiker, der Reichstagsabgeordnete und Volksmann — er lebe für alle Zeit, nach seinem Tode sei er im Munde und Geiste der Nachwelt unsterblich, man nenne ihn noch, auch, wenn er nicht mehr schreibe, male, musizire, rede? Und kaum hat man das ehrgeizige Herz, dem das weite Weltall zu eng war, innerhalb der paar Fuß Erde zur Ruhe bestattet, kaum hat der „wandelnde Schatten", der arme Schauspieler, der auf der Bühne sein Stündchen tobte und prahlte und nun nicht mehr gehört wird, geendet, so ist er — abgängig, unbekannt wo, und kein Hahn kräht mehr nach ihm, wie der landläufige Ausdruck lautet!" —

„So hat Alles seine zwei Gesichtspunkte, und sieht man genau zu, so herrscht auf beiden Seiten Irrwahn und Sinnestäuschung. Die eine Gattung harmlos Verrückter glaubt, sie sei anwesend und ist abgängig! Die andere Abtheilung hält sich für anwesend, während sie sich selbst schon als abgängig zugestehen müßte -- nach dem Tode nämlich!" —

Indeß wir, der Arzt und ich, auf diese Weise die Abgängigen beleuchteten, trat der sich verschwunden Glaubende zu uns heran und begrüßte den Doktor höflich.

„Sie waren in der Stadt, Herr Doktor! Sie haben gewiß die Zeitungen gelesen!" sagte er. „Sie sind jetzt voll von Selbstmorden, Defraudationen, wahnsinnigen Verbrechen, Fluchten nach Amerika. Ist mir doch dasselbe passirt. Ich mußte fliehen. Es ist entsetzlich, daß ich nicht weiß, wohin ich mich begeben habe. Man sucht mich. Das ist natürlich. Aber ich suche mich! Das ist merkwürdig. Ich kann mich nicht finden. O, es ist schrecklich, abgängig zu sein!"

„Beruhigen Sie sich, lieber Herr Neumayer!" sagte der Arzt. „Es ist ja das Glück bei der Sache, daß Sie Ihren Namen zurückgelassen haben. So hat man doch einen Anhaltspunkt und kann Sie finden!"

„Glauben Sie wirklich, Herr Doktor, daß man mich finden wird?"

„Ich verspreche es Ihnen!"

„Aber ich muß mich verstecken, es zwingt mich etwas dazu. Ich muß jede Spur von mir tilgen. Und ich mache das so geschickt, daß ich fürchte, Ihre Nachstellungen bleiben erfolglos."

„Können Sie denn, lieber Herr Neumayer, nicht aus-

findig machen, warum Sie sich verstecken müssen? Ich glaube, sobald Sie sich dies selbst oder uns mittheilen, wird man Sie — ausfindig machen. Und da Sie völlig unschuldig sind, werden Sie Ihrer Frau Louise, Ihren Kindern zurückgegeben. Freilich sollten Sie uns dabei ein wenig an die Hand gehen!"

Der Kranke sah den Doktor seltsam lächelnd an, schüttelte das Haupt und verlor sich in die Schattengänge zwischen dem wundersüß duftenden Flieder.

„Es ist merkwürdig," sagte der Doktor, „daß bei seiner Irritation des Bewußtseins noch keine völlige Alienation der Persönlichkeit, keine gänzliche Entfremdung des Selbstgefühls und des Selbstbewußtseins eingetreten ist. Er spricht noch immer von seinem Ich, er findet sich abgängig. Ich halte sein Bewußtsein nur für secundär gestört, nur für alterirt durch irgend eine Einwirkung. Ob diese von innen, ob von außen kam, ist mir noch nicht erforschlich gewesen. Bei primär, in höherem Grade gestörtem Bewußtsein, verliert sich oft jede Erinnerung an das im Verlaufe der Krankheit Vorgefallene. Ich glaube, es bedarf bei diesem Abgängigen nur eines Anstoßes, eines Lichtblitzes, und er ist geheilt!"

Der Freund führte mich nun in seine Bibliothek. Da stand in langer Reihe neben- und übereinander die zahllose Armee von Büchern, von denen der Laie gar keine Ahnung hat, die einer speziellen Fachwissenschaft. Der Doktor machte mich aufmerksam auf das Werk: „Ueber phantastische Erscheinungen" von Johann Müller, welches im Jahre 1826 großes Aufsehen erregte. Dann, 1837, fand Dr. Hagen's Schrift: „Die Sinnestäuschungen" allgemeine Anerkennung. Man unterschied erst damals genauer die Visionen, Illusionen,

Hallucinationen. Mit Letzteren beschäftigte sich der bekannte Esquirol. Im Jahre 1852 schrieb Dr. Leubuscher über die „Entstehung der Sinnestäuschungen". Julius Schaller hat in seinem, den Materialismus bekämpfenden Buche „Leib und Seele" das für das Jahr 1855 bezeichnende Wort: „Die Psychologie darf es nie außer Acht lassen, daß ein geistiger Prozeß erst dann vollständig erkannt ist, wenn wir seine organischen Bedingungen, den Verlauf, den er im Organismus nimmt, die Veränderungen, die er in diesem hervorruft, erkannt haben." —

Dies Alles erklärte mir der Doktor, las mir von ihm angestrichene Stellen vor und bezog namentlich die Worte Haller's auf seine letzte Aeußerung, daß er die anstoßgebende Einwirkung kennen müsse, um heilen zu können. Er pries mir noch Sebastian Ruf's Büchlein „Psychische Zustände", das drei Jahre vor dem Haller'schen Werke herauskam, zeigte mir jetzt seltene Brochuren und Schriften des Dr. Sinogowitz, Cassagnac's, die Werke Swedenborg's, das rare Ding „De Discretione spirituum" des Kardinal Bona, einen Beitrag zur wieder in Schwung gekommenen Geisterseherei, und die unabsehbare Menge neuer und neuester Physiologen und Psychologen, wie Valentin, Weber, Budge, Buchez, Volkmann bis auf Wundt, Helmholtz, Virchow und Dubois-Raymond.

Ich staunte und bedauerte, daß so viel angehäufte und in ein Menschengehirn aufgenommene Weisheit nicht ausreiche, einem armen Menschenkinde sein bischen Verstand wieder zu geben.

„Wüßte ich nur, ob sein Leiden auf einer rein leiblichen,

oder rein seelischen Störung beruht!" meinte der Doktor. „Indessen ist das auch nicht mehr so streng zu scheiden. Wie von der einen Seite das psychische Leben sich in das physische hineinbilden kann, so daß geistige Intentionen nicht nur Sensationen schaffen, das Blut erregen, den Pulsschlag ändern, das Gesicht röthen und dergleichen mehr, sogar, wie es in der Hypochondrie wirklich der Fall ist, körperliche Leiden hervorbringen können: so kann von der andern Seite das physische Leben sich in das seelische hineinbilden, und in dieser Sphäre entweder in seiner Totalität, oder in seinen einzelnen Thätigkeiten sich abspiegeln und reflectiren. Wie es Vorstellungen giebt, welche zu sinnlichen Empfindungen werden: so giebt es sinnliche Empfindungen, welche ganz analoge Vorstellungen schaffen. — Bewirkt bei Neumayer die Erkrankung eines Organs, des Gehirns vielleicht, die Wahnvorstellung, oder hat eine immer wiederkehrende Vorstellung endlich die Erkrankung des Gehirns bewirkt — ich weiß es nicht, doch, es zu wissen, wäre gut!" Wir gingen wieder in den Garten.

Nun begab sich Etwas, bei dessen Angedenken heute noch jede Fiber in mir erschaudert. Man mag es als unmöglich, unwissenschaftlich verspotten, man mag es als eine gewagte Erfindung eines phantastischen Novellisten hinstellen, man mag es nicht glauben — die ganze Erzählung in jene Manier einreihen, der Callot's Pinsel den Namen gegeben, ich habe es staunend gesehen und schaudernd erlebt.

Der Kranke, der wieder unter der Platane, den Kastanien des Plateau's Platz genommen, erhob sich plötzlich und starrte in die Tiefe. Nie werde ich diesen Blick vergessen. Hoffnung, Freude, entsetzliche Furcht, angstvolle Qual und wieder Hoffnung malte sich darin.

Auf dem blendend weißen Kalkweg zwischen duftigen, rauschigen Frühlingsgrün zog eine kleine Karawane, tiefschwarze Schatten auf den sich anhöhwärts windenden Pfad werfend, langsam herauf. Sobald der Geisteskranke sie erschaut hatte, ließ er sie mit den Blicken nicht mehr los; er schien unglücklich zu werden, wenn sie hinter einer Biegung verschwand, furchtsam erfreut spähte er ihr entgegen, als sie wieder auftauchte. Näher und näher traten sie, höher und höher steigend. Eine junge Frau, ein Greis am Stabe, links eine Matrone im weißen Haar. Vor den Dreien schritten, wie die Wichtigkeit des Ganges begreifend, Hand in Hand zwei Kinder, ein Mädchen von wohl acht, ein Knabe von sechs Jahren, die gewiß lieber Schmetterlinge gejagt, Primeln, Veilchen, Anemonen gepflückt; aber unsichtbare Zügel des Schmerzes und eines gegebenen Versprechens schienen ihre Jugendlust zu bändigen. — Nun traten sie durch das Gitterthor. Nun gingen sie auf den wie gebannt Dasitzenden zu. Die Kinder fielen dem Reglosen zu Füßen, ergriffen seine Hände und riefen einmal laut: Vater! Die junge, sehr hübsche Frau schmiegte ihren blonden Kopf über die Kinder weg an seine Brust und sagte: „Paul, mein Freund, erkennst Du Dein Weib nicht?“ Und die beiden zitternden Alten breiteten links und rechts die Arme und stammelten: „Mein Sohn!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Kranke gebärdete sich ganz wie ein aus tiefstem Schlafe Erwachender. Wir traten zurück. Nach einer bangen Stille fand er den Ausdruck: „So bin ich denn gefunden!“ Das waren die letzten Worte seines Irrwahns. Da rief er:

„Nein, nein, das ist ja Alles nicht so! Louise, Kinder, wo war ich denn? Krank! Nichtwahr!" — Und er umarmte seine glücklichen Alten, welche die kluge Louise aus ihrem Heimathsdörfchen herbestellt hatte, welche den Sohn wohl zehn Jahre lang nicht gesehen, und so bewirkte die Liebe eines Weibes das, was der Kunst und Weisheit der modernen Wissenschaft nicht gelungen.

Am Abend konnte der Genesende schon Andeutungen geben, hinreichend, um uns begreifen zu machen, wieso er — abgängig wurde. Er hatte sich den schlechten Geschäftsgang zu Herzen genommen. Im Anfange des Jahres, nach den vielen sensationellen Defraudationen, Selbstmorden, las der eifrige Zeitungsforscher auch die Friedensversicherungen aus hohem und höchstem Munde in den Blättern. — Auf bessere Zeiten bauend, legte er sein ganzes flüssiges Kapital in werthvollen Steinen an, die er mit Gewinn zu verkaufen hoffte. Da drohte ein Krieg zwischen zwei Weltmächten auszubrechen; die Vermögen der gestern noch mit falschen Versicherungen in den Traum der goldenen Aera gewiegten Steuerzahler vergingen wie Seifenblasen. Der Aermste fand nichts, als Hiobsposten, und sein Gemüth verdüsterte sich derart, daß er glaubte, auch fliehen zu müssen. Sein Geist umnachtete sich mehr und mehr, — die Liebe gab ihn der Welt zurück. Hoffen wir, daß er nie zu bedauern haben wird, jenes friedsame Gebirgsasyl nicht mehr seine Zuflucht aus dieser krausen, wirren Welt zu nennen!

Der verhaßte Engel.

Wie männiglich bekannt ist, schuf Gottvater die Welt in sieben Tagen.

Dann sahe er, das Alles sehr gut war.

Damals glaubte Jedermann an einen persönlichen Gott. Jedermann hielt deshalb auch dafür, die freundliche Kritik der jungen Welt sei nur eine persönliche Ansicht Gottes. Und schon machte man ihr Opposition. Die linke Seite der Heerschaaren wurde es gar bald müde, vom Frühroth bis zum Abendstern Hallelujah und Hosiannah zu singen und hielt Aufruhr und Revolution für eine zerstreuendere Beschäftigung.

Die späteren Geschichtsschreiber stellten die nun eintretenden Ereignisse verschieden gefärbt, je nach ihrem eigenen Geburtsort, ihrer Erziehung, dar. Die persischen Nachrichten über die Revolution von 811,177,7—89 gingen auf die Redakteure der jüdischen Bibel über. Man sprach von Lucifer und verwechselte den Lichtbringer mit dem Teufel. Man ließ den Rebellen in eine ewig flammende Hölle gestürzt werden,

und um einen Gegensatz zu der absolut und katexochen besten Welt zu haben, machte man aus der Hölle das Gegenreich und ernannte Lucifer, Beelzebub, zu seinem Kaiser. Milton sammelte alle auf diese Epoche Bezug habenden Legenden, Sagen, Quellen und Parallelstellen, schuf wieder seinerseits zwei Welten, das verlorene und wiedergewonnene Paradies, gewann dafür fünf Pfund Sterling und verlor das Augenlicht.

Für die Griechen ist Lucifer lichtbringender Prometheus. Er brachte das Feuer vom Himmel, in dem es ihm wegen Zeus, der den Menschen die allmächtige Flamme nicht gönnen wollte und sich für allmächtig hielt, auf die Dauer nicht gefiel. Er wurde durch eine Leberkrankheit gestraft, die jedoch Manche seiner sitzenden Thätigkeit zuschreiben wollen. Andere Titanen und Giganten deckte Zeus mit Felsblöcken und Blitzen zu. Spintisirende, mythenfeindliche und realistische Berichterstatter belieben diese Vorgänge mit vulkanischen Umwälzungen, Erdbeben und dergleichen in Zusammenhang zu bringen. Sie sehen in den Titanen und Giganten den Himmel erstürmen wollende Berge, Geyser, Vesuve. Und die hämmernden Cyklopen, auf die der Augenbrauen bewegende Olympier den Aetna warf, sind ihnen nur Humore und Rumorer in den Erdeingeweiden. Auch Poseidon-Neptun hat sein Theil daran.

Der vernünftige, moderne Mensch glaubt aber in uneingeschränktem Maße an Engel. Die lieblichen Wesen hat man sich nicht nach Fra Angelico da Fiesole's oder Raphael's Auffassung zu denken. Diese beiden Maler großer Kunstepochen stellten nämlich die Engelein als nur aus Haupt, Brust, Armen und Flügeln bestehend, dar. Raphael wäre ja auch,

wenn ohne Hände geboren, ein Künstler ersten Ranges geworden; aber das Leben ohne Unterkörper, ohne Magen, Schenkel, Beine, Füße, dürfte auch ihm sauer geworden sein.

Seine idealistische Richtung gestattete ihm, Engel so zu konterfeien, wie unsere idealistischen Romanciers moderne Menschen zeichnen. Diese können nicht essen, nicht trinken, nicht lieben, nicht gehen, laufen, stehen. Im Uebrigen aber sind sie Engel. —

Nein, die Engel sind umsomehr nach menschlichem Ebenbilde im Geiste zu construiren, als — uns Vorstellungen anderer Art durchaus unmöglich.

Die Engel, nun, von Gott verlassen, von Gott verstoßen, von ihren Brüdern verachtet und mißhandelt, landeten auch am wirklichen Gestade der Erde. Die meisten mischten sich unter die Geschlechter der Menschen und wurden im Umlauf dahinrollender Jahrtausende gleich ihnen. Was Herrliches an den Gefallenen geblieben, ging auf in der Race der Sterblichen. Was Irdisches, Armseliges an den sich folgenden Reihen von Menschenblumen- und Blättern, mischte sich mit den Engelnaturen. So entstand, wie sie eben konnte und mochte, die heutige Menschheit, die überwiegend aus Erdentheilen besteht. Wie in dunklen Sommernächten Blitz und Wetterleuchten, so glänzt im Einzelnen noch manchmal etwas von der Engelsnatur auf! Eine That, ein Werk, die vom Himmel zeugen! Aber das ist selten, das geschieht alle Jahrhunderte kaum einmal, und einst wird kommen der Tag, da der letzte Rest der Engelsnatur untergegangen ist; verwischt, wie die Spur des Vögleins im Sande zur Zeit der Nachfluth; verhallt, wie ein Klang von Musik, erloschen wie ein ausgebrannter Stern. — Dann . . .

Ach, für die namen- und ruhmlose Mehrheit ist diese traurige Zeit schon angebrochen ... Aber nicht alle Engel gingen in die Menschheit ein und auf.

Viele verblieben Gottes, und einige blieben Engel; blieben, was sie waren: gute oder böse, gefallene, mißmuthige, oppositionelle Engel, unabhängig, ohne Amt und Stellung. Einige Erzengel gehen noch in demantnem Panzer und topazenem Helm, smaragdenen Beinschienen, mit flammenden Schwertern umher und verrichten die anbefohlenen Thaten. Sie reinigen den Augiasstall Gottes, sie verjagen einfältige Sünder, die, meist von Sünderinnen verlockt, vom Baume der Erkenntniß aßen, aus ihren Paradiesen; sie wandeln selige Lotophagen um in Esser im Schweiße dero Angesichter; sie lassen die Schlangen, die Verführer, durch's staubige Laub rascheln, und der Mensch wird angelernt, ihnen auf den Schweif zu treten. Sie führen Schwert und Wage der Vergeltung und Gerechtigkeit; sie sind die Rache, der Lohn, die Hoffnung, die Resignation. Einer ist der Engel der Liebe. Er heißt bald Kama, bald Eros, wird überall mit offenen Armen empfangen und theilt die Welt in zwei Theile, besser, als der Aequator oder irgend ein Meridian: in Selige und Elende.

Aber einer ist der edelste und gehaßeste aller Engel. Er gleicht ein wenig dem der Liebe, so wie ganz verschiedene Brüder eine Familienähnlichkeit aufweisen, und alle Engel stammen ja von Gott. Alle Menschen führen des gehaßten Engels Namen im Munde und alle lügen, belügen sich selbst und Andere.

Keiner will ihn hören und Niemand läßt ihn über seine Schwelle. Spricht er, so verletzt er; denn die Menschen wollen Lob über alle Gebühr und Schmeichelei. Sie lieben, was sich

umgiebt mit glänzender Hülle, mit Pomp und Staat, er aber geht splitternackt.

Er könnte ebenso gut ein anderer, zum Beispiel, der Engel der Lüge sein, als nicht sagen, was er denkt! Hätte er einen Freund, so weise und herrlich, wie der griechische Plato, und wüßte er ihn durch eine jenem unangenehme Meinungsäußerung zu verlieren, er spräche! Der Weg zu ihm ist eitel Dornen und Mühe. Einmal in einem Jahrtausend lebt ein Mensch, der sagt: Hielte Gott alle Weisheit in seiner Rechten und seine Linke wiese den dornen- und mühevollen Pfad, auf welchem sie nur nach schwerer Wanderung zu erreichen, ich fiele demüthig an seine Linke! Wenige Weise, immer seltener werdend, suchen den „verhaßten Engel“ in der Seele der Wissenschaft. Aber auch Weise und Wissende irren oft ab von den Pfaden des Gehaßten.

Kaum einer liebt ihn, die Frauen, die Herrscherinnen über Männer und Welt, sind ihm abhold. Sie lieben die Schminke. Er geht ungeschminkt. Man weicht ihm aus. Man macht einen Umweg um ihn, man hält sich die Ohren zu, man schließt die Augen, man flieht, wenn man ihn nahen hört, sieht, den Bestgehaßten — den Engel der W a h r h e i t.

Der Wohlwollende.

Lange schon war ich nicht in Berlin gewesen. Erstaunt, erhoben durchwanderte ich die alte Stadt, die mir so neu geworden. Ueberall stiegen Prachtbauten bis zu schwindelnder Höhe empor. Neue Viertel erzählten beredt von der Ausdehnung, welche die Hauptstadt des mächtigsten Kaiserreiches gewonnen; in alten Stadttheilen sprachen stehen gebliebene, einzelne, einstöckige Häuschen zwischen Terracotta- und Renaissancebauten in Stuck und Marmor gedrängt, von vergangenen Zeiten. Sie nahmen sich aus, wie Zwerge im Empfangssaal eines Königs der Tafelrunde .... Auch diese Ueberbleibsel, schon geborsten, können fallen über Nacht .... Und dann stehen die Straßenzeilen, die Häuserfronten wie — eine Front des Garde-du-Corps-Regiments .... In der langen Leipzigerstraße begegnete ich einem Freunde, den ich seit Jahren aus den Augen verloren, der mir immer lieb und werth gewesen. Ich eilte auf ihn zu und begrüßte ihn herzlich.

„Du siehst aber gut aus," sagte ich.

Er maß mich von oben bis unten mit prüfenden Blicken.

„Bist Du aber alt geworden! Nimm mal Deinen Hut ab. Mondschein am hellen Tage. Und graue Haare hast Du auch schon im Barte!“

Ich lachte über die anmuthige Bewillkommnung, nahm den einst so Heiteren und Lustigen unter den Arm, und wir schlenderten an den bunten Schaufenstern vorbei, dem Leipziger Platze zu.

„Bleib doch nicht stehen und sieh' Dir den Quark an!“ rief er jetzt und zog mich fort.

„Das sind aber prächtige Sachen. Sieh, wie geschmackvoll das Glas, das Porzellan, die Lederwaaren!“ meinte ich nach einer Weile.

„Ach! Geh doch. Alles Reuleaux! Schlecht und billig. — Was machst Du hier? Was thust Du heute Abend?“

„Ich will in's Theater gehen. Alle Zeitungen, alle Lippen sind ja voll des Lobes für das neue Stück von Eurem neuen Molière. Und in dem Theater soll ja so vorzüglich gespielt werden! Ein Erfolg ohne Gleichen!“

„Ein Erfolg!? Aber es ist ja der richtige Durchfall!“

„Ein Durchfall!?“ rief ich erstaunt. Zwanzig bis fünfundzwanzig Hervorrufe und einstimmiges Verdikt der Kritik!“

„Also — ein Succes d'estime! Und die Zeitungen! Glaubst Du heut zu Tage noch an ein unparteiisches Urtheil? Es ist alles ... Doch lassen wir das ...“

„Hast Du die Marmorgruppe im Salon von Eurem großen B...... schon gesehen. Auch das soll ja eine außergewöhnliche Sehenswürdigkeit sein!“

„Nun, das Ding ist nicht ohne Talent gedacht und gemacht. Und dann, zu was wären denn die Alten dagewesen. Die Köpfe und Leiber sind einfach eklektisch nach griechischen und römischen Vorbildern zusammengetragen. Der Marmor hat leider eine schwarze Ader, die der Künstler erst entdeckte, als die Arbeit schon halb gethan war. Und ein Marmorbild mit schwarzer Ader kommt mir vor, wie eine Frau, deren Ehre nicht makellos ist!" —

Ich schüttelte den Kopf. Ich war verstimmt. Woher hat der Joviale von Einst die Mißlaune von Heute?

Wir standen vór einem Buchladen.

„Sieh, wir schreiten doch fort. Billige und gute Bücher, schön brochirt und gebunden, geschmackvolle Decken, — das priesen wir früher nur an Franzosen und Engländern. Nun sind wir beinahe oben auf, nicht mehr Schüler, Meister!"

„Aber was steht darin? Wir haben ja Niemanden, der schreiben kann! Lauter Quark, Copie, oder Küchengewäsche!"

„Nun," erwiederte ich piquirt, „ich will keine Namen nennen. Aber sieh Dir diese Novellen an, die da, rechts, sind die nicht vorzüglich!"

„Von dem! Das ist ein — Stümper und ein — Unverschämter dazu! Weißt Du, was er mir neulich für einen Tort angethan hat?"

„Nun?"

„Er hat mir seine sämmtlichen Werke mit einer eigenhändigen Widmung in's Haus geschickt! — Geschenkt! —"

„Schändlich! — Na, gekauft hättest Du sie doch nicht!"

„Nein!"

„Aber gelesen hast Du sie?“

„Ja!“

So ging es noch eine Zeitlang fort, kein gutes Haar wurde an den Männern, den Weibern, den Dingen gelassen. Die Frauen bekamen ganz besonders wohlgeführte Hiebe und an den unschuldigen Kindern war zu tadeln, daß sie dereinst Frauen und Männer werden würden. — —

Wir verließen einander, ich ohne Erbauung von dem vergrämten Freunde scheidend; er ging, mir wahrscheinlich einige Flüche und Verwünschungen nachmurmelnd.

Am nächsten Morgen besuchte ich die herrliche Nationalgallerie auf der Packhofinsel. Die Stufen des tempelartigen Prachtbaues hinanschreitend, fühlte ich mich am Rockschoße zurückgehalten.

Es war der Wohlwollende, der mich anrief.

„Du willst doch nicht dahinein!!“

„Gewiß. Ich habe die modernen Meister noch nicht gesehen!“

„Moderne Meister. Schade für die schöne Leinwand. Seit Raphael und Veronese das Geschäft aufgegeben, kann ich keine Bilder mehr sehen. Komm mit in's Löwenbräu, Frühstücken!“ —

„Nein, ich danke. Du würdest doch das Bier schlecht machen!“

„So komm' ich einen Augenblick mit Dir hinauf.“

„Nein, laß mich allein etwas Kunst kneipen. Ich habe mir noch Empfänglichkeit und Naivetät genug bewahrt, um mich auch von einem Kunstwerk unserer Tage begeistern zu lassen. Und den Kelch der Begeisterung trink' ich gern allein.

Du würdest mir den Wermuth des Spottes und der Nichtanerkennung hineinträufeln und alles wäre verflogen — — verdorben. — "

„Du bist und bleibst — ein Narr!"

„Gerne!"

— So schieden wir.

Die Begegnung mit dem Berliner Freunde war so harmlos, daß sie gewiß nicht des Erzählens werth. Leider ist aber der Freund — ein Typus.

Eine Stunde Verspätung.

Motto: Procrastination is the thief of time.
(Young. Night thougts.)

Der metallene Mund der Dampferglocke hat zum zweiten Male zur Abfahrt gerufen. Das prächtige Rheinschiff erbebt in seinen Festen, die Maschine knarrt und keucht, die smaragdne Wasserfläche scheint jetzt ein gespaltener Gletscher, aus der Kluft schäumt es auf, als ob flockiger Schnee heraufgeschaufelt würde. Die Breite des deutschen Stromes erlaubt dem guten Fahrzeug einen mächtigen Halbkreis zu beschreiben; es grüßt das im Schatten seines Domes, im Arme seiner Festungswerke liegende Mainz und lange Spuren von Rauch in der wolkenlosen Luft, tiefe Furchen und Schaumlinien im Wasser zurücklassend, gleitet es lustig thalab. Es trägt eine bunte Menge, eine kleine Welt: den Arbeitsmann, der seine Sense, sein Bündel unter die grüne Bank der schattenlosen Vorkajüte wirft; zu ihm setzt sich die Wäscherin mit einem reinlich bedeckten Korb, ein Eisendreher, der in dem gewerbereichen Städtchen Arbeit sucht und, eine Thonpfeife

voll übelriechendsten Taback genießend, in den Aether schmaucht. Der unvermeidliche Musterreisende tritt hinzu, mit dem Stolz, einer höheren Berufskasse anzugehören, umgürtet, läßt er sich in ein halb mitleidiges, halb theilnahmsvolles Gespräch mit den Parias ein. Diesen scheint er aber nicht zu imponiren, und er macht sich alsbald in der Schiffsküche bei der etwas sonngebräunten, fettigen Köchin zu schaffen, die ihm aber aalglatt zu entschlüpfen weiß, nicht ohne ein derb-scherzhaftes Wort. Unter dem Zeltdach des „Salons" geht es feiner her. Deutsche Vergnügungsreisende aus Berlin oder Sachsen, andere, die nach ihrem lieben Bonn oder Köln zurückfahren, suchen sich im Laufe der Fahrt unter einander verständlich zu machen; aber gegen das unglückliche Ende des weltbekannten Thurmbaues zu Babel kann es nicht toller zugegangen sein. Der Mittelrheinländer hat Klöße im Munde, wenn er spricht; wie soll ein Bayer ihn verstehen, wenn er jelleb für gelb sagt? — und dem Köllener bereitet wieder das Entziffern des Blimches-Kaffee-achherrjäses-Dialekts Schwierigkeiten. Mitten in dieser deutschen Einheit siedelt sich imperturbabel, breit und behäbig Alt-England mit seinen ewigen, buntfarbigen Misses unbestimmbaren Alters an. Die Schönen sind dies Jahr wieder zu Hause geblieben; die Ungraziösen mit rothen Murray-Bänden sitzen auf den ledernen Wanderstühlen, schreien sich wie eine Heerde Gänse ihr „Yes, Yes, beautifull, how nice" zu und halten an den schönsten Aussichtspunkten feuerrothe Sonnenschirme oder Hüte, bunt, wie ein Kornfeld im Juli, groß und rund, wie die Scheibe Nr. 1 eines Schützenfestes, vor des Schaulustigen Auge. Dazwischen Franzosen, Amerikaner, Kellner, die Fleischbrödchen, Eis,

Mainzer Aktienbier und jene langhalsigen, hellgrünen Flaschen mit goldenen Häubchen tragen, deren mehr oder minder der Etiquette entsprechender Inhalt so viel Glück oder Unglück anrichtet: himmlischen Weinrausch und heftigen Kater, Verwandlung der Welt in ein schmerzloses Eden, oder — lyrischer Gedichte unabsehbare Folge.

Seitab von all' dem Getöse sitzt ein junger Mensch, dem man den Künstler auf zwanzig Kajütenstühle Entfernung ansieht. Er blickt bald in ein Buch, welches aber kein „Bädecker" ist, sondern ein schweinsledernes Ding, das lange beim Antiquar geschlummert haben muß; auf dem Tisch vor ihm liegen Hood's „On the Rhine" und Longfellow's „Hyperion", aus denen sein Dichterauge sehen kann, wie das Auge des Poeten die Welt anschaut. Er hat auch seinen eigenen Blick. Er sieht mehr, als Andere, vom Kleinen, wie vom Großen; er behält mehr und länger; er fühlt tiefer und steht doch wiederum — selbst über dem Mitgefühl! Er ist ein Verdammter, ein Poet und ein Maler zugleich; er führt ein doppeltes Leben: das seine und das der Anderen, die er ganz unwillkürlich, — aber nothgedrungen beobachten muß in ihrem Sein und Scheinen, Thun und Wesen, in ihrem Lachen, Weinen, Lieben, Verzweifeln und — Jauchzen, was das Seltenere ist. Alles findet einen Wiederhall bei ihm, und, wie es schon den Dichtern geht, seine Antwort ist stärker, als die Frage, sein Echo lauter, als der Anprall, mit anderen Worten, er empfindet das angeschaute Weh tiefer, als der davon Betroffene, ohne zugleich ebenso gemein mit der Freude zu werden. Und doch sah er jetzt freudig die schönen Ufer an sich vorüberziehen, sah er sich doch in die freie Natur nach so vieler Mühe und Arbeit

hineingezogen, um aus dem truglosen Stahlbad und dem heilfrischen Jungbrunnen wieder Muth und Kraft zum Weiterleben zu schöpfen. Der alte Strom, der sich seinen Weg durch den Basalt und Granit gebahnt, die verwitterten Felsen, die schon gestanden haben mochten, ehe menschliches Auge sie gewählt, ehe menschlicher Fuß sie betrat, dann die Ritterburgen, zerstört und zerfallen, die guten, fröhlichen Städtchen mit ihren Thürmen und Wahrzeichen, rebenbekrönt, ulmenumrauscht, die neuen Villen und Schlösser, wie gab das zu denken! Die Geschichte der Menschheit zog mit dem auf den Wellen Ziehenden vorbei. Was ist die Zeit? Und giebt es am Ende nicht die große Gleichgiltigkeit des Geschehenen und Geschehenden? Ob eine Burg zerfällt, eine Welle da oder dort aufrauscht, ein Menschenleben dahin oder dorthin zerschäumt, was am Ende der Tage verschlägt's? Oder sollte doch eine gewisse Gesetzmäßigkeit den Verlauf aller Dinge beherrschen?

War eine Minute länger nöthig, dort die Gebirge zu heben, dem Faustrecht ein Ende zu machen, die Rebenblüthe zu zeitigen, das Schiff an diese Landungsbrücke zu tragen? Es ist ein eigen Ding um die Minute: keine Ewigkeit bringt zurück, was Du von ihr ausgeschlagen. Der Reisende, er hieß Konrad Weyher, wollte diesen Abend um sieben Uhr noch in Köln eintreffen. Er hatte, als Knabe fast, in einem kleinen Städtchen, wo er studirte, die junge Frau eines greisenhaften Professors geliebt. Natürlich, ohne zu wissen, was Liebe ist; die blonde Maria Wanthal war ihm auch in späteren Jahren ein unerreichtes Ideal geblieben, ein Banner, eine Fahne, darauf „Excelsior" stand, und das ihn zu manchem Sieg führte, vor manchem Fall bewahrte. Sie hatten sich

seitdem immer geschrieben, es war ein ganzer Roman in Briefen, besser, als so mancher neue, der diese veraltete Form abgelegt. Nun entbot sie ihn nach Köln. Der Professor hatte das Zeitliche gesegnet, die Professorin, achtzehn Jahre älter geworden, spann noch immer wie an einer umgekehrten Arbeit der Penelope, an dem Liebesgespinnst für den abwesenden Jugendgeliebten; sie bot ihm Herz und Hand, eine romantische Hochzeitsreiseflucht nach Amerika oder Paris — und Konrad Weyher schüttelte erst den klüger gewordenen Kopf und — schiffte sich ein. Er hatte sich vorgenommen, auf der Tagesfahrt eines oder das andere kleine Städtchen zu sehen, dessen Name durch die Balladen unserer großen Dichter verherrlicht worden; wie eine Gloriole woben sich die Perioden und die Verse Heine's um Andernach, Bacharach, um den Lurleifels. Nun stieg er in Remagen aus zur Zeit, da Pan schläft. Eine halbe Stunde später sollte ihn ein zweites Schiff wieder aufnehmen und dem einstigen Ideale — es hatte unterdessen fünf Kinder geboren — zutragen. — Am Strand nahm ihm ein stämmiger, bildhübscher Bursch das leichte Handgepäck ab und sagte: „Sie haben vollauf Zeit, die Apollinariskirche zu sehen. Gehen Sie nur da rechts hinauf und über den Schienenweg. Eine halbe Stunde reicht zu Allem völlig aus!" Konrad schritt also rüstig im Staub der Landstraße dahin und gelangte alsbald, an den Leidensstationen Christi vorbei, ein kleines Calvarienberglein besteigend, zu dem zierlichen gothischen Kirchlein auf seinem Thonschieferfels, unter dem jetzt ein donnernder Schnellzug thalauf brauste. Die bunten Fresken im Innern erglänzten gar liebfreundlich im durch die Spitzbogenfenster fallenden Sonnenlicht; die blonden

und braunen Köpfe der Marien und Magdalenen, die Gestalten der Sarah, Rahel, Abisag, Esther, Judith und Bethsabe schienen an den hellen Wänden hin und her zu gleiten; Alles flirrte, glitzerte, zitterte, gleißte vor seinen Augen; er war zu schnell aus der Juliustagshitze in den kühlen Kirchenschatten getreten. Die Häupter der Heiligen, auf reliefartigen Gloriolen von Gold sich abhebend, kamen ihm wie die abgeschlagenen unzähliger Täufer vor, und die schönen Weiber der modernen Herren Deger, Ittenbach und Müller fingen eben an, wie so viele Herodiasse vor ihm zu tanzen. Er konnte, so gerne er sich sonst beim Anblick neutestamentarischer Darstellungen in mystische Stimmung versetzen ließ, nicht recht fromm werden; es klang keine Orgel in der einsamen Kirche und doch hörte er deutlich draußen oder drinnen die „Warnung" singen: „An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rathe Dir gut." Er war aber trotz der unheiligen Laune wundergläubig, und vor einem Frescobilde, das des Heilands Grab vorstellte, von Gläubigen umkniet, welche unter dem weggeschobenen Deckel Blumen finden, schlug er eine selbsterfundene Melodie an: „Aus dem Grabe meiner Liebe sprießen Lilien und Rosen." — Und es war ihm, als bezauberte ihn der Laut, als bethörte ihn der Schein, Maria's Glorienhaupt nahm die Züge jener fernen, fernen, frühen Liebe an und — er stürzte hinaus und hinab und an's Boot. Dort fand er den stämmigen Burschen auf einer Bank im Schatten der Häuserreihe.

„Das Boot hat drei Viertelstunden Verspätung!" sagte dieser und zwinkerte drollig mit den Augen. „Es ist sehr heiß! Wollen Sie nicht ein Glas sehr vorzüglichen Bieres trinken?"

Er lächelte dabei, als wisse er noch von einer anderen Verlockung. Konrad folgte ihm. Gleich im Winkelgäßchen nebenan lag das Brauhaus. Ein paar Remagener Beamte, Philister und Bauern saßen in der kleinen, engen Wirthsstube, rauchend, essend, trinkend. Mitten drin aber hatte ein junges, etwa sechszehnjähriges Mädchen Platz genommen; es trug ein großes silbernes Kreuz um den blanken Hals, ein halbgeleertes Glas Wasser stand vor ihm. Konrad war schon in der Stube; als sie des Führers hinter ihm ansichtig wurde, sprang sie auf und schlüpfte an ihm vorbei zur Thüre hinaus. Die Leute in dem Zimmer sprachen sehr laut einen ganz unleidlichen Dialekt, rauchten noch grausamere Cigarren, nur das Bier labte einigermaßen den einen Sinn, während die beiden gemaßregelten protestirten.

„Es ist noch Zeit, einen Gang durch's Städtchen zu machen!" meinte der schöne Georg. So hatten Wirth und Gäste den Gefährlichen begrüßt. „Wir haben heute Kirmeß und alle Flaggen Remagens wehen."

Wirklich folgte ihm Konrad, ließ sich das figurengeschmückte Portal der katholischen Kirche zeigen und hatte seine Freude an den vielen festlich geputzten Dorfschönen, die an den Thüren und Erkern standen, aus den Fenstern schauten und geflügelte Witz-, Neck- und Scheltworte durch die engen Gäßchen schleuderten, auch wohl den schmucken Fremden mit stillem, verheißenden Blick zum Abendtanz einluden oder — sich über seine modische Kleidung lustig machend — unter einander zischelten und wisperten.

Da kam das bildhübsche Mädchen wieder um die Ecke und rannte fast an den schönen Georg an.

„Wußt' ich doch, daß wir uns wiederfinden, Anna," rief dieser und faßte sie rasch bei der Hand.

„Lass' mich!" sagte Anna mit ihrer glockenhellen Stimme, hocherröthend. „Ich bin schon ärgerlich genug. Sehen Sie, Herr, ich habe die Wäsche in das große Hotel unten am Strand gebracht und der Mutter versprochen, gleich wieder mit dem Dampfer nach Hause, nach Rheinbreitbach, zu fahren, und nun hat er schon fünf Viertelstunden Verspätung. Das nächste Schiff hält drüben gar nicht an, ich bin in Verzweiflung. Georg ist der einzige Schiffer, der mich in seinem Nachen hinunter fahren könnte, aber —"

„Wir wollen Beide nicht. Sie will nicht mit mir in einem Kahn sein, sagt sie, und ich, ich will, daß sie heute da bleibe und die Nacht mit mir vertanze. Gescholten wird sie von der strengen Frau Mutter drüben doch, also kommt's auf ein paar grobe Worte mehr oder weniger nicht an." —

Konrad meinte, es müsse Jeder wissen, was sich für ihn schicke und passe.

Man war wieder am Strand. Beinahe anderthalb Stunden später, als seine Pflicht gewesen, traf das Dampfboot ein; es war ein Güterschiff, das sich mit Aus- und Einladen regelmäßig verspätet. Der schöne Georg legte Konrad's Gepäck behutsam in den Schatten; die kleine Anna, deren Silberkreuz noch ungetrübt in der Sonne funkelte, trat heran und sagte, das sei nicht ihr Schiff. Konrad sah das Ufer zurücktreten; Anna hatte ihren Arm in den des schönen Don Juan von Remagen gelegt — und die Beiden wurden immer kleiner. Nun erblickte sie Konrad als zwei winzige Punkte

auf dem Tanzboden des „Bären" umeinander wirbeln und — zuletzt schienen sie ganz eins zu werden.

Vorbei an der schönsten Stelle des Rheins: hüben Rolandseck, drüben der Drachenfels mit alten, zerfallenen Mauern und neuen, zukunftsfrohen Schlössern, blau und duftig der Gebirgshintergrund, grün und tannenbestanden das Siebengebirge, und mitten unten der große, stolz rauschende Strom, breit und rund abgeschlossen wie ein See. Die Siegfried-Sage steigt herauf, der Kellner bringt ein Fläschchen „Drachenblut" und wer die rechten Augen hat, sieht jetzt die Rheintöchter das gleißende Gold hüten. Die Schiffsglocke läutet, Taue werden geworfen, Konrad Weyher findet die Platanen-Veranda des „Berliner Hofes" allzu verlockend, und auf den Drachenfels geht jetzt eine Zahnradbahn. Man soll dort einen Ausblick haben, wie auf dem Kahlenberge an der Donau. Da kann man weit in das Land sehen, wo der Tokayer wächst; sollte der Maler und Dichter nicht hier eine Stunde verweilen? Es ist zwei Uhr. Um fünf Uhr kommt wieder ein Schnellboot, das ist um sieben Uhr beim Ideal der Jugendtage, in Köln. Wie herrlich mundet jetzt das einsame Mahl und das zweite Halbfläschchen „Drachenblut", das nun dem ersten, einsamen, Gesellschaft leistet. Die breite Fläche des Rheines gleißt in der Sonne, von drüben erschallt Musik: eine Karawane, eine Prozession naht unter den Klängen eines Wagner'schen Marsches auf der jenseitigen Straße und beschreitet die mächtige Fähre, die auch Wagen und Pferde mitnehmen kann. Nun landen sie, die Fahne voran, ein Zug fröhlicher Männer, Mädchen und Frauen zieht am Hotel vorbei und nimmt die Waggons der Zahnradbahn in Beschlag. Warum nicht mitziehen?

„Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht Dir zu freudig der Muth.
Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär's ein ad'lig Geschlecht,
Gleich bist Du mit glühender Seele dabei,
So dünkt es Dich billig und recht!"

So singen sie; es ist der Bonner „Liederkranz", der zu leben weiß und leben zu lassen.

Denn schon hat die unten aufsteigende Stadt, die unter ihren Schieferdächern glänzt, der grüne Buchenwald, das leise bewegte Rebenlaub, das röthliche Gelände und der in vielen Windungen nordwärts fließende Strom Ausrufe der Bewunderung entlockt, die sich mischen, wie die Blicke sich treffen. Eine fröhliche Sängerin bietet dem sich das Haupt trocknenden Fremdling Erdbeeren und Kirschen an; man fragt, man antwortet, man lernt sich kennen, und der fahrende Sänger sieht so viel Jugend, Anmuth, Lieblichkeit, daß ihm ein seltenes Menschenglück zu Theil wird: er vergißt für eine Stunde, von Erinnerungen zu leben, Vergangenheiten zu betrauern, Zukünftiges zu befragen, Unerreichtes anzustreben und giebt sich ganz und ungetheilt der Gegenwart hin.

Am Drachenschloß, an der herrlichen Sarter'schen neuen Burg vorbei; nun ist man oben. Alles zerstreut sich auf der Terrasse, unter alten Bäumen sind lange Holztische mit weißen Tüchern bedeckt, und darauf stehen, für die angekündigte Gesellschaft vorbereitet, wohl hundert Gläser, halb mit großen, purpurrothen Erdbeeren gefüllt, über diese goldiger, duftiger Wein hingebreitet. Nun entrollt sich ein buntes Bild neben dem andern, Mädchengruppen zertheilen sich dahin und dorthin, werbende Jünglinge folgen der Wirkung aus der Ferne

und eilen den Gewählten nach, andere Sympathien entstehen erst, es folgt Blick, Händedruck und flüchtiges Berühren. Unterm Baumschatten legt der behäbige Pater familias den Arm um seine weinselige Hausfrau und Beide trinken sich zu auf das Glück der eben vorbeistreifenden Töchter. Andere erklimmen die höher gelegene Burg und genießen von dort den herrlichsten Ausblick. Wie eine Schlange windet sich der Rhein, ganz unten im Flachlande wie ein kleiner Binnensee nochmals auftauchend. In die zerfallene Burg hat sich ein Quartett eingenistet und singt: „Strömt herbei, ihr Völkerschaaren, zu des deutschen Rheines Strand", während unten auf dem Plateau die Kapelle die Melodie dazu spielt. Dort hebt nun ein alter, komisch ausstaffirter Harfeniste Bänkelsängerlieder an, der Senior steht auf und toastet auf den Ausschuß, der Ausschuß toastet munter dagegen, ein flotter Jüngling windet den üblichen Lorbeerkranz um die, so da flechten und weben, und da nicht mehr jedes Weinblatt ringsum in der Tiefe ein grüner Focus, der die glühendheiße Sonne zurückstrahlt, so wenden sich die Muthigen zum Tanz.

Aber dem fahrenden Gesellen ist das Treiben längst zu geräuschvoll und toll geworden. Er sitzt schon eine Weile ganz abseits vorn an der Steinbrüstung und schaut hinab in den Rhein, nach Nonnenwerth, dem Nachtigallenwäldchen, nach Godesberg und den fernen Thürmen von Bonn. Neben ihm hat ein anderer Mann Platz genommen. Lange sehen sie dieselben Dinge und sprechen nicht zusammen. Möglich, daß sie ja so ganz verschieden fühlen! Endlich fällt ein Wort und giebt das andere. Die Stimme, wie das Antlitz des Fremden sind Konrad sympathisch. Eine Flasche Liebfrauen-

milch wird entsiegelt, mit der zweiten stellt sich schon gegenseitiges Vertrauen ein. Erst beobachten die Beiden die kleinen Naturschauspiele, einen Fleck Erde im Rhein, der bald trocken liegt, bald unterzutauchen scheint. Es sind die Wellen, von den Dampfern dahingespült, die das Räthsel lösen. Nun bildet sich im Nordwesten eine blaugraue Wolkenmauer und als blutigrothes Todtenhaupt sinkt die Sonne mitten durch diese sich manchmal wie zum Durchlaß öffnende Schicht.

Von drüben kommt jetzt der Mond herauf, die beiden Trinker beobachten an dem wachsenden, schreitenden Goldstreifen den Weg, den das bleiche Gestirn am Himmel nimmt. Aber sie rücken näher zusammen, denn es ist still und einsam hier oben geworden; ohne daß man es merkte, ist das ganze vielstimmige Sängervölkchen wieder zu Thal gefahren. Da tauschten die verlassenen Trinker schon ihre Lebensschicksale aus. Ferdinand Linz hieß der, welcher jetzt sprach. Sein Vater war ein einfacher Dorfschuster gewesen, der drei Frauen nacheinander, und vierzehn Kinder, und nichts zu essen hatte. Dabei liebte er die Musik, studirte Pergolese, Händel, Bach und gab jeden überflüssigen Groschen für Instrumente und Noten aus. Von ihm erbte Ferdinand die Lust, zu musiziren. Sein Vater bestimmte ihn aber für ein Priesterseminar. Das waren schwere Zeiten. Er raffte sich auf, zog in die Hauptstadt, gab Stunden, so lange, bis er Stunden bei den ersten Größen nehmen konnte. Da lernte er eine Frau kennen, sie war zehn Jahre älter, als er, und sie wußte ihn durch Coquetterien in ihre Bande zu schlagen. Jahre lang schleppte er wie ein Galeerensclave die Kette mit sich, die Kunst verehrend, seiner Liebe fluchend. Sie hat ihn um sein bestes Können

und Wollen gebracht, ihm das bischen Genie ausgesogen, bis er sich endlich, da sie sich selbst einmal gar alt und häßlich fand, losriß und mit ihr brach. Sein Schaffen aber brachte ihm nur noch Enttäuschung. Er sah ein, daß die Träume auch seiner Jugend unwiederbringlich hinter ihm lagen; er war aber ein tüchtiger Theoretiker und Virtuose geworden und seine Stunden wurden glänzend bezahlt. Er fand ein armes Mädchen, daß sich ihm ganz hingab, ihn verstand, tröstete; er heirathete es und kostete mit seiner Frau und seinen lieblichen Kindern ein resignirtes Glück.

Ein Stern fiel in weitem Bogen über Remagen hin. War das der armen Anna Gestirn gewesen, die eine Stunde Verspätung vom mütterlichen Heim fern gehalten? Dieselbe Stunde Verspätung verband zwei Menschen in inniger Freundschaft für's ganze Leben, wie die Minute sie schon genähert, in der sie sich ihre ähnlichen Schicksale anvertraut.

Der Maler und Dichter Konrad Weyher ist nicht nach Köln gegangen. Er hat seinem Jugendideale telegraphirt und dann geschrieben.

Wohl ihm, daß er die Rose seiner sechszehn Jahre nicht alt und welk und entblättert wiedersah, so bewahrt er noch ihr Bild, ihre Farbengluth, ihren Duft!

Ein Novellenstoff.

Meine Zeit ist kostbar, freundlicher Leser; für die nächsten Monate habe ich jeder Minute ihr Geschick mit dem Fatalismus eines Türken vorherbestimmt. Auch Du bist so eilig und zerfahren, hast so vielerlei Vergnügungsorte zu besuchen und so wenig Sammlung, daß — uns beiden wohl am Besten damit gedient ist, wenn ich mich kurz fasse. Mit Leichtigkeit könnte ich, wenn ich z. B. Paul Heyse, Gottfried Keller, oder eines unsrer urplötzlich so massenhaft aufgetauchten Kraftgenies wäre, an der Hand einiger Lokal- und Coloritstudien, oder auch ohne solche, wenn ich mich zu besagten Neueren schlagen dürfte, eine Novelle von zwei bis fünfhundert Seiten aus nachfolgendem Geschichtchen breittreten.

Novellen sind aber heutzutage zahlreich wie Pilze, Brombeeren und Sand am Meere, und je mehr deren die unerbittliche Fruchtbarkeit der Autoren zu Tage fördert, desto eifriger rufen die Leser: ‚Time is money, meine Zeit ist kostbar, lieber Autor‘, und durch konsequente Vertilgung

ihres Morgenkaffee-Feuilletons glauben sie dem babylonischen Thurmbau ihrer Geistesbildung pro Tag genug gethan zu haben.

Warum aber trotz alledem mit einer artigen Sache hinter'm Berge halten? Vielleicht liest heute oder morgen einer der vielen Shakespeare, die sehr wild herumlaufen, diese eines Bandello oder Boccaz würdige Erzählung, setzt sich hin und macht zum Entzücken der Nachwelt so etwas wie „Maß für Maß", „Verlorene Liebesmüh" oder ein „Wintermärchen" daraus.

In einem jener vergangenen Jahrhunderte, von denen man ebenso wenig, wie von den abgethanen Sonnen und Monden weiß, wo sie hingekommen; als es noch andere Gesetze und Gebräuche gab, wie heut', gegen die zu verstoßen übrigens bald Verbrechen, bald Sitte ist, lebte in einem freundlichen Schweizerdorfe ein reicher Kaufmann. Er fuhr aus nach den seltensten Waaren, kam heim, bot sie feil und setzte sie auch mit ehrlichem Nutzen ab. Was ihm aber nicht für das ganze liebe Schweizerländchen feil gewesen wäre, das war sein schmuckes Weib. Sie galt als das schönste Geschöpf Gottes in der ganzen Umgegend, besaß mehr Geist und Bildung, als Bern und Genf zusammen genommen, sagte niemals gsi für gewesen, saß nie auf'm Bergli, sondern ganz deutsch und einfach auf dem Berg, und auch darin machte sie eine Ausnahme, daß sie dem Schweizer Kalkwasser noch nicht erlaubt hatte, ihre weißschimmernden Zähne mit bösen, schwarzen Lücken zu verunzieren. Wenn sie lächelte, ward es schönes Wetter, und was sie that, war Sonnenschein. Ihr Mann vergötterte sie; sie liebte ihn und that ihm nur Gutes.

Nun fügte es sich aber, daß der Herr Gemahl und Gatte seinen Reichthum doch nach und nach auf Kosten seiner Bildung erwarb, daß damals alle Welt von Streitigkeiten sprach, die in Frankreich unter Franz I. und Heinrich II. zu den Hugenottengreueln führten, die im schönen Deutschland den Pabst, durch Luther angegriffen, die Hälfte seiner Gläubigen kostete und es nach und nach in des dreißigjährigen Krieges Verwüstung hineintrieben; die in der Schweiz von Ulrich Zwingli und Johann Calvin ihren Ausgang nahmen und — heute noch nicht ausgetragen sind. —

Da verlangte es die schöne Kaufmannsfrau, die gar oft allein gelassen war, nach Aufklärung und Belehrung. Ihr Mann konnte sie ihr nicht geben. Er wußte wohl mit Maßen und Gewichten, Ellen und Waagen Bescheid. Wenn sie ihn aber befragte, ob denn wirklich alle anders, wie Calvin Denkenden, nach dessen höchsteigenem Ausspruch, mit dem Tode zu bestrafen seien, ob die Transsubstantiation zu verwerfen und die unbedingte Gnadenwahl anzunehmen sei, da stand der gute Kaufherr gar oft, wie jenes gehörnte Thier vor dem Ding, das zu Mahommed nicht kommen wollte. —

So darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn sich die wißbegierige und geistig gern erregte Frau mit einem Cirkel auserlesener Männer des Dorfes und der Nachbarschaft umgab, mit ihnen schöne Litteratur und gelehrtes Wesen trieb und sich an den Quellen des Wissens labte und letzte, die in das schmale Brönnlein ihres Mannes nicht flossen.

Am meisten sagte ihr aber die redliche Gelehrsamkeit eines ehrbaren und äußerlich nicht verwerflichen Priesters zu, der

gleichweit von Abraham a Sancta Clara, wie von Tartuffe entfernt, einen durchaus ernsten und würdigen Eindruck machte.

Dieser gute Weltheilige ging nun unangefochten in jeder Beziehung bei dem reichen Kaufmanne ein und aus, er ward der schönen Hausherrin bald so unentbehrlich, daß sie ihn zu Mittags- und Abendmahlzeiten einlud, bei sich behielt, wenn der ermüdete Gatte der Siesta pflag oder seinen Geschäften nachlief, und so fügte es sich, daß sie in kurzer Zeit fast so gelehrt ward, als der Geistliche selber. Sie diskutirte trotz der besten Casuisten darüber, daß Calvin sich geirrt haben könne, als er die Lehre des heiligen Augustin von der unbedingten Vorherbestimmung des Menschen zur Seligkeit oder Verdammniß mit größter Strenge zum Königsdogma seiner Kirche und Lehre machte. „Denn bin ich," sagte sie, „schon von meiner Geburt an zu Himmel oder Hölle bestimmt, ist's dann nicht ganz gleichgültig, ob ich gut oder böse, gottlos oder gläubig durch's Leben walle? Was hilft es, das lockende Unrecht zu meiden, wenn ich doch verdammt bin? Was schadet es, das lockende Unrecht zu thun, wenn ich doch zur Seligkeit auserlesen?" Darauf lehrte sie das Mönchlein die lutherische Ansicht, daß der Glaube selig mache, führte die Gute, Nachdenkliche aber also wieder in ein anderes Dilemmna. „Wie, der Mörder, der Verbrecher, der g l a u b t, wird selig? Blos, weil er glaubt? oder ein Ausbund von Tugend, ein Gottgefälliger, der aber nicht alle Wunder glaubt, verfällt der Verdammniß?" In einem Ausbruch von Verzweiflung, einsehend, daß wir nichts wissen können, fällt sie dem selbst erstaunten Lehrmeister an die Brust, gleitet, ganz in Thränen gebadet und aufgelöst, dem Freund und Rathgeber zu Füßen — und

in solcher Lage und Verfassung überrascht sie der eben heimkehrende Gatte. — Er ließ sich, klug, wie er war, nichts merken und dachte, einmal ist keinmal, hoffend, sie demnächst wieder und zwar dergestalt zu treffen, daß er das Mönchlein kurzweg vom Leben zum Tode befördern dürfe, denn das erlaubte dem in flagranti Erwischenden damals das Gesetz. Er sah aber nichts, als Folianten, über die gebeugt, die Beiden langathmige, und, wie dem Ungeduldigen däuchte, langweilige Reden herüber und hinüber führten, er hörte nichts als ihm fremde Namen und Worte; wohl schlug sich hie und da die schöne Frau an die Brust, nie aber bemerkte der Eifersüchtige, daß der fromme Pater sich an dieser heiligen Stelle zu schaffen machte. —

Aber auch ohne endgültige Beweise der Schuld seiner geliebten Frau verlor der Eifersüchtige die Geduld. Eifersucht macht bekanntlich blind, und daher sah der Kaufherr eine Menge Dinge, die gar nicht waren. Besonders lästig und unangenehm aber erschien ihm der Zeitraub; denn das ewige Schildwachstehen, Spioniren, Horchen und Durchsschlüssellochsehen hinderte ihn nicht nur, den Zweck seines Lebens, Geldverdienen, gebührend auszufüllen, es überkam ihn auch eine solche Ungeduld und Unrast des Geistes, ihn, der ein behagliches, sorgenfreies Leben gewöhnt gewesen, daß er beschloß, diesem haltlosen Zustande ein Ende zu bereiten. Gleichzeitig erschien es ihm, der die Tugend seiner Frau kannte, lächerlich, eifersüchtig zu erscheinen. Er verbarg daher seine Qual, so gut es gehen mochte, verdoppelte seine Liebe und Aufmerksamkeit zu der schönen Lernbegierigen, und so kam es dahin, was die Kenner des armen Menschenherzens nicht

Wunder nehmen wird, daß durch all' diese Widersprüche und Hemmungen seine Liebe in der That sich zu ihrer höchsten Kraft und Blüthe entwickelte. Je eifersüchtiger er, im Verborgenen, war, desto besser gefiel ihm geheim und öffentlich seine Frau.

Eines Abends, im Herbst, als es schon dunkelte, sah der auf der Lauer Liegende den Diener Gottes das Haus seiner schönen Herrin verlassen. Der Kaufherr zweifelte nicht länger, daß ein so später Besuch seiner Ehre Abbruch thue. Er führt schon lange einen scharfgeschliffenen Dolch bei sich; Sinne, Ueberlegung verlassen ihn, er stürzt sich auf den Nichtsahnenden und versetzt ihm mehrere Stiche in die Herzgegend, deren jeder tödtlich. Der gute Priester hat auch nichts Eiligeres zu thun, als mit lautem Aufschrei umzusinken und den Geist, der das einzig Verführerische an ihm für die Schöne war, aufzugeben. Unglücklicherweise tauchen aus dem Nebel Dörfler, Bekannte, Weggeher auf; der Mörder wird festgenommen, erkannt und in's Gefängniß geführt.

Es war die Zeit der kurzen Prozesse. Er selber war in flagranti ertappt worden, leugnete nicht, und so verurtheilte ihn ein hochweiser Rath, Senat und Gerichtshof, auf's Rad geflochten zu werden.

Als der Augenblick herannahte, da der einst so glückliche, reiche Kaufherr zum Richtplatz geführt werden sollte, begehrte und erhielt seine beklagenswerthe Gattin Einlaß in seine Zelle. Das Verbrechen und sogar der Verdacht ihres Gatten hatten die Liebe der Tugendhaften nicht vermindert; sie zürnte ihm nur wegen seines Mißtrauens und überhäufte den armen Sünder darob mit den rührendsten Vorwürfen.

„Nur Deine Eifersucht führt Dich auf's Schaffot," sagte sie

unter strömenden Thränen, die sie mit ihren aufgelösten Haaren trocknete. „Ein Wort hätte jeden Verdacht zerstreut, so beleidigend er auch gewesen wäre. Er hätte mir immerhin als ein Beweis Deiner Liebe gegolten; es hätte mir genügt, Dein Mißtrauen zu kennen, um für alle Zeiten den Gegenstand desselben aus meiner Nähe zu bannen. Aber dieses Wort, Du wolltest es nicht sprechen! Wohlan denn, diese Frau, die Du fähig glaubtest, Dich zu betrügen, sie kommt, Dich zu retten! Nicht auf Kosten eines Lebens, das sie tausende von Malen für Dich hingegeben haben würde, nein, sie rettet Dich mit dem Verlust ihrer Ehre, welche sie höher, als tausend Leben schätzt. Höre. Das Gesetz giebt Dir ein Mittel an die Hand, den Marterqualen zu entgehen: es verzeiht dem Gatten, der, seine Frau bei der verbrecherischen Handlung ertappend, sie, oder ihren Mitschuldigen, tödtet. Du mußt sagen, Du habest bisher aus Schonung für mich geschwiegen, Angesichts so sicheren, schimpflichen Todes mußt Du mich der That anklagen, von der ich Dir schwöre, daß ich unfähig war, sie auch nur im Traum, in Gedanken zu begehen."

Der beschämte Gatte stürzt zu Füßen der mehr, als je, Geliebten nieder, so gut es ihm seine eisernen Fesseln erlauben. Er bedeckt diese kleinen Füße mit Küssen, aber er will sich an Edelmuth auch nicht Bankerott erfinden lassen. Die süßesten Liebkosungen, die entsetzlichsten Drohungen, die Ausmalungen der Schrecknisse des Rads, des Pinsels eines Höllenbreughels nicht unwürdig, und bei denen natürlich die gefräßigen Geier und Raben nicht fehlen — sie verfangen nicht. Der Sünder will seine Buße thun. Da entflieht die selbst schon Gefolterte verzweifelnd aus dem modrigen Gefängnisse, sie klagt sich,

aller Scham sich entäußernd, selbst bei Gerichtshof, Senat und hohem Rath des Verbrechens an, das keine Frau einzugestehen wagt, wenn sie es begangen. Der unerhörte Fall tritt ein, daß eine Lucretia öffentlich behauptet, sie sei eine Messalina. Und da man ihr nicht Glauben schenkt, ihren Augen, ihren Wangen mehr vertraut, als ihrem sich selbst lästernden Munde, bringt sie die Verwandten ihres Gatten herbei, die, von ihr aufgestachelt, Zeugniß gegen sie ablegen und behaupten, so wie der unschuldig Verurtheilte, ihre Unzüchtigkeit vom Hinterhalt aus belauscht zu haben. — Und wieder eilt sie in's Gefängniß und weiß ihm durch weibliche Schmeichelei das Gelöbniß zu entlocken, sie wenigstens nicht Lügen zu strafen, wenn sie vor Gericht aussagt. — Sie besteht ein Kreuzverhör glänzend zu ihren Ungunsten und findet ihre Bemühungen vom gewünschten Erfolg gekrönt. Ihr Gatte wird aus seiner Haft befreit, und sie selbst zu entehrenden Strafen verurtheilt. Einen Strohkranz auf dem Haupt, nur mit einem Büßerhemde bekleidet, muß sie in Sonne, Wind und Regen am Pranger stehen. Sie darf in Kirche und öffentlichen Belustigungsorten nur in gewisser Kleidung, der Livrée der Infamen, erscheinen, sie ist der Verachtung und den Beschimpfungen des niedersten Pöbels ausgesetzt. — Sie erträgt das Alles. —

Das ist die seltsame Geschichte. Wenn ich eine Novelle oder gar einen Roman daraus machen würde, so wäre es meine vornehmste Aufgabe, die Seelen der beiden Gatten bloszulegen, zu zeigen, wie tief eine Liebe sein muß, die eine Frau dahin bringt, unverdiente Schande auf sich zu nehmen, wie der Mann wieder die Gefährtin so nöthig für sich erachtet, daß er

sich durch ihre Schmach am Leben erhalten läßt. Und noch manches Andre. Da aber für beide die Schmach und Schande gar nicht wirklich existirte, sondern, wie der Ruhm, nur im Gehirne Anderer bestand, vermachten sie ihr Hab und Gut als Sühne für den Gemordeten der Kirche, die einen guten Magen hat, und lebten ernst und glücklich in der Fremde bis zu ihrem Tode.

Eine Neujahrsnacht.

Visionen.

Aus einem palastähnlichen Hause „Unter den Linden" traten zwei Mänuer, in warme Pelze gehüllt. Ihre Cigarren leuchteten wie glühende Kohlen in der nebeligen Winternacht. Sie schritten von der noch belebten, asphaltirten, glatten Straße in die Mitte der breiten Allee und schlugen die Richtung nach dem Brandenburger Thore ein. Es war bitter kalt und ein immer schärferer Wind wehte, je näher die Verspäteten dem Pariser Platze, dem Thiergarten kamen. Jetzt gingen sie unter dem Viergespann der vielgereisten Viktoria hin. — —

„Eine vortreffliche Wirthin, die Baronin Alma," meinte der eine der Nachtschwärmer, Graf Eulstein. „Wie sie Alles so fein zu arrangiren weiß, wie sie's der heterogensten Gesellschaft bei sich behaglich werden läßt!"

„Heterogen! Wie ist das zu verstehen?" fragte der Andere, der Naturforscher Professor Darweck. „Die Herren

waren alle im Frack, alle Damen in Sammt, Seide und Atlas. Räuber und Mörder habe ich keine bemerkt."

„Sie verstehen mich absichtlich falsch, Professor! Blaues Blut und simple Bürgerliche...."

„Ich bin zwar auch bürgerlich, halte mich aber nicht für simpel, wenn das Wort einfach und einfältig bedeuten kann!"

„Ach, Professor, Sie machen eine Ausnahme! Sind wir nicht Corps- und Studiengenossen, und glauben Sie, ich wollte eine Minute vor der Neujahrsmitternacht einen alten Freund beleidigen?"

„Nein! Das glaube ich nicht, und keiner der Blaublütigen schien bei der Baronin Alma die Simplen beleidigen zu wollen; haben sie doch alle den simplen Banquiers- und Künstlerfrauen ganz resolut den Hof gemacht! Am Büffet bedienten sie die Bürgerlichen mit den feinsten Leckerbissen und tranken aus überschäumenden Champagnerkelchen auf der Simplen Gesundheit!"

„Alles der geistvollen, gewandten, entzückenden Baronin Alma zur Liebe!"

„Und ein wenig sich selbst zur Liebe!" rief Darweck lachend.

„Mag sein. Im Grunde bleiben wir doch ewig von einander getrennt, durch unübersteigliche Schranken geschieden!" sagte der Graf.

„Sie sollten wirklich dergleichen Gedanken endlich einmal abschütteln, wie welkes Laub. Euch hohen Herren geht es aber wie den Bäumen, sie bekommen jedes Jahr neues und doch dasselbe. Ihr denkt noch, wie — vor 1789."

„Mein Gott, dasselbe könnte ich Ihnen auch sagen.

Wir nennen auch bei Euch, was Ihr bei uns Vorurtheil nennt! Meinung, Ueberzeugung!"

„Nein, Graf! Ich bin ein Mann der Wissenschaft und kenne gar kein Vorurtheil. Wir haben heute anderes Gedankenlaub, als anno 1789, die Wissenschaft hat sich entwickelt, ist fortgeschritten, wie aus der wilden, blaßrothen Heckenrose die Centifolie in Purpurgluth wird. Adelige und Bürgerliche, Arme und Reiche, es sind alle Menschen eines Stammes, wie Heiden, Christen und Juden, wenn man bis in die Nacht der Zeiten zurückgreift ...."

„O, was kann man gegen Antipathieen ... ich hasse die Armen, die ...."

Die Beiden waren nun in die Nähe des neuen Reichstagsgebäudes gelangt. Sie nahmen von der liebenswürdigen Baronin Alma so frühe Urlaub, weil sie versprochen hatten, das neue Jahr 1886 bei einem gemeinschaftlichen Freunde in der Alsenstraße anzutreten.

Einem von Ferne auf sie zukommenden Wesen erschienen die Schritt haltenden Männer mit ihren im Winde hell erglühenden Cigarren im Munde, wie ein Gespenst mit funkelnden Augen.

Der Professor hielt ein und sagte:

„Graf, entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich lege nur einen wichtigen Brief bei der französischen Botschaft hier am Pariser Platze nieder. Ich hole Sie in wenigen Minuten ein!"

Der Graf nickte und beeilte sich, sein Ziel zu erreichen.

Eben schlug es durch die winterliche Nebelnacht dreiviertel auf zwölf.

Da stieß er auf ein am Wege kauerndes, unheimliches Weib. In einen grauen Mantel gehüllt, ein sterbendes Kind mit greisen, fahlen Zügen in den mageren Armen wiegend, saß sie auf einem Baustein. Ihre spitzen Knochen legten den Mantel in sonderbare, eckige Falten.

Sie hob das Kind mit beiden Händen in die Höhe und brachte es dicht an die Augen des Stehengebliebenen.

„Was wollt Ihr?" fragte Graf Eulstein, der alle Schlachten der letzten zwanzig Jahre mitgemacht, entsetzt. Er hatte viel des Sterbens gesehen und war hart geworden gegen den Anblick des Todes. Das Weib, das Kind aber schienen ihm das Unheimlichste, was er je geschaut.

„Leben!" sagte das Weib dumpf. „Wir alle leiden am Leben, im Leben und wollen nichts, als Leben! Gebt mir Leben!" —

Sie richtete sich drohend auf und hielt das Kind, das keinen Laut von sich gab, vor den Zurückweichenden.

Der Graf zog eine Börse aus der Tasche und wollte ihr das Gold in die gespenstischen Falten schütteln.

Gellend lachte sie auf.

„Gold!! Leben will ich, leben! kann man Leben mit Gold kaufen?"

„Doch! Ihr hungert! Geht, kauft Euch und dem Kinde da Brod, Wein, das Theuerste, das Beste; was Ihr wollt! Fahrt zu einem Arzte, aber — gebt den Weg frei!"

„Haha! Gold, Brod, Wein, Arzt! Zu spät. Zu spät. Soll ich Euch meine Geschichte erzählen? Der schöne Herr hat's wohl eilig! Hier ist es kalt, und Euch erwartet glühender Wein, glühende Liebe, ein hellstrahlender Saal! Haha, auch

ich war jung, schön, reich. Ich wurde erwartet wie ein siegreicher Kaiser, ein Messias, ich wurde gefeiert als das Süßeste und Reinste und Herrlichste: als das Nochniedagewesene! kein Mensch auf dem Erdenrunde lebte, der nicht meinen Namen dem andern zurief, ihn nicht jeden Tag im Munde führte, ich beherrschte die Welt. Ich hatte Kinder, so lieb und hoffnungsvoll, wie keine Mutter, denn Alle bauten auf sie, Jeder erwartete etwas von ihnen, Jedem sollten sie etwas bringen und erfüllen. Ich hatte so viele Kinder, als der biblische Stammvater Jakob, und Jedes war mein Benjamin. Wißt Ihr, wo Sie sind? Todt, todt, todt. Eines nach dem andern geboren und gestorben. Hahaha! Nun mache ich es, wie der alte Saturn, der seine eigenen Kinder aufzehrte — mich trügt aber keiner mit frommem Trug und giebt mir Steine statt der von mir Geborenen, ich stille meinen Hunger nach Leben mit dem Letzten, das mir bleibt! mit dem Leben!"

Und das unselige Weib begann mit den Zähnen nach dem ganz zusammengeschrumpften Ding in seinen spindeldürren Armen zu hacken. —

Der Graf schrie auf und griff mit fester Hand nach der Irren. Da schlug es vom Thurme.

Wie durch Zauber entrückt erschien das Weib.

„Sie muß sich in die dunkle Allee geschlagen haben!" sagte der Graf und steckte mißmuthig seine Börse wieder ein. „Morgen früh wird man sie verhungert am Raine finden!"

„Wen denn?" fragte der plötzlich wieder auftauchende Professor.

„So haben Sie das gräuliche Weib nicht gesehen, Darweck?"

„Nein!“

Eulstein erzählte seine Vision Wort für Wort, er beschrieb jede Geste des Weibes.

Der Professor machte ein eigenthümliches Gesicht. Er lächelte sogar in der Finsterniß.

Sie schritten weiter und der Graf nahm des Jugendfreundes Arm. — Fürchtete er sich? Hatte er das Gruseln gelernt?

„Sehen Sie, lieber Graf, die Natur kennt keine Standesunterschiede. Sie läßt Jeden Alles werden, was er kann! Dieses Weib war, wie sie sagte, eine Kaiserin, eine Königin, gesegnete Mutter, Bettlerin, vielleicht — Mörderin — ihres Kindes, ihres letzten Kindes. Wen hassen Sie nun in ihr? Die — Kaiserin, weil das Weib vielleicht ganz gewöhnlichen Ursprungs, oder die Bettlerin, als — Bettlerin und degradirte Monarchin? Und wie verschieden sind gewiß die zwölf Kinder dieser einen Mutter gewesen, wie Frühling und Winter — wie Sommer und Herbst — wie Januar und August. Die Natur ist eben einfach reich, verschwenderisch, sie bringt Alles hervor und nur, um Alles zu zerstören. Der Bettler stirbt, wie der Fürst, die Eiche, wie der Ysop. Nur die Wirkung, das Geleistete bleibt. Darauf scheint es der Natur anzukommen, nicht auf den Leistenden. Ich sage — scheint! Denn gewiß ist, das einst der ganze Erdball mit allen Leistenden und allem Geleisteten nicht mehr sein wird, und — dann fragt kein Teufel mehr nach Fürst oder Bettler. Einer meiner Lehrer sagte einmal:

‚Wenn ein Mensch, um einen Hasen zu schießen, Millionen Gewehrläufe auf einer großen Haide nach allen belie-

bigen Richtungen abfeuerte, wenn er, um in ein verschlossenes Zimmer zu kommen, sich zehntausend beliebige Schlüssel kaufte und alle versuchte; wenn er, um ein Haus zu haben, eine Stadt baute und die übrigen Häuser dem Wind und Wetter überließe, so würde wohl Niemand dergleichen zweckmäßig nennen, und noch viel weniger würde man irgend eine höhere Weisheit, verborgene Gründe und überlegene Klugheit hinter diesem Verfahren vermuthen. — Der Untergang der Lebenskeime, das Fehlschlagen des Begonnenen ist die Regel — die naturgemäße Entwicklung ist ein Spezialfall unter Tausenden!'

Wer so seinen Blick erweitert, seinen Horizont hinausgeschoben, dem ist jedes Vorurtheil verschwunden. Er kennt keine Kaste, keinen Haß, keine Verachtung gegen irgend ein Lebewesen mehr, nur ungeheures Mitleid. Hassen Sie noch jenes Weib, weil es arm ist, vielleicht bürgerlich war ....."

Der Graf antwortete nicht, ihm ging jene Erscheinung nicht aus dem Sinn.

Sie waren angelangt.

Der Pförtner öffnete das Thor von seiner Loge aus, sie stiegen teppichbelegte Marmortreppen hinan. Diener nahmen ihnen Pelze und Hüte ab und stellten sich ehrerbietig an die Thür, durch welche die Gäste eintreten sollten. —

Ihr Klopfen wurde von dem Jubelruf der Freude drinnen übertönt.

Hellglänzende Lüster an den gemalten und kassettirten Plafonds, Wände mit Gobelins behängt, Bilder, Statuen, Makartbouquets grüßten die Eintretenden.

An einem mit Kostbarkeiten überhäuften Tisch saß eine heitere, auserlesene Gesellschaft, Männer und Frauen, die

zusammengekommen waren, bei den freundlichen Wirthen die Sylvesternacht zu feiern.

Man brachte gerade ein Hoch auf die Gastgeber aus, die Aufstehenden stießen mit den Gläsern an, schüttelten sich die Hände, wünschten sich die prächtigsten Dinge, küßten sich, wenn es Verwandte waren oder — werden wollten.

Dann rollte über einer Estrade ein rothseidener Vorhang auf und entschleierte den Erstaunten ein ungeahntes Bild.

Eine ideale Landschaft im Hintergrunde zeigte in einander verschwimmende Gegenden, den Monaten des Jahres entsprechend. Der Künstler hatte mit Einfalt und Genie, mit Naivetät und Berechnung zugleich gearbeitet. Man glaubte vom strengsten Winter, von der linken Seite mit dem Blicke ausgehend, allmählich durch den stürmevollen März in den blühenden Mai zu gelangen. Von den Rosen und Veilchen, den Primeln und Aurikeln ging es durch Aprikosen- und Kirschenblüthenhaine in's wogende Korn, in den duftenden Weinberg und wieder in braungoldne Herbstwälder, zu Schnee und Eis, vor ein von Weihnachtskerzen hellerglänzendes Haus. Höher hinauf standen Gletscher, Frühlingsmatten, sommerlich stille Gebirge und wieder umföhnte Alpen.

Entzückend, wie die Landschaft, war auch die Staffage.

Zwölf reizende Jünglinge und Mädchen, als Jahresmonate phantastisch gekleidet, führten die Pantomime des Findens, Erkennens, Sichbefreundens, Liebens und des Scheidens auf. So verschieden die Gewählten, lauter Kinder oder Enkel oder doch Verwandte des Hausherrn, so verschieden war ihr Mienenspiel, ihre Auffassung des Dargestellten. Der Januar glitzerte von Eisflocken, der Mai blühte in seinen Blüthen,

der September hing voll süßer Trauben und der Dezember theilte allen die sinnigsten Gaben aus. Zuletzt faßten sie sich bei den Händen, tanzten einen anmuthigen Reigen und wünschten den Versammelten von Herzen ein glückliches neues Jahr. Das erschien denn auch in Gestalt einer ganz in Weiß gekleideten Jungfrau, welche einen Tannenkranz im goldenen Gelock trug und in der alle mit Bewunderung die älteste Tochter des Hauses erkannten. Segnend streckte sie die schönen Hände über die zwölf Kleinen aus, die niedergekniet waren. In edlen Versen sprach sie vom Werden und Vergehen, vom Finden und Scheiden, von Freude und Trauer. Sie bat die kleine Apostelzahl, Friede und Glück, Gesundheit und Lohn redlicher Arbeit zu bringen.

Und als sie flehte, sie möchten die Armuth lindern, die Beladenen trösten, die Wunden heilen, die Hassenden zu Liebenden wandeln, da glaubte der Graf in den schönen Zügen einen Moment das Antlitz des nun todten Weibes draußen in der Mitternacht wieder zu erkennen! . . . .

II.

Reisen.

Am Meere.

Welch eine Fülle der Gedanken und Gefühle erweckt im Menschen das einzige Wort: Meer! Dem, welchem sein Anblick nie vergönnt war, erfüllt bei diesem Laut unbezähmbare Sehnsucht die Seele, doch wer es nur einmal erschaut, wer gar mit ihm vertraut geworden ist, dem ist es eine mit nichts zu vergleichende Erinnerung. Vertraut geworden! Einer Intimität mit Imperatoren und Königen, wer kann sich ihrer rühmen? Doch nur ein abhängiges Geschöpf, ein Minister, ein Diener, heute hoch von der Gunst getragen, morgen in Ungnade gefallen. Und dies Gefühl der Unterthänigkeit beschleicht Denjenigen, der einen Mond am Meeresstrande reifen und verblühen sah, der die Gunstbezeugungen, Launen, Tücken und despotischen Wallungen des Gottkaisers von der Griechen Gnaden, Poseidon's, erfahren und miterlebt.

Nun liegt es ruhig und athmet kaum, wie eine schlafende Göttin; dann braust es auf, grollt, stürmt zornig

an's Land, verschlingt die Düne, den arglos heimkehrenden Segler des Schiffers, auf den Weib und Kind warten; und draußen in dunkler Nacht zeigt sich gespenstisch im rothen Schein der Feuersignale, jetzt hell aufleuchtend und dann nur als im Auge gebliebenes Nachbild, ein anderes Segel, das mit Wind und Wogen kämpft und in der uferlosen Wüste nach einem Piloten ruft, wie der Hirsch nach Wasser. — Wüste! Ja, so liegt es jetzt wieder. Träumerisch, in sich zurückgezogen, wie ein nachdenklicher Einsiedler, und hat doch eben Menschenleben verschlungen und Menschenglück unwiderruflich zerstört.

Es ist früh am Morgen. Der Goldsand der anschwellenden Düne glänzt und glitzert in der jugendlichen Sonne, auf den Dünenhäuptern wächst ein spärliches Gras und aus der Ferne sieht sich die Kontur dieser Parthie an, als ob eine Reihe von goldleibigen Frauen, das dunkle Haar offen über die Haldengipfel hinübergestrichen, wie um es nach erfrischendem Meerbade trocknen zu lassen, ruhten und schlummerten. Davor dehnt sich jetzt zur Morgen-Ebbe die Sandwüste des Strandes aus, wieder Gold und eitel Gegleiße. Dann, weithinaus etwas bald Weißes, bald Hellbläuliches, bald Smaragdgrünes, das ganz, ganz in die Ferne verschwimmt, und über dem, in unabsehbarer, verschwommener Weite ein Duft lagert, wie eine Fata Morgana über der Sahara, denn es scheinen weißbesegelte Boote, Barken und rauchende Dampfer durch den Duft, nicht durch das Wasser zu ziehen. Das ist das Meer am Morgen, und seine Bewegung zeigt sich nur durch kleine, weiße Streifen des Schaumes am äußersten Ende des Sandwüstenrandes an. Manchmal scheint sich das Blau

und das Grün zu versilbern, und, mit nun über den noch klaren Himmel des Mittelgrundes streifenden Wolkengebilden, kommt hier und dort ein tiefes Violett auf die Meeresfläche gezogen. Aber diese hebt und senkt sich merklicher, wie der Busen des Weibes, das den Geliebten nahe weiß. Aus der eben noch schlafenden Göttin wird eine Furie. Welle auf Welle schickt sie an den Strand, mit Sturmesschritten erkämpft ihr Heer mit den weißen Schaumesfahnen ein Stück Feindesland nach dem andern, und nun ist schon die Düne erstiegen, die goldleibigen Weiber sind ertränkt, entflohen, der Kanal, der durch die beiden Pfahlreihen, die so theerschwarz von der grünen Fluth abstechen, gebildet wird, ist mit wogendem, wallendem Salzwasser gefüllt. — Hat Meer und Wüste Seelenverwandtschaft, so auch Welle und Flamme. Man sollte sagen, Formverwandtschaft; aber die Form ist die Seele der leblosen Dinge. Gleich einer Flamme am brennenden Gebälke, züngelt jetzt die Welle an den dunklen Pfählen hinan. Doch die Stunde, wo dies zur Wahrheit wird, ist noch nicht erschienen. Die höchste Fluthzeit ward nun erreicht und gleichzeitig hat dann auch die Sonne den Zenith erklommen. Da erscheint das Meer im halben Runde vom Horizonte bis zur Mitte tiefdunkelgrün, es folgt ein ebenso großer tiefblauer Streifen, und nur gegen das Land zu zeigt sich ein schmutziggelber Strich Wassers, der aufgewirbelten Seesand, Quallen, Medusen, Algen, Tang, die schwarzen, viermal gehörnten Leichsäckchen des Rochens, Krabben und die unzähligen Muschelarten an's Land wirft. Das ist die Zeit, da die Kinder sich auf's Sammeln der bunten Kalkgebilde verlegen, die kleinen Kinder, wie die großen. Um die Mittagshöhe

des Lebens sucht der Mann die Muschel Ruhm, Liebe, Reichthum, die Schale des Vergnügens mannigfacher Art, die Jagd, das Spiel, das Rennen, und wie bald zerbricht ihm das dünne Spielzeug unter den Händen, wohl läßt er es unabsichtlich wieder in den Sand gleiten, oder er erkennt die Schale als schaal, und — ach, wie selten entdeckt er in all' den Spielarten die echte Perle?

Wiederum aber verändert Amphitrite, wechselsüchtig, wie alle Schönen, ihr Aeußeres. Grollend zieht sie sich vom kaum eroberten Strand zurück, eine Selene, die nur ihren Endymion küssen wollte und wieder über Lakmon's Höhen verschwindet. Oder besser: der wilderregte Neptun, der die am Lande eingeschlummerte Amphitrite aufgesucht und in ungestilltem Thatendrang auf neue Machtbezeugungen ausgeht. — Abendwolken hüllen den Nachthimmel ein und majestätisch, rubinroth, steigt die Sommersonne in das kühle Meer. Sie malt einen blutigen Feuerring vom Horizonte zum Strande und wiederum scheinen Nebel und Duft über der scheinbaren Wasser- und Luftscheide zum Meere zu gehören, in denen sich aber für den erstaunten Zuschauer die Sonnenstrahlen nicht spiegeln, und der hier einem unerklärlichen Phänomen beizuwohnen glaubt. Unbeschreiblich ist nun das Farbenspiel auf der ebbenden Fläche, milchweiße, hellgrüne, türkisblaue Töne stimmen prächtig zu einander im Vordergrunde, während durch die stets dunkler werdenden Wolkenberge der Sonnenball, bald im Ausschnitt, bald voll und ganz, dann wieder in abenteuerlichster Gestaltung versinkt. Noch einmal steht er, ein sterbender Held, wie ein halber blutender Mond auf der Wasserscheide und bald — ist es Nacht. Das Meer scheint

ausgelöscht, und so viele Sterne der Schöpfer auch anzünden mag, es ist dem menschlichen Auge entschwunden. Ein Maler, der solch' einen Sonnenuntergang getreu wiedergäbe, und ein anderer, der das zu bannen vermöchte, was nun folgt: Beide würden von den philiströsen Städtern, die ihre vier Pfähle nie verlassen, zu den Irren gezählt werden. Was aber kümmert es den Seligen, der die eleusynischen Mysterien der Natur belauscht, ob man ihn zu den Naiven, den Tollen oder den Auserlesenen rechne? Jetzt wird die Fluth ein Flammenmeer. Wie Sterne am Himmel glitzern Funken in den Wellen auf; am Rande, wo Woge und Sand sich gatten, schießen feurige Raketen hin, glühende Seidenstoffe werden von unsichtbarer Hand aufgerollt, Kometen mit unheilverkündenden Schweifen erscheinen dem Aberglauben auf den Wassern, feurige Schlangen laufen dahin und dorthin — züngelnde Wasserflammen, flammende Wasserzungen allüberall. — Entfalle der Hand, armseliges Werkzeug, knisternde Feder! Hörst du mit Donnern und Tosen die wiederkehrende Fluth an das wankende Gebälk schlagen, siehst Du es um die Mitternacht Feuer und Wasser zugleich bestürmen, geblendetes Auge?

Schau auf! Nun kommt gar der Mond, der bleiche Seelenhirt, und streut seinen Perlenglanz über den Kanal. Um so schwärzer erscheint noch das Gebälk der langen Pfahlbauten, der einzelnen Pfahlgruppen, die dem Schiffer die Richtung anzeigen. Und dort zieht lautlos eine schwarze Barke, gefüllt mit schwarzen Männern, die schwarze Ruder haben, — einen Feuerweg! Denn jede Welle des Kanals, welche sie durchschneidet, jede Furche, die der Kiel hinterläßt, jedes Thal, das ein Ruder gräbt, jeder Tropfen, der vom Ruder fällt

über die schwarze Silhouette des Fahrzeugs, ist bewegliches Feuer! Solche Wege zieht die Barke Charon's, solche Gesichte hatte der von Florenz, der theuren Heimath, verbannte Alighieri.

So ist das Meer. Und wie klein, wie unendlich klein und elend kommt sich der Mensch vor, der es beschreiben soll, wie arm seine Kunst, wie unermeßlich der Schatz des Schönen, das seit den einfachen Bildern Homer's, über Shakespeare, Byron, die englische Seeschule hinweg bis zu Tennyson, Swinburne über das Meer gesagt worden ist. Ihre schönsten Götter haben die Griechen aus dem Meere geholt, ihre entzückendsten Sagen mit ihm verknüpft, und man sollte meinen, kein moderner Mensch könnte Wochen, Tage oder Stunden am Meere verbringen, ohne, wenn auch nur ein dumpfes und unbestimmtes Gefühl edler Unzufriedenheit und das Bewußtsein des eigenen Ungenügens zu haben. Ein nicht zu hemmender Drang, etwas Unerhörtes angesichts des Unerhörten zu thun, müsse Jeden überfallen und wie man aus dem Seebade gereint und gestärkt heimkehrt, so müsse der Sterbliche aus der geistigen Atmosphäre des Meeres seelisch reiner und geistig kräftiger scheiden.

Ich habe einst die Beschreibung eines Prachtfeuerwerks, welches an einem bekannten Vergnügungsorte abgebrannt wurde, Tags darauf in der Zeitung gelesen, der Veranstaltung desselben selbst jedoch von einem entfernten und hohen Berge zugesehen. Unter mir flammten zollhohe Blitzchen auf, und allerlei Fünkchen verglommen schnell, während über mir, fast greifbarer und näher, die allewigen Sterne wandelten! Ich habe hier am Strande einem Sonntagsfackelzug beige-

wohnt, den eine Schaar lebenslustiger, dem Ernsten aber halb verrückt erscheinender Badegäste sich selbst brachte. Mit Pechfackeln, bengalischen Lichtern und hunderten von chinesischen Lampions zogen sie vorbei an Villen, Dünen, über Pier und Estacade mit wüstem Gejohle, die Brabançonne singend, die Stimmen mit Holz-, Blech- und unmöglichen Instrumenten begleitend. Sie amüsirten sich weidlich, die guten Menschen, und ich war allein inmitten der Tollen und rang nach Worten für meine Gedanken! Und ich trat an die Brandung, der Lärm, der Pechrauch, das Kerzenlicht versank hinter mir und das unsichtbare Meer rollte mir glühende Riesenwellen entgegen, es sprach eine Feuersprache, es schrieb eine Flammenschrift, es redete mit tosenden Zungen und — ich verstand es und war verstanden! Und da brennen sie ihr kleines Feuerwerk ab, das wie ein Spott auf die Sterne erscheint, und dem Meerleuchten bringen sie Fackelzüge! An's heilige Meer schleppen die Menschen ihren kleinen Zank und Streit, ihren Unverstand und ihre Thorheit und anstatt sich seelenrein und geistesklar zu baden, tragen sie selbst ihre salzigen Träume in die Salzfluth und legen ihre Armseligkeiten auf das Muschelgold und das Kalksilber des Dünenstrandes. Und was sind ihre Gedanken? Ich saß oft Stunden lang auf dem weit in's Meer hinausgehenden Bau und ward nicht müde, das Aufleuchten und Verschwinden der Segel- und Dampfboote, den Zug der Wellen und Möven und See-Enten zu beobachten, das Treiben der Fischer, ihrer Frauen und Kinder, das Tauchen der fischenden Stoßvögel, es fielen mir die Worte der großen Dichter, die das Meer begeistert, ein, und ich rang mit der Sprache, bis sie mir sich beugte, wie der

Engel dem Jacob. Und wie viele Menschen mögen hier gesessen und sich erinnert, sich gesehnt, geweint und gejubelt haben?

Da streifte mein Blick flüchtig die mit weißer Oelfarbe getünchten Balken, welche über den theerschwarzen herlaufen, und ich las, was die Menschen vor mir gedacht und geschrieben, während des Meeres Riesenhand sein Mene Tekel Upharsin auf das Pergament malte, auf den Dünensand, den es selbst immer wieder von seinen Hieroglyphen und Aphorismen reinigt!

Da stand vor mir: „Lebe glücklich, lebe froh, wie der Mops im Paletot!!!" Welch' eine Seele muß der Mensch gehabt haben, dessen Narrenhand dies auf die Planke schrieb, welche dem ewigen Anprall des — Meeres trotzt. Vielleicht war er nur sorglos, heiter, glücklich, gedankenlos, wohl ein Knabe, nicht mehr Kind, noch nicht Jüngling, der seine Ferien hier verspielen durfte. Gleich darauf folgt der Quatrain:

„Lors qu'on a tout perdu,
Et qu'on â plus d'éspoir.
On prend le pan de sa chemise
Et s'en fait un mouchoir.
(Voltaire!)

Wenn Alles Du verloren,
Und gar nichts übrig bleibt,
Nimm Deines Hemdes Zipfel,
Es sei Dir Taschentuch."

Welchen Geistes Kind der Schreiber war, ist mir ebenso unerfindlich geblieben, als der Urheber der Inschrift: „Quel bonheur d'être pair et maire (père et mère) en même temps." Tiefsinnig, aber unverständlich schien mir der Gedanke: „Das Herz in der Entfernung ist eine wiederaufgezo-

gene Repetiruhr." — Der Deutsche hatte sich durch einige Citate aus seinen Dichtern verewigt; ich las: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll!" „Das Meer erglänzte weit hinaus!" und darunter: „Das ist herrlich!" Unter Scheffel's „Ein Häring liebt' eine Auster!" stand: „sehr erfreut!" Goethe kam noch einmal vor mit: „Herz, mein Herz, warum so traurig?" und Heine war noch mit dem vollständigen Gedichte:

„Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte tief und bang,
Es rührte sie so sehre,
Der Sonnen=Untergang.
Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück,
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt hinten wieder zurück!"

Recht hübsch war auch zu lesen:

„Die Welt ist nicht so groß,
Das Herz ist nicht so klein,
Daß dieses, wenn es liebt,
Nicht schlösse jene ein!"

Zustimmen konnten wir auch dem Reim:

„Daß sich die Wogen senken und heben,
Das eben ist des Menschen (=Meeres) Leben!"

und vielleicht rührt dies und jenes gar von einem unserer besten Dichter her, aber wer kann alle germanischen Lyriker gelesen haben? Ein hochstrebendes Gemüth verrieth auch das Wort:

„Ach! die Schranken so eng,
Und die Welt so weit,
Und so flüchtig die Zeit!"

Ein guter Rath hieß: „Die Hoffnung ist ein Stab, wandle an ihm und führe ihn gegen die Gedanken der Verzweiflung!" — Schwermüthig war gewiß der Schreiber oder die Schreiberin der Strophe:

„O Friedhof der entschwundenen Tage,
O Schweigen der Vergangenheit,
Ach, du begräbst des Herzens Klage
Zugleich mit seiner Seligkeit!"

Nun, armes Herz, wenn Du nur ein Theilchen Seligkeit besessen! — Die Engländer fand ich nur mit zwei Citaten vertreten, mit Byron's: „Fare thee well and if for ever, Still for ever fare thee well!" und mit der geistreichen Frage: „What o clock is it?" worunter eine gefühlvolle Damenhand die Worte gesetzt: „Love time!" Die praktischen Insulaner begnügten sich vielfach mit Namen und Datum. Aber die Franzosen! Sie waren alle da, die Jesuiten, die Zweifler, die Atheisten, die Spötter, die Ankläger und Advokaten des Weibes und die Verliebten. Wie zu den Zeiten des Perikles, als der Agnus Castus die Hallen des Kerameikos und der Akademia beschattete, die Hetäre Glykera auf einen Namen an der jonischen Säule aufmerksam gemacht wurde, wie Lykoris oder Psylla den ihren neben dem ihres Anbeters auf der Wand des Cirkus von Pompeji fand, so war hier zu lesen: „René, tu aimes Valentine de Gand." — Dann: „La jeunesse est une fleur, dont l'amour est le fruit." — „Die Jugend ist eine Blume, die Liebe ist ihre Frucht."

„La femme c'est l'onde, l'homme c'est la rame, qui la brise!" „Das Weib ist die Welle, der Mann das

Ruder, welche sie zerbricht!“ war der einzige Satz, welcher dem weiblichen Geschlechte einige Gerechtigkeit widerfahren ließ. Denn gleich daneben hieß es: „La vie c'est un desert, qu'il nous faut traverser. La femme est un chameau qui aide à le passer.“ „Das Leben ist eine Wüste, welche wir durchschreiten müssen, das Weib das Kameel, welches uns hindurch trägt.“ Ein Spaßvogel hatte gar noch einen schlechten Calembourg aus dieser Unhöflichkeit gemacht und darunter geschrieben: „La femme est un dessert, qu'il nous faut avaler, La femme est un chameau, qui aide à le manger.“ Ein Indignirter setzte darunter: „Quelle âme vile et degradée, quel ignoble imbécile!“

Wenn man Perlen mit Ködern fangen könnte, so wäre folgender Unsinn ganz sinnig und schmeichelhaft für die Frauen gewesen.

„La vie, c'est l'Océan,
La femme, c'est la perle fine,
Le pêcheur, c'est l'homme,
Le filet, c'est le coeur,
L'amorce, c'est l'amour.

Das Leben gleicht dem Ozean,
Das Weib der feinen Perle drin,
Der Mann wirft ihr sein Herz, das Netz,
Mit Liebe drin, als Köder hin.“

Aber die Perle geht nicht auf den Köder und das Weib ist nicht nur allein durch Liebe zu fangen. So besagte ein Spruch gleich nebenbei:

„L'amour d' à présent, c'est l'amour de l'argent.“

Daneben:

„La femme est un démon, la jeune fille est un ange, qui n'attend que l'hymen, pour s'endiabler aussi.“

„Das Weib ist ein Dämon, das junge Mädchen ein Engel, der nur die Ehe abwartet, um auch ein Teufelchen zu werden.“

Dazwischen hatte eine fromme Seele ein heißes Dankgebet für den Anblick des Meeres an ihren Schöpfer gerichtet und einige Bitten für die Zukunft daran geknüpft. Darunter schrieb ein Zweifler: „Le ciel est au dessus du lit et Dieu est en voyage.“ „Ich kenne nur einen Betthimmel und Gott ist verreist.“ Diesem Zweifler antwortete wieder ein Positivist, der, fürchte ich, Recht behalten wird: „Quel est l'homme qui peut nier la douleur?“ „Wo ist der Mensch, der den Schmerz leugnen könnte?“ — Ein Feind der Einsamkeit sagte: „La vie est un voyage, qu'on ne fait bien qu' á deux.“ „Die Reise des Lebens macht sich nur gut zu Zweien,“ und diesem wurde wieder geantwortet: „L'amour est une belle chose, mais l'épine est prés de la rose!“ was so viel heißt, als: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn.“

Fürchterlich kurz, aber fürchterlicher Erfahrungsweisheit voll, ist der Satz: „L'homme, c'est la barbe, — la femme, c'est le rasoir!“ Darunter stellte Einer: „Der dies schrieb ist ein Raseur!“ und ein anderer: „Nein! Ein Rasirter!“ Es ist wirklich tiefer Sinn im kindischen Spiele! Ein Kakophonist nörgelte einen wohl ihm bekannten Litteraten:

„Quand dans ce corps qu'académique on nomme,
De roc en roc grimperas-tu, rare homme?“

Aber ich sah auch die Inschriften selbst vor meinen Augen entstehen, wenn sich die Schreiber unbemerkt glaubten, und

drei Novellenstoffe könnte ich einem berufenen Dichter verrathen, welche mir der Pier am Meere geschenkt. Ein schönes, einsames Mädchen schrieb seine Devise, die es auch auf seinem Strohhut gestickt hatte, sorgfältig hin; sie lautete: fluctuat, nec mergitur.

Ein Witzbold setzte darunter: flirtat, nec maritur. Sie kokettirt wohl, wird aber nie geheirathet. Ein Spanier, der an eine ihm nicht an Geist und Bildung ebenbürtige, etwas flatterhafte Frau gekettet war, machte seinem Herzen mit dem Ausruf Luft: „El infierno es el lugar, donde no se ama.“ „Die Hölle ist der Ort, wo man nicht liebt,“ und ein Italiener setzte dazu: „L'inferno é maritarsi senza amarsi!“ „Die Hölle ist's, sich zu binden, ohne sich zu lieben.“

Und endlich sah ich noch zwei reizende Mädchen, die einen Tag von Ostende herübergekommen waren, die Estacade auf- und abschleichen und, sich unbeobachtend glaubend, niederschreiben:

Si tu m'aimais

Si tu m'aimais, si l'ombre de ma vie
D'un chaud rayon s'éclairait un beau jour,
Je puiserai dans mon âme ravie
Pour le charmer de joyeux chants d'amour!

Je te dirais et redirais encore,
Ce que mon coeur m'a murmuré tout bas,
Je te dirais que c'est toi que j'adore,
Si tu m'aimais!

Wenn Du mich liebtest!

Wenn Du mich liebtest, in mein dunkles Leben
Ein Sonnenstrahl von Deinem Auge fiel',
Ich würde Dir, Dich zu erfreuen, geben
Den Liebesschatz von meinem Saitenspiel.

Ich sagte Dir, und sagte Dir auf's Neue,
Was mir mein Herz geflüstert bang und leis:
„Ich liebe Dich, ich liebe Dich in Treue!"
— Wenn Du mich liebtest!

Noch eine empfindsame Franzosenseele fand sich, die die Liebe pries: „Ich liebe, das ist das Wort, welches die ganze Natur dem Wind hinwirft, welcher es dem Ozean bringt, der ihm folgt." — Dabei: „Rentrons, s. v. p. il fait froid!"

Es war Abend und auch mir kalt geworden. Die Fluth schwoll herein und drohte die Riesenbauten von Menschenhand mitzunehmen, wie ein Kind, das sein Spielzeug einsteckt! Aber das Spielzeug widerstand. Das Meer ist groß. Aber der Mensch ist doch nicht so klein.

Und doch hatte ich wieder einmal, all' das Geschreibsel und Gekritzel überlesend, dem Meere einen Fackelzug bringen und von einem hohen Berge ein Feuerwerk tief im Thale abbrennen sehen.

Bad Zandvoort.

Da mir Gott auch dieses Jahr eine rechte Gunst erweisen wollte, schickte er mich nach dem Eichendorff'schen Rezept wieder einmal auf Reisen. Er erlaubte mir das Nilpferd, das er selbst, und die Scharwache, die Rembrandt geschaffen, in Amsterdam zu sehen. Im Museum zu Haarlem die schönsten Franz Hals'schen Bilder und auf dem Markte die verheißendsten Tulpenzwiebeln, Alterthümer in Leyden, Paul Potter im Haag, den wohlriechendsten Käsemarkt in Alkmaar und die süßesten Mädchengestalten auf der alten Insel Marke. Nun sehnte ich mich nach Ruhe, einer vierwöchentlichen Siesta, einem Dolce far niente von Neumond zu Vollmond. Ein Buen-Retiro, von allen erwähnten Herrlichkeiten in ein bis zwei Stunden zu erreichen, ist Zandvoort. Es war elf Uhr Nachts, als ich in der Station Zandvoort ausstieg. Der Mond stand voll und rund allein am Himmel. Vor mir mächtige, scharfkonturirte Gebäude, wie aus schwarzem Papier ausgeschnitten und auf einen blauen, gläsernen Hintergrund

geklebt. Zunächst eine Düne, deren Halme unbeweglich in stillster Luft standen, mächtige, lichtgraue Disteln, die wieder blau-grün schimmerten, dazwischen. Nun eine Fläche glatten Sandes. Er besteht aus Millionen von Muschel-Atomen. Er ist das bewegliche Grab einer an den Strand der Zeit geworfenen Generation — von Jahrtausenden. In diesem schneeweißen Flugsand, den jetzt kein Seehauch streift, keine Landbrise bewegt, sehe ich Spuren, die zweier nackter Männerfüße. Sie gehen gradaus. Die zehn Zehen züngeln deutlich wie kleine Flammen vor der breiten Fußspur, und die Vertiefung, die der Ballen macht, ist ganz mit Schatten ausgefüllt. Daneben zwei kleinere Füßchen im Sand. Sie rühren offenbar von der Begleiterin des — Schiffers oder Fischers her. Ein nettes, zierliches Füßchen, drall und rund. Auf solcher Grundlage baut man sich gern weiter das Körperchen einer Holländerin im Genre Netscher's, Metsu's, sogar Teniers und Brouwer's auf. Eine Weile gehen die Fußspuren neben einander her, wie von Leuten, die über die gleichgültigsten Dinge reden. Dann kommen sie sich plötzlich näher, streifen, berühren sich und die Tapfen sind vier bis fünf Schritt weiter ein wenig konfus. Es hat wohl wie ein elektrischer Funke gewirkt, und die Konversation scheint sich belebt zu haben. Nun ein Halt. Die Ballen der Mannesfüße stemmen sich in den Dünensand und machen tiefe Höhlen, die zarten Zehen gegenüber bohren sich fest ein und die runden Bällchen fehlen — es ist so, als ob der Mann etwas an die Brust gezogen und geküßt hätte, was sich ihm eben bis zur Kinnhöhe hinaufgearbeitet. — Dann folgte Gras, Moos, Thymian, Haidekraut! Was ein Reisender doch in einer fremden Stadt gleich für poesievolle Geschichten konstruiren muß, die ohnehin auf Sand gebaut sind.

Nun habe ich mich gründlich verirrt. Ich gehe die ganze Strecke zurück — ist's ein Symbol, daß ich der Liebenden Füße jetzt wieder bei ihrer ursprünglichen Gleichgültigkeit und Indolenz ankommen sehe? Ich bin an der Station. Eine hohe Treppe führt aufwärts und direkt in eine — große, moderne Passage. Durch das Glasdach fällt Mondlicht auf die hallenden Steinplatten. Das Gaslicht — vorhin sah ich es noch von unten dem Bau eine ganz andere Beleuchtung geben — ist abgedreht. Die großen Schaufenster rechts und links sind nicht durch knarrende Eisenjalousien, wie in anderen Großstädten, verschlossen, und gespensterhaft kommen alle die verkäuflichen Dinge zu mir heran, die jetzt kein Schutzmann bewacht. O, daß ich doch ein Dieb wäre. Da ist eine große Konditorei mit schön geformter Chokolade, Ananas und Fiolen sonderbarer Art. Hier ist Frauenarbeit, das Werk verschämter Armuth. Schwimmhosen, flanellene Bademäntel, Strumpfbänder, Nacht- und Seehauben. Hier grüßen gleich zwei Liqueurlädchen, nur durch eines Friseurs friedliche Caesur getrennt. Hie Wynand Foking, hie Erven Bols mit lieblichen Flaschen, denen, die echtes Selterser enthalten, nicht unähnlich — aber hier drinnen schlummert narkotisch Vergessen, erhitzend Begehren, feuriges Wollen und Brennen, und zwar in Fässern, Flaschen, Fläschchen und Fläschelchen, ungefähr im Verhältnisse von Urahne, Ahne, Mutter und Kind, so daß man Narkose, Begehren, Brennen je nach Bedarf reguliren mag. Auf Gobelin-Hintergrund leuchten Delfter Schalen und Schüsseln heraus, blaue mit gelbem Rand, Pfauenmuster, vielfarbige mit blutigen und gelben Tinten. Es giebt in Holland

noch viel mehr altes, echtes Delft — als überhaupt je fabrizirt worden ist. Nun kommt eine Kinderspielwaaren-Handlung — o, daß ich doch ein Kind wäre! Ich hätte meine Lust an den japanesischen Puppen mit so schön geschlitzten Augen und all' den anderen Puppen, welche das gesammte Menschen-Narrenhaus nochmals im Kleinen darstellen. Gegenüber einer großartigen Luxuswaaren-Handlung verschänkt man gutes Altenburger Bier, von dem ein „Tropfen" jetzt wohl munden möchte. Aber es ist nahezu Mitternacht — ich wandle mit meinem Reisesack allein. — Ich gerathe auf einen freien Platz. Wie zwei Arme, oder wie die Galerien der Peterskirche in Rom, umfassen ihn die Arkaden eines originellen Backsteingebäudes, das aus ganz kleinen rothweißen Villen besteht, die zu vermiethen oder zu verkaufen sind. Villas te koope, gemebeleerde Kammers te huur, steht da zu lesen.

Ich kann also heute Abend noch Villenbesitzer oder Inhaber einer möblirten Kammer werden. Ich ziehe aber vor, die Mondnacht ganz auszukosten. Es rauscht ja so prächtig. Ja! da ist sie! die See! Zehntausend Griechen schreien aus meinem Munde: Thalatta! Thalatta! Ich gehe weiter, links herrliche Villen mit Wintergärten und Sommergärten, in welch' letzteren aber kein Baum fortkommt, zur Rechten absteigende weiße Dünen und — das Meer. Es rauscht ganz wenig, ganz leise, am Strande blitzt hier und da eine Welle auf und zieht sich leuchtend langsam fort, als ob eine Riesenhand mit einem Riesen-Phosphorholzstamm eben den großen M-Strich eines riesigen Mene tekel zu schreiben begönne. Gilt das mir? Ein lautes Gelächter wird angeschlagen und klingt gedämpft zu mir heran. Das Meer und

der unbekannte Goliath haben andere Dinge zu thun, als ob meiner Belsazarsünden (von denen ich obendrein nur die unbegangenen bereue) M-Striche zu machen. Die Woge kommt, die Woge geht. Der Mensch kommt, der Mensch geht! Ob sie leuchten, hängt von ihnen selbst ab. Aber was ist das? Man lacht weiter. Und o, Vision! Ist denn ein Zaubermantel mein? Das Ende der Straße, der villenumrankten, ziegelsteingepflasterten, sandverwehten Straße sperrt ein dunkles, mächtiges Faß ab! Ist das Auerbach's Keller? Die runde Silhouette des Gebindes für antediluvianische Menschen zeigt einen glänzenden, dreieckigen Ausschnitt, das ist buntes Glas, dahinter brennt Gas und nun ich näher komme, schneidet sich auch noch ein kleines Viereck, die Butzenglas- und Eingangsthür leuchtend im Schwarz aus. Die Straße hört auf, rechts und links Dünenhügel, von denen man am Horizont wieder mächtige, alleinstehende Gebäude bemerkt, ein paar über den Sand gelegte Bretter — die Thür knarrt — und ein Wunder! Ich bin in einer altdeutschen Weinstube, in einer von jenen, in denen die alten Deutschen immer noch Eins — oder Zwei — tranken.

„Das Faß", in dem ich mich befinde, sind eigentlich zwei ineinander geschobene Fässer. Die vier Außenkreise stehen gegen die Himmelsgegenden, das Innere bildet nun ein Tonnengewölbe, wie man italienische Kreuzgänge, gothische Kastelle, Klosterneuburger Hallen aus der öfteren Wiederholung dieser Figur oder deren einfacher Nachahmung entstehen sieht. Aus gelb gefirnißtem Lärchen-, Tannen- und Fichtenholz besteht dieses Faß und heißt „het Heidelberger Vat". Galerien laufen an den vier Seiten hin, Alles ist voll von wohlgeord-

neten Kelchgläsern, Römern, Port-, Sherry-, Champagner-, Rheinwein- und Pale-Ale-Flaschen. In einem kleinen silbernen Faß siedet das Wasser für Kaffee und Thee, eine Bowle mit Mai-Wein steht auf Eisgletschern, die Krahnen lassen Pilsener, Löwenbräu und Holsteiner Bier aus, Amsterdamer Spuitwasser trinke, wer mag, nur die Brandies und Schnäpse und Genevers fehlen. Das „Faß" stand auf der Amsterdamer Ausstellung und ist erst im Jahre 1884 mit dem Kostenaufwande von 1600 fl. hier wieder aufgerichtet worden. Das gespenstische Gelächter rührt von Stammgästen her, die draußen auf der Terrasse vor dem „Vat" eine Unmasse Getränke zu sich nehmen, unter kaum in der Windstille sich bewegenden Lampions, die alle ehrlicher Weise die Gestalt von Humpen, Krügen, Trinkhörnern, Stammgläsern haben.

Längere Zeit saß ich so, denkend, rauchend, trinkend, vor mir das Meer, und hinter mir Alles, was ich nun heute Abend einmal vergessen wollte. Da sah ich jetzt erst im Schatten eines riesigen Palmwedels, der ein sehnsüchtiges Dasein in einem Bronzetopf führte, einen Menschen sitzen, welcher das Haupt sorgenvoll auf beide zurückgeklappte Handaußenflächen stützte. Seine Gestalt erinnerte mich an etwas — jetzt seufzte er tief auf, hob schmerzlich das frisch gefüllte Glas Löwenbräu an seinen Mund, sein Blick traf den meinen, das Glas sank aus seiner Hand — wir lagen uns in den Armen. Ein Schulfreund aus der Vaterstadt. Hier im holländischen Fischernest und modernen Seebad. Welches Glück. Wir hatten uns lange nicht gesehen.

Wieder in die Mondnacht, auf die Dünen — jetzt zu Zweien. Zwei Männer. Nichts von kleinen Fußtapfen. — Und der alte

Freund goß mir sein Herz aus, lang, lang nach Mitternacht. Er wohnte im Kursaal und zwar vortrefflich. Leider aber herbergte daselbst auch eine Dame. Diese Dame hatte der Freund, als sie ein sechzehnjähriges Mädchen war, bewundert, bestaunt, vom Fenster aus zu erspähen, zu grüßen gesucht, aber die Adelige warf keines der beiden fürchterlichen, tiefschwarzen Kohlenaugen auf den Bürgerlichen. Er kam als Doktor von der Universität und glaubte naiv, jetzt streckten sich alle Arme nach ihm aus, die Schöne wandte ihm stets die mächtig aufgerollten blauschwarzen Schlangenflechten des junonischen Hinterhauptes zu. Er ward Professor in den kleinsten Nestern, er kam auch nach Kiel, Marburg, Königsberg und endlich als ordentlicher nach dem modernen Eldorado Berlin. Es blieb Alles beim Alten, je älter sie ward.

Der Freund — er erzählte so — war nicht uneingeweiht in die vielverwickelten Lebensschicksale der Frau Marquise von St.-Amer. Sie blieb nicht immer hartherzig; Fürsten und Grafen, ja man sprach von Königen, — hätten nicht unaufgehoben zu ihren Füßen gekniet; aber ein deutscher Professor, wenn er auch stattlich, welterfahren und blondbärtig, wie mein Freund Bruno Müller (er hieß ganz anders), konnte nur mit einem deutschen — Dichter auf gleiche Stufe der Nichtbeachtung gestellt werden. Ich meinte bescheiden, er sei doch über die Schwabenstreiche hinaus, er solle sich etwas Dementsprechendes, was man hier Jufvrouw nennt, auserwählen und ein bedächtiger Familienvater werden. Ich mußte mir eine einigermaßen geringschätzende Antwort gefallen lassen. Wir standen nun vor einem großen, weißen Gebäude mit vier Kuppeln. Ich hielt es für ein Asylum, eine Synagoge, eine

Kaserne, einen Bahnhof; Bruno gab die tröstliche Auskunft, dies sei das ganz vorzüglich geleitete Hotel von Kaufmann, in dem ich jetzt ein gutes Unterkommen finden würde. In der That rauchte der freundliche Portier noch aus einer Thonpfeife am Eingang. Die Liebesgeschichte Bruno's im Verein mit den genossenen Getränken hatte mich etwas schläfrig gemacht und da es mir schien, als ob mich der alte Kamerad, je ferner von der Marquise, je besser untergebracht glaubte, sank ich bald in einem geräumigen, luftigen Gelaß in tiefen Schlummer, aus dem mich ein paar blutsaugerische Mosquitos erst am frühen Morgen erweckten.

Nun begann das ersehnte Dolce far niente-Leben. Hinten, unter dem Hotel, liegt das Fischerdorf Zandvoort, dessen rothe Ziegeldächer in der Sonne leuchten: einstöckige Häuschen gleich Inseln; durch reinlich angestrichene Fenster und Thüren blickte ich in gar manches heimisch anmuthende Innere. Gärtchen, Werkstätten, Waschanstalten, Frauen in weißen Häubchen, schmutzige Kinder, Gassen, durch die man mit aufgespanntem Sonnenschirm kaum wandeln konnte, so eng waren sie; die Tramway einspurig, vollgestopft, Amsterdamer und Haarlemer aus den besseren neuen Villen, aus den zwei alterbgesessenen Hotels „Groote Badhuis" und „Driehuizen" in ihre Kaufhäuser bringend, fuhr oft dicht an übelriechenden Ställen mit grunzenden Insassen vorbei. Die Hauptstraße Kruisstraat, mit neueren Gebäudchen, an englische Arbeiterwohnungen gemahnend, mit dem Haus des Badearztes Dr. Geerke und vielen bescheidenen Badegästen, die man in ihren Herbergen die regelmäßigen Mahlzeiten bedächtig einnehmen sehen kann, führt zu einer Kirche, leer und schmucklos.

Wo keine mit Bildern und Grabstätten, Monstranzen und Votivtafeln geschmückte Kathedrale, da keine Geschichte. Der „Führer" durch Zandvoort weiß auch von den bis in's XII. Jahrhundert zurückreichenden Nachrichten über diese arme Schiffergemeinde wenig Interessantes zu erzählen. Ein paar Schiffbrüche, bei denen sich Der und Jener ausgezeichnet, so z. B. Willem Draaijer, der auf dem Wrack der „Henriette" ein Ohr verlor und es wegwarf mit den Worten: „Wat heb ik aàn dat ding", ruhig weiter rettend. (Der Bürgermeister ließ jedoch das Gehörorgan des braven Mannes in Spiritus im Rathhaus aufbewahren . . .) Dies und anderes Geschehniß gleicher Wichtigkeit ist wohl kaum der Aufzeichnung für die sich mit großen Fragen beschäftigende Zeit werth. Die Kriege der Spanier und Oesterreicher scheinen spurlos an diesem relativ glücklichen Fischervolke hingegangen zu sein. Am Strande liegen 15 Pinken, gleich an's Land gespülten Walrossen, einen ebenso starken Pechgeruch verbreitend, wie die Frau Marquise de St.-Amer in eine Moschussphäre gehüllt ist, wenn sie allmorgendlich, von einer Duenna begleitet, ein eigens für sie hergerichtetes Kabinchen beschreitet. Diese Kabinen werden von vielgeplagten Pferden in die Fluth gezogen. Ein rothbehoster Mann peitscht das arme Thier den hundertfältigen Gang hinauf und hinab. Die Badehütten von dem „Grooten Badhuis" und „Driehuizen" gleichen alten Postkutschen, sind, wie diese, dunkelgrün bemalt, mit goldgelben Streifen und Klinken. Die zahllosen Strohkörbe davor, welche die Badenden etwas dem Auge verhüllen, haben einen durch die Zeit gebräunten, honiggelben Anstrich. Die Badegesellschaft „Neptunus" vor dem Hotel von Kaufmann hat

Kabinen von weißer Oelfarbe und einfache Naturstrohkörbe, darin sich Rastende und Lesende nach Belieben gegen den gerade herrschenden Wind oder die mißliebige Nachbarschaft drehen können. Weiter oben am stattlichen, neuerbauten Kursaal stehen noch weißere Hütten und Körbe mit weißer Oeltünche. So theilen sich hier die fast gar nicht zusammen verkehrenden Bademenschen in alten Erbadel, anspruchslosere Mittelkaste und modernste Menschheit von 1884 ab. Unbekümmert um all' das verfliegende Sommer-Publikum, das den Mosquitos gleicht, thun die Zandvoorter Schiffer, die keinen Fremden werben, ihren beschwerlichen Dienst. Welche Arbeit allein, den Anker an den knarrenden Seilen aus dem zähen, salzwassergetränkten Sande zu winden. Wie ein Spielzeug trägt den Zerrosteten ein junger Bursch von schmächtiger Gestalt an die Pinke, reicht ihn hinauf und bleibt in der Sturm- oder Sommernacht in den nassen Kleidern, den Thun, den Sol, die Roche aus der Tiefe des Meeres lockend. Am Morgen stehen die Frauen und Mädchen auf den Treppen, im Sande, das geliebte Boot Z. V. 1 oder 15 herbeiziehend mit ihren Blicken. Und wie es gehorcht! Am Horizont erscheint's wie ein Punkt, nun ist schon das goldbraune, rothbraune Segel, das an die lateinischen zu Amalfi, um Capri und Ischia erinnert und jetzt im August eine gleiche volle Ladung Sonnengoldes zurückwirft, sichtbar; nun sind sie nahe, die Väter, Brüder, Ernährer, schon sind die rothen Hosen oder Jacken, schon ist der Einzelne erkennbar. Wieder wird der Anker mitten unter die Hüttenkasten und Kastenhütten geworfen, mögen auch die Beine der Badenden zur Fluthzeit über die straff gezogenen Seile stolpern. Der Fang wird

an's Land gebracht und nun giebt's etwas Interessantes zu sehen! Jedes Boot ordnet seine Beute in Haufen und Häufchen, jede Gattung Fische bei einander. Männer und Frauen bilden einen undurchdringlichen Kreis; sie lehnen Fuß an Fuß, Hüfte an Hüfte, immer die rechte Hand auf des Nächsten Schulter. Ein kleiner, nervöser Mensch mit einem trikoloren Stab, worauf Fische gemalt sind, steht in des Kreises Mitte, an der Peripherie ein Ausrufer und ein Notirender. Der Ausrufer fängt nun mit einer hohen Zahl an: 5 fl. der Haufen, dann sagt er 4 fl. 95 cts., 4 fl. 90 cts. u. s. f. mit fabelhafter Geschwindigkeit; bis bei 1 fl. 50 Einer „Mir!" ruft; dem ein dumpfes „Boh" antwortet. Der Mann Koning hat den Haufen erstanden; seine Frauen, d. i. die weibliche Familie, sammeln die sandigen Fische in flaches oder tiefes Strohgeflecht und, alle Umstehenden umstoßend, rennt Alles der nächsten Versteigerung zu. Einmal die Woche wird abgerechnet, der Kapitän erhält natürlich den größten Antheil, die Männer bekommen je 7½ Prozent. So treiben sie's Tag für Tag, glücklich, wenn jeder Tag einen Erlös bringt. Einst erhielt ein Graf von Zandvoort eine Dime von jedem Verkauf, nun ist dieses Recht verfallen. Im 17. Jahrhundert fuhren die Zandvoorter noch auf den Walfischfang bis in die Davis-Straße hinein.

Jetzt beginnt das allbekannte bunte Treiben im Sande. Kinder in allen Farben, Größen, Altern und Kleidern suchen nach Muscheln, bauen Dämme, Festungen, Kanäle der nahenden Fluth. Frauen und Bonnen eilen in leichtem Morgenanzug, mit Basthüten und Leinwand-Sonnenschirmen nach den Badeanzügen von jedem Schnitt und jeder Nuance. Das

Badehäuschen der Wärterin „Annje", das Depot, gleicht einem kleinen Trödelmarkt. Rothstreifige, weiß-, grün-, gelb-, blaugemusterte Badehosen und Jacken, Anzüge, türkische Trockentücher, wachsleinene Hauben mit Schleifen, Strohhüte, Alles wird verlangt, begehrt, hervorgesucht und die Jagd nach der Kabine beginnt, um aber stets sogleich zu allgemeiner Zufriedenheit zu enden. Und dann das Bad! Welcher Jungbrunnen! Dann spricht man vom Wellenschlag, vom Mangel oder Ueberfluß desselben, frühstückt, lungert in den Dünen oder auf dem Sopha herum, macht eine Wagenfahrt nach dem benachbarten Overween-Bloemendal, wo die herrlichsten Villen mitten in englischen Parks und Blumengärten stehen, letztere dem Marché du Boulevard de la Madeleine nicht unähnlich, man besucht die Haarlemer Kirmeß, wo es eitel nach fetten Oelwaffeln duftet; um 6 Uhr stellt sich der Appetit wieder ein. Geht vor eine Villa und Ihr werdet das Sonett Edmond's de Amicis: „Holländisches Interieur" begreifen:

Ich seh' in wohlerwärmten Häuschen sitzen
    Die reichen Holländer mit dicken Bäuchen
    Um die Kamingluth und, nach alten Bräuchen
Tabak in blauen Ringeln rauchend — schwitzen!
Bei Tisch, den Blick gesenkt, sich nie erhitzen
    Im Zwiegespräch mit gleichgesinnten Gäuchen;
    Mit Zähnen, die von Elephanten däuchen
Gebrat'nes kauend, daß die Brühen spritzen!

Die keuschen Frauen seh' ich, dicken Kleinen,
    Den ernsten, glänzenden und schönen Kater,
Seh' Käs- und Schinkenberge sich vereinen!
Vom faulen Eros hör' ich ein Gekicher
    Aus breiter Bettstatt; aufgedruckt ihr hat er:
Wer langsam geht, geht weit, gesund und sicher!

Ein höchst komisches Esels- und Pony-Wettrennen wird abgehalten; aus den Städten und Dörfern der Umgegend strömt die Bevölkerung herbei — man glaubt einen Moment sich in Longchamps zu befinden. Tags darauf traben die armen, abgehetzten Sieger und Unterlegenen wieder unter Sonntagsreitern und Kindern, vom braunen, humorvollen Treiber gepeinigt, den sandigen Strand entlang.

Wer weiß, wie ihm hier die Zeit vergeht? Das Meer in seiner tausendfachen Gestaltung bewachen, wenn es liegt, wie ein schlafendes Weib, stürmt, wie ein zorniger Mann, spielt, wie ein tändelndes Kind, das kann auch den Kältesten zum Dichter machen. Badende Schöne belauschen, in Segelbooten bis zum ewig fliehenden Horizont, in Kutschen, die den Kabinen gleichen, links nach Katwyk, rechts Strand entlang bis zu den stillen Leuchtthürmen von Ij-Meuden fahren; das rotirende Licht des Abends vom großartig eingerichteten Café von Süd-Zandvoort, von der Villa Maris aus beschauen, Donnerstags in den Kursaal zur Musik, Sonnabends zum Lampionfest und Feuerwerk nach dem Dörfchen Kostverloren gehen — mein Freund Bruno und ich, wir brachten all' das fertig. Kostverloren, welch sonderbarer Name! Man erklärte uns, daß ein Wirth Namens Kost sein Bischen Geld angebracht und aus der Redensart: Kost ist verloren (bankerott) habe sich der Name der Ortschaft, die ganz jung und neu ist, gebildet. Das war ganz schön und gut; aber mir wollte weder eine Arbeit gelingen, noch kam Bruno einen Schritt in der Liebe weiter. Um die Marquise von St.-Amer hatte sich inzwischen ein ganzer Sagenkreis gebildet. Ihr Badekabinchen war ganz mit Spiegeln, türkischen Stoffen, Makartbou-

quets behängt, belegt, geschmückt, sie ließ sich täglich Wagen und Ponys aus Haarlem kommen, es wurde besonders für sie gekocht; sie erschien in den kürzesten Kleidern, kleinsten Hüten, engsten Taillen und Stiefelchen. Grafen, Barone, Depeschen, billet-doux — kamen und gingen. Und ich ging immer wieder mit Bruno in's „Vat" zu seinen Jutevorhängen, holländischen Trikoloren, Eiskühlern, Zinkbechern, Delfter Schüsseln und Cigarrenkasten. Seine Devisen las ich immer: „Heraus mit dem Wort, wenn's wahr ist!" „Hinunter den Wein, wenn er klar ist!" Auf mein wahres Mahnwort sagte Bruno nur: „Ist denn Liebe ein Verbrechen?" und trank schmerzlich bewegt seinen Wein. Zwischen obigen Motti war in größeren Buchstaben zu lesen:

„Das Wasser giebt dem Ochsen Kraft,
Dem Menschen Bier und Rebensaft;
Drum Brüder, trinket Bier und Wein,
Wer wollte denn ein Rindvieh sein?"

Hierzu bedurfte Bruno keines Kommentars. Eines Tages flaggten zwei Pinken und hängten statt der Segel ihre Netze zum Trocknen auf. Leute in Bratenröcken und schwarzen Hosen, Frauen in Zeugstiefeln wateten zum Schiffe durch die Wellen. Bruno seufzte: „Die Glücklichen!" Denn es gab Hochzeit auf den Schiffen. Und Abends verlautete, die Marquise von St.-Amer sei mit Hinterlassung ihrer sämmtlichen Schulden, jedoch ohne die eines Trinkgeldes selbst an die armen Badefrauen, mit ihrem Moschus, nur Pechgeruch hinterlassend, verduftet! — Ihre Koffer enthielten Steine. — Bruno reiste geheilt mit mir von Zandvoort ab.

Nieuport-les-Bains.

Rings um den Horizont, der Landseite zu, Bäume, welche den Beginn der Ebene bezeichnen; durch den freien Raum zwischen den Bäumen sieht man in das in blauem Duft verschwimmende Flandern hinein. In der Ebene sieben oder acht Dörfer, jedes mit rothen Ziegeldächern, weißen Häuschen und einem regelrechten Wahrzeichen. Ein paar Windmühlen drehen ihre vier Bretter im Winde oder diese zeichnen sich scharf vom Hintergrunde ab, wenn der Müller gerade abgestellt hat. Auf die Ebene folgt die Düne. Ein Stück dem Leben sich zuwendendes Land, das vor ein paar hundert Jahren noch ein Amphibium war, bald im Wasser, bald in der Luft. Noch ist es schauerlich öde; nun sanft abgerundet gebirgig, wie regenverwaschene Kreideformation, dann flach und weiß, wie ein Gletscher und wieder kluftig, wie Gletscherspalten. Mühsam nistet sich eine früchtelose Vegetation ein, im nie rastenden Winde wallendes und nickendes Haidegras, das, von Menschenhand, wie die Stämmchen einer Baumschule, in Quadra=

ten gepflanzt, dem immer auf der Wanderschaft begriffenen Sandboden die erste Konsistenz giebt. Ein paar Moos- und Fungusarten auf bewachseneren Halden, Disteln, Ginster, die weißthränende Wolfsmilch und eine Legion fausthoher, frisch gesetzter Birkchen, das ist Alles, was hier Blatt und Stengel hat. Im weißen, feinen Sande da und dort lang sich hinziehende Spuren eines Vogelfußes, in der Form einem Trêfle im Kartenspiel ähnlich, oder die theils flüchtigen, theils bleibenden eines Hasen, die bis zu einem der vielen Baulöcher im Sande leiten. Noch eine Strecke weiter; wir stehen auf prächtigem Kunstpflaster, wir sehen die Rückseite einer langen Häuserreihe, noch ein Schritt, und „Thalatta, Thalatta!“ rufen wir, als ob wir zehntausend Griechenseelen hätten. „Das Meer, das Meer!“

Vor ungefähr zehn Jahren hat ein Einzelner, Herr Benjamin Crombé, auf dem unfruchtbaren Erb-Erdreich seiner Väter, in Nieuport-les-Bains, eine Hotel- und Villenreihe hervorgezaubert. Fünf Minuten Eisenbahnfahrt oder eine Fußwanderung auf pappelbeschatteter Landstraße führen den Wißbegierigen von der rauschenden See nach dem Städtchen Nieuport. Mit seinen graden Straßen, seinen kleinen, gelben, reinlichen Häusern bietet es einen sehr erfreulichen Anblick. Obwohl es wie ausgestorben erscheint, sieht der Aufmerksame doch an dem kleinsten Lädchen, an jeder Thür etwas Ungewohntes, Interessantes. Viele schöne Holzthüren sind dermaßen angestrichen, als ob auf die oberen Theile grünblaues Sonnenlicht fiele, das sich nun langsam bis zur dunkelsten Tinte und bis auf's eierschalenartige Straßenpflaster verläuft.

An den Fenstern stehen, die Stengel in Gläsern voll von einer unbekannten Flüssigkeit, Georginen, so bunt, so viel gefältelt, wie dereinst die Tulpen Haarlems. Vögel sitzen und pfeifen in geschlossenen, breitgeflochtenen Papierkörben und sämmtliche schmutzige Straßenkinder tragen orangegelbe Strümpfe. Zwischen den niederen einfarbigen Häusern ragt manchmal ein höheres, granitenes Gebäude auf, mit Zacken und Giebeln, wie zu Nürnberg oder auf dem Römerberg in Frankfurt, und eiserne Stäbe, die zugleich Halt und Hacken, sind zu Zahlen geformt und deuten auf die Zeit von 1620 bis 1650. In ein solches Haus treten wir ein, weil „Bibliothèque publique“ daran zu lesen, und nur auf unser ehrliches Aussehen hin reicht uns ein freundlicher Alter Band um Band zum Mitnehmen ohne Faustpfand. Nun, ich werde Andere nicht bis zu Tacitus, Plinius, Cäsar und den Urbelgiern zurückführen, obwohl die bestaubten Folianten mich vom grünen Wellenschlage noch weiter in die Nacht der Zeiten zurückleiten wollten.

Heute halten die Schleusen, Dämme und andere Menschenwerke bei Dünkirchen, Nieuport, Ostende, Blankenberghe die zerstörenden Wogen zurück, welche dereinst die Nervier, Ambivariten, Sachsen und ihre Auerochsen bedrohten, und der Landboden senkt sich noch immer, so daß er an vielen Stellen um mehrere Meter tiefer liegt, als die Meeresfläche! War doch voreinst der ganze flandrische Küstenstrich ein großer Golf. Auf diesem durch die Kunst der Gefahr entzogenen, früher fast jährlich überschwemmten Boden, der 1603 zur Ruhe kam, stand schon 1160 ein Flecken, Sandhove (Sandhof oder -Haufen), welcher sich nach und nach mit Wällen umzogen und, durch die Verbesserung des Kanals der Yssère in seiner Bedeutung geho-

ben, den Namen Novus Portus, neuer Hafen, Nieuport, annahm. Der Fischfang bereicherte die Einwohner, eine abermalige Vergrößerung wurde nothwendig, Kirchen wurden gebaut, neun Belagerungen ausgehalten; Nieuport war zu einer gegebenen Zeit der Haupthafenort der ganzen westflandrischen Küste und gleichzeitig ihre wichtigste Festung. Die Reformations- und Erbfolgekriege, die Eifersucht der holländischen Nachbarstädte brachten es von der Glückshöhe seiner Existenz wieder herunter, es wurde seiner Wälle entkleidet, und jetzt ist es ein freundlich stilles Nest von 3000 Einwohnern. Nur eine kirchenähnliche Verkaufshalle, deren zerstörtes Dach Wind, Regen und Sonne Einlaß gewährt, und eine Kathedrale mit mancherlei Schätzen zeugen von versunkener Herrlichkeit und von der zähen Ausdauer eines unzerstörbaren Klerus. Dies ist das Schicksal des Städtchens im großen Ganzen.

Die Normannen plünderten die flandrischen Küsten schon gegen das Jahr 700. Gegen das Jahr 865 kamen sie mit 200 Schiffen den Ysère-Kanal herein und zerstörten die Burg von Fürnes, ihr Führer hieß Weland. 881 hieß der herrschende Graf dieser Küste Balduin. 1054 besiegte der deutsche Kaiser Heinrich III. Balduin IV. von Flandern und zog auf demselben Kanal heim, eine große Anzahl Geißeln mitnehmend. 1163 wurde die große Kirche zu bauen begonnen, 1165 weihte sie der Bischof Milon „unserer heiligen Jungfrau“. Nun lernen wir etwas sehr Merkwürdiges. Diese Kirche wurde aus der „Dîme du Hareng“ erbaut, aus einem Zehent, den die Häringsfischer den Armen, den Geistlichen und der Kirche leisteten. Das Kapitel der heiligen Walpurga zu Für-

nes hatte die Gewohnheit angenommen, diese „Häring-Almosen“ einzusammeln. Es scheint aber, daß es dabei zu streng und unbescheiden vorging, denn 1236 empörten sich die Nieuporter und erschlugen zwei und verwundeten einen der vermittelnden Priester. Nun folgte Exkommunikation und auf spätere Bitten eine Begnadigung unter folgenden Bedingungen: fünfundzwanzig der Rädelsführer mußten sich für die Dauer eines Jahres in eine Sandwüste exiliren. Vorher hatten sie die Hauptkirchen von mindestens zwei Dutzend Orten zu besuchen und dort Buße zu thun. Barfuß, barhäuptig, Ruthen tragend und das Miserere singend, zogen sie von Ort zu Ort, die Gewalt der Kirche also kundthuend; hundert andere edle Bürger wallfahrteten wieder zu anderen Stätten, und wer sich widersetzte, verlor Hab und Gut. Kapellen mußten gestiftet, Nonnen ausgerüstet, Hunderte von Livres an die Kirche, die damalige Gräfin, die Angehörigen der Getödteten gezahlt werden! Der Chronist sagt voll Entrüstung: „Tout dans ce procès est scandaleux, odieux et digne de l’orgueil de ces demi-dieux couverts d’or auxquels il avait plû d’imposer de lourdes charges à des pêcheurs!“ und ursprünglich war diese „Charge“ ein Geschenk! Im Jahre 1252 erläßt Papst Innocenz IV. eine Bulle, worin er dem Kapitel St. Martin zu Ypres sagt, er sei indignirt, daß man für Trauung, Leichenbegängniß und jede kirchliche Dienstleistung Steuern erhübe. Nichts sei zu nehmen, als was die Gläubigen aus freiem Willen gäben! Wie mußte die Geistlichkeit das arme Fischervolk damals schon geschunden haben, wenn ein Papst eine Bulle zu dessen Gunsten erließ! Im Jahre 1347 kam die schwarze Pest nach

Nieuport, sie hatte die Flagellanten in ihrem Gefolge. Im Jahre 1489 wurde die Stadt zum vierten Male belagert. Kaiser Maximilian bekriegte die Niederlande. Nieuport hielt zum Kaiser, 4800 Flamänder und Franzosen griffen 6000 Engländer und Kaiserliche in der Festung an. Nach und nach kamen noch 20,000 Mann zu den Belagerern. Ein Geschichtschreiber erzählt: „Während des Sturmes bedeckten die Weiber von Nieuport Haupt und Brust mit den Helmen und Panzern der Gefallenen oder ihrer verwundeten Männer, löſten diese ab und kämpften, wie die Amazonen. Sie schlugen den überlegenen Feind, und der General Vendôme, die Besatzung stärker glaubend, als sie war, hob die Belagerung auf." Viele Weiber von Nieuport haben mir ihre sauber gehaltenen Porzellanschränke und Delfter Krüge gezeigt, aber keine schien mir durch Haltung und Gliedmaßen auf eine Descendenz von jenen Amazonen hinzuweisen. Ganz ausgestorben scheint indessen der heroische Geist der schönen Nieuporterinnen noch nicht zu sein, nur sucht er sich sehr selten ein Aktionsfeld. Ein glaubwürdiger alter Herr, der seit acht Jahren als Pensionats-Vorsteher mit einem Schwarm unflügger Töchter Albion's, Erin's und Scotia's diese Küsten zum Ferien-Aufenthalte gewählt hat, erzählte mir folgende Thatsache. Vor drei Jahren kam ein norwegisches Schiff hier zu stranden. Die Bevölkerung, durch Sturmläuten und Kanonenschüsse benachrichtigt, eilte herbei, nicht um zu retten, sondern um ihr Strandrecht auszuüben. Der Besitzer des Hotels, bis an die Zähne bewaffnet, scheuchte sie zurück, aber nicht Drohungen, nicht Bitten, nicht Pistolenschüsse konnten die entfesselte Menge davon abhalten, zu plündern und zu bergen, was zu bergen war.

Von 1560 bis 1580 wüthеten die Religionskriege. Katholiken verfolgten die Protestanten, Bilderstürmer zerstörten die katholischen Heiligthümer, des Herzogs Alba Blutgericht war in Permanenz erklärt. Im Jahre 1600 fand die Schlacht von Nieuport auf den Dünen statt. Philipp II. von Spanien trat feierlich dem Erzherzog Albert von Oesterreich die Oberherrschaft über die belgischen Provinzen ab, als dieser die Infantin Isabella heirathete, und ihm fiel das glückliche Loos zu, die freisinnigen und in ihren Rechten gestörten Staaten weiter zu bekriegen. Die Spanier und Oesterreicher hatten 900 Schiffe; unter ihren vom Erzherzog selbst befehligten Generalen waren Admiral Francisco di Mendoza, Dom Luis de Villar und viele andere, hochtönende Namen. Die Spanier wurden aber mit 800 Soldaten gefangen, verloren 130 Standarten und 3000 Todte. Der Erzherzog lichtete die Anker und belagerte von 1601 bis 1603 Ostende. Um diese schöne Zeit blühten in Nieuport, wie anderswo, die Hexenprozesse. Der Chronist nennt sie mit einem noch heute nicht zu verwerfenden Namen: „une épidémie mentale.“ Und es hat noch heutzutage eine ganze Kaste Interesse daran, diese Epidemie in etwas veränderter Form zu verbreiten. Der Chronist giebt eine große Tabelle von Frauen zwischen fünfzig und sechzig Jahren, die gewisser Zaubereien beschuldigt und öffentlich als Hexen verbrannt worden waren. Von einem Jacques Cambier, Fruchthändler, sagt die Anklage unter Anderem: „Du hast Gott, deinen Schöpfer, und Jesum Christum geleugnet, einen Pakt mit dem Satan geschlossen, der dir unter der Form eines Polichinells erschien und Troijas hieß. Du hast diesen Pakt mit deinem Blut und einem Kusse auf die

Rückseite besagten Polichinells besiegelt, bist auf einem Besenstiel durch die Luft nach Oostdunkerke gefahren und hast dort ein junges Mädchen behext &c.; dann hast du die Frau eines Fischers, welche gesegneten Leibes war, mit einem Kinde niederkommen lassen, so sechs Finger an einer Hand und ein Auge inmitten der Stirne hatte." So geht dies eine Weile weiter und endet mit Verbrennungsurtheil und, natürlich, Konfiskation seiner irdischen Güter. Im Jahre 1647 brachen Unruhen zwischen Spanien und Frankreich aus. Man kennt den Zug Ludwig's XIV. nach Flandern. Nieuport erlitt die sechste Belagerung. Im Frieden von Nymwegen verlor Belgien einen Theil Flanderns, doch Nieuport, das sich gut gehalten hatte, blieb intakt. In diesen dreißigjährigen Kämpfen litten Handel und Fischfang; Engländer, Franzosen und Holländer beunruhigten die ausziehenden Schiffe, und so verfiel Nieuport bald. Im Jahre 1768 kam noch eine große Viehseuche, und die Bischöfe verordneten öffentliche Gebete, um den Zorn des Himmels zu besänftigen. Der freisinnige Chronist fragt, ob denn die Kühe jener Tage ebenso entartete Sitten hatten, wie die Zeitgenossen Noah's. Im Jahre 1774 brach eine Frauenrevolution wegen der hohen Getreidepreise aus. „Sie plünderten nicht aus Armuth, sondern aus Wuth; denn alle trugen goldene Ketten um den Hals und hatten das Brod nicht so nöthig!" heißt es in der Chronik. Im Jahre 1781 besuchte Kaiser Joseph II. auf dem Wege nach Ostende Nieuport und seine Schleusen. — 1792 nahmen 400 Franzosen Besitz von der Stadt im Namen der Republik. Geistliche und Nonnen wurden vertrieben. Im Jahre 1793 erfolgte die achte Belagerung der Stadt durch Vandamme, im

Jahre 1794 die neunte. — 1803 dinirte Napoleon I. bei dem Maire des Ortes; 1814 holländisches Regiment; 1830 Revolution. Unabhängigkeit der belgischen Provinzen. Kann man mehr Weltgeschichte von einem Städtchen von 3000 Einwohnern verlangen? In der Friedenszeit sammelte es Wohlstand, ja Reichthum und baute Kirchen, heute seltene Zeugen einer Epoche, die hier zu Lande wenig Reste ihres architektonischen Styls hinterlassen. So zum Beispiel die merkwürdigen gothischen Verkaufshallen, 1480 begonnen; das Rathhaus im Renaissancestyl, 1513 angefangen. Dieses birgt in einer Art Schrein zwei Blätter, auf beiden Seiten mit Oelmalereien versehen, die Legenden der Heiligen Sankt Bernhard und Sankt Antonius im Styl der Zeit kurz nach Van Eyck, und zwei Ansichten des befestigten, am Meere gelegenen Nieuport darstellend. Auch ein Porträt Joseph's II. und eines Maria Theresia's von Mathias de Visch († 1765) befindet sich daselbst. Nun zieht sich ein Ring von Saatfeldern, Alleen und eine Eisenbahn um die Stadt hin. Sie gleicht einem von den Sturmfahrten ruhenden, weit in's Land hineingezogenen lecken Schiffe, in dem sorglose Kinder spielen oder ein müder Landmann seinen Mittagsschlaf hält.

Nieuport liegt der englischen Küste drei Stunden näher, als Ostende, und es ist anzunehmen, daß durch einen neuen Bahnbau dieses jetzt so stille Eldorado, das Paradies des Träumers und des Beschaulichen, dereinst seine Nachbarinnen Blankenberghe und Ostende überflügeln, daß neues Leben aus seinen Ruinen erblühen wird. Dann wird sich Nieuport-Ville wieder dem Meere durch Nieuport-les-Bains nähern. Lange Zeit hat Herr Benjamin Crombé seine eigenen Millio-

nen in den Dünensand gesteckt, bis endlich das belgische Gouvernement mit Hand anlegte. Jetzt geht eine Estacade, ein Holzpfahlbau, flankirt von einer Digue, einem Ziegel-Cementbau, von dem alten Pharus Cäsar's eine halbe Stunde in's Meer hinein; zwei Leuchtthürme zeigen an dem Ende dieses Kunstbaues dem Schiffer auf den Wellen den sicheren Hafen. Der eine wird bei einbrechender Dunkelheit erleuchtet, und es fällt sein Licht so kunstgerecht in die riesigen Prismen und Linsen des zweiten, daß dieses reflektirende Licht bis nach Dünkirchen, dessen Thurm wir gleichfalls erleuchtet sehen, dessen Kanonendonner wir bei starkem Winde hören, erspäht wird. Ein großer, neuer Leuchtthurm mit rothem Licht auf dem Lande endlich vermehrt die Sicherheit der bei Morgennebel heimkehrenden Fischerboote. Ein französischer Ingenieur, der alle diese modernen Humanitätsvorkehrungen hier eingerichtet, hatte die Freundlichkeit, mich eines Abends mit in die Leuchtthürme zu nehmen und mir den technischen Apparat zu erklären . . .

Im unermeßlichen Sandmeere liegen die Kinder und bauen Wälle gegen die kommende Fluth. Andere springen einher und sammeln Muscheln, von denen jede Ebbe Milliarden bringt. Die promenirenden Badegäste zertreten Tausende dieser bunten Schalen, die alsbald förmlich zu Sand werden und, vom Wind auf die Düne geweht, dort wie röthlicher Seidenstoff in der Sonne glitzern. Jede dieser Muscheln war ein Kunstwerk, wie es der Mensch nicht zu schaffen vermag, und jede Muschel barg ein Wesen, das zum Leben so berechtigt war, wie der Gourmand, der die Auster verspeist. Jede Muschel bedurfte einer anderen Farbe der Palette, keine gleicht

ganz der anderen, und doch vermischt sich wieder keine Art und Species mit den von der gleichen Welle getragenen Genossen. Hier ist ein Wunder, aber wer bedenkt es? Wie anders sieht das Kind, welches Muscheln in sein Körbchen sammelt, das Ding an, als ein Huxley z. B., der ein Epos der Transformation des Muschelkalks gesungen hat! . . .

Es ist Badezeit. Etwa vierzig Kabinen werden nach und nach von drei geduldigen Pferden an die Brandung gezogen, und die Schaar junger Pensionats-Fräulein, einem Schwarme Meerjungfern gleich, stürzt sich in die weiß aufrauschenden Wellen. Hei, wie das nun plätschert und pustet und springt und taucht, und die weißen Arme zeigt und dann eilig über den weichen Sand im laut anprallenden Nordwest die nackten Füße hebt und die Kabine erreicht. Da kommt es denn wohl auch vor, daß ein armes Mädchenherz nicht sogleich sein temporäres Heim findet, die Nummer des Hüttleins vergessen hat und nun frierend, die Arme über der Brust gekreuzt, dahin und dorthin eilt, eine falsche Thür öffnet — und die Rollen der zürnenden Diana und des neugierigen Aktäon werden vertauscht.

Die Glocke tönt, und ein reichliches Mahl im „Hotel des Bains" restaurirt die von Meerluft und Meerwasser ermatteten Lebensgeister ... Ein Posthorn erklingt, die mit vier fesselfesten Ardenner Pferden bespannte Mail-Coach nebst einem Beiwagen fährt vor. Da kommt alltäglich eine Anzahl Pschütteux und Pschütteuses, Gommeux und Gommeuses in den absonderlichsten Trachten und Farben, um auf ein bis zwei Stunden unser Buen Retiro zu verunzieren. Wir aber pflegen einer langen Siesta im Seesand, vor uns Wogengrün, über

uns Wolkengold, weit hinter uns Grillen und Sorgen. Dann ruft die freundliche Glocke zum trefflichen Abendmahl, und wenn der Nord es gar zu arg treibt und die Promenade im Mondschein verbietet, so schwingt man eine oder die andere Schöne im Salon ein paar Mal im Dreiviertel-Takt herum.

Belgien sieht mit Recht auf Nieuport als auf seinen Zukunftshafen. Seine Rhede ist die tiefste des Kanal la Manche; es liegt England am nächsten, es hat die besten Trinkquellen und — — es thäte mir wirklich leid, wenn diese Zeilen nächstes Jahr eine Völkerwanderung nach dem stillen Hafen leiteten; denn wo fände sich wieder ein Paradies vor dem Sündenfall und mit all' seinen Aepfeln, wie dieses?

Die Giralda in Sevilla.

Wer kennt nicht, wenigstens dem Namen nach, jene berühmtesten modernen Bauwerke, die als die neuen Wunder der Welt gepriesen werden, das Rathhaus, die Universität, das Burgtheater, den Justizpalast zu Wien? Und die Prachtbauten zu Brüssel, Dresden, Frankfurt, Berlin, Paris! Wen würde es nicht mit Schrecken oder Schauder erfüllen, wenn er hörte, ein Brand, ein Erdbeben, eine Explosion habe all' den marmornen Herrlichkeiten ein Ende gemacht! Und doch, wo ist Babylon und Niniveh, wo Persepolis und Palmyra, wo das einstige Rom, das einstige Athen? Nur Trümmer weisen zurück auf eine unwiederbringlich verlorene Pracht und Schönheit. Sic transit . . .

Ein Schauer erfaßte mich, als ich jüngst von der Gefährdung der Giralda in Sevilla durch einen Blitzstrahl, der einzig wundersamen Moschee zu Cordova durch Ueberschwemmungen, und der Zerstörung so vieler Kunstwerke in Andalu-

sien durch Erdbeben hörte und las. Armes Spanien. Pobra España!

Stand ich doch einst in der geheimnißvollen Moschee Abdurrahmans, auf der höchsten Galerie der Sevillanischen Giralda!

Von Cordova nach Sevilla folgt die Eisenbahn den Krümmungen des im Sommer und Herbste fast ausgetrockneten Guadalquivir. Sie ist auf ihrer ganzen Länge von Aloe- und Kaktushecken eingefaßt. Alle zehn Schritte — das heißt zwei Dampfathemzüge — ist eine Aloe im Blühen. Sie sendet dann einen dünnen Stamm empor, an dessen Ende wagrechte Aeste mit weißen Blüthen in's Himmelblau ragen. Jede Aloe, die geblüht hat, verwelkt am Fuße, die grünen Stachelblätter hängen wie gelbes Stroh matt und schlaff zur Erde und verdorren. Nach der höchsten Kraftentwicklung — memento mori.

Reizende Städtchen fliegen vorüber: Posadas Hornachuelas, Palma, an der Mündung des Genil; Lora del Rio, römischen Ursprungs, die Flavia Vespasian's; kleine weiße Häuschen sind's, wie Würfel hingelegt, mit flachem Dach, darauf grüne Terrassen, von weißen Mauern eingefaßt. An der Station Lora drängen bunte Frauengestalten, ganz in dem Kostüm der Rosina im „Barbier von Sevilla", an den Zug heran, begrüßen Aussteigende, verabschieden sich von Wegfahrenden. Und wie geht's in den Wagen zu! Priester, wie Don Basilio gekleidet, rauchen Cigaretten, lesen ihr Brevier dabei, dicke Damen bieten sich gegenseitig Huhnflügelchen, etwas Xeres dazu an, andere betrachten ihre schönen Hände, und endlich, endlich ertönt das magische, das Zauberwort: „Sevilla! Sevilla!" Wir stecken die Köpfe durch's Fenster,

sehen in der Ferne, in der Ebene etwas glühen, glitzern, glänzen, funkeln und darüber einen großen viereckigen Thurm. Das ist Sevilla, mit seinem Wahrzeichen, der Giralda. — Eine lange Promenade am Flußufer, dann biegt der Maulthierlenker mit Mühe in eine enge Gasse ein — nun müssen wir aussteigen und zu Fuß in die berühmte „Calle de las Sierpes“, die Schlangenstraße, gehen, weil da kein Wagen fahren kann und darf, und nun sind wir in unserem Hotel, der Fonda de Europa. Ein mit bunter Tapete, mit Blumen geschmückter Patio, ein offener Hof, empfängt uns — Marmorfliesen, ein Springquell, Bananen, rings umher Fenster, Galerien, Balkons, oben Himmelsblau, überall balsamische Luft. Die breiten Stiegen hinauf, über uns ein Plafond aus duftendem Cedernholz, bemalt und vergoldet, aus der Araberzeit!

Als wir uns am folgenden Morgen gestärkt aus den mit Gazeschleiern umgebenen Betten gewunden und daher nicht einen einzigen Mosquitostich aufzuweisen hatten, dachten wir an nichts weiter, als an die sofortige Besteigung der Giralda. Bald standen wir vor dem Wunderbau. Das also ist die Giralda, von der tausend Dichter gesungen, die sie nie gesehen. — Das ist die Domkirche, die eine Geschichtsschreibung in Stein von ungefähr tausend Jahren repräsentirt. Sie kommt uns vor wie eine goldgelbe Stadt, aus der ein rosarother, mit allerlei Spitzenwerk verzierter Thurm hervorragt. Wer alle ihre einzelnen Theile nennen wollte, müßte sich zunächst mit dem ganzen Fremdwörterschatze versehen, der im Vitruv, in Lemcke, Lübke, Lützow, Semper u. s. w. zu finden ist. Und dann könnte er doch nichts sagen, was ein Bild gäbe. Ed-

mondo de Amicis hat Recht in seinem reizenden, aber allzu poetischen Buche: La Spagna: Vom Dome zu Sevilla erzählen, ist beinahe so ermüdend, wie ein großes Instrument zu blasen oder von einer Seite eines rauschenden Stromes zur anderen ein Gespräch zu unterhalten.

Das Domkapitel selbst sagte am 8. Juli 1401: Lasset uns ein Gebäude machen, vor dem die Enkel sich fragen sollen: „Waren diese Erbauer ganz verrückt?" — Wir gehen um das Riesengebäude herum, ärgern uns nicht wenig über die herrlichster Gothik vorgeklebten Renaissancefaçaden, nehmen uns aber vor, nicht zu kritteln, sondern nur zu genießen. Ein Mann, den wir für einen Bettler halten, der aber eine abweisende Bewegung macht, als wir ihm etwas Kupfer anbieten, hält uns ohne weitere Einleitung folgende Gang- und Standrede:

„Sie befinden sich jetzt auf der Stelle, da einst die Mesquita des Jakub Almanzur prangte. Nichts ist von ihr übrig. Dafür haben Sie diesen Brunnen ohne Wasser, zu dem sich jetzt ein Bettler beugt, der wirklich mit einem Tropfen Schlammes seine geborstenen Lippen netzt. Und diese Orangenbäume, welche nicht so groß sind, als die von Cordova! Dafür sind aber wir, Sevilla, größer als Cordova. Hier ruhen Don José Gonzalez' und Don Bernardo Palacio's Gebeine. Die Franzosen ermordeten sie 1811. Dieses reichskulpturirte Thor, die Puerta del Perdon, ist ein Werk der Gothik, wie Sie einen Zwillingsbruder vergeblich an Ihrem nordischen Kölner Dom oder an St. Stephan suchen dürften. Im 12. Jahrhundert vollendete Jakub Almanzur das Haus Gottes; ein mächtiges Minaret mit vier prachtvollen Kuppeln vom Abuleis krönte das schlanke Gebäude. Damals waren die

Schutzheiligen Sevillas Santa Justa, Santa Rufina noch unthätig, denn ein Sturm warf den Thurm wieder über den Haufen. Auf dem, was stehen blieb, baute man die vor Ihnen ragende Giralda. Sehen Sie, das sind einfache, rothe Ziegelsteine, aber sie machen in unserer Sonne einen prächtigen Effekt. Diese vereinzelten Fensterchen mit den Säulchen und den eleganten Bogen nennt man Ajimezes, diese glänzenden, blauen und weißen Fayencebekleidungen Azulejos. Azul ist blau, und Azur auch!" — Hier geben wir dem geschwätzigen Führer eine Peseta. Er sagte: „Vayan con Dios, Caballeros!“ (Gehen Sie mit Gott, meine Herren!) Wir waren nun Caballeros und bestiegen allein die Giralda.

Aus dem christlichen Hochbau sahen oben grünäugige Glocken herunter, die gerade vor unserem Eintritt anfingen zu läuten. Sie hängen frei, an den vier Ecken des Thurmes von riesenhaften Metallblumen bewacht, die jetzt nicht größer, als Feldlilien erscheinen. Hoch über Allem steht die Statue des Glaubens, la Fe, aus übergoldetem Metall, mit flatterndem Gewande, in der Linken eine Palme haltend, mit der Rechten eine Standarte, das Labarum, schwingend. — Santa Rufina und Santa Justa beschützen noch immer das Symbol des siegreichen Christenthums hoch droben. Sie waren ehrsame Volkskinder aus der Triana, Töchter eines Töpfers. 1504 entstand ein furchtbarer Sturm, der die Giralda, oder wenigstens die Statue, El Giraldillo, (von girar, drehen) zu Boden zu werfen drohte. Da sah das erstaunte Sevilla Justa und Rufina, die Töpfermädchen, rechts und links vom Thurme mit flatternden Gewändern in der Luft schweben und auf eine uns unbegreifliche, aber wirksame Weise das Gebäude vor dem Einsturze bewah-

ren. Esteban Murillo hat dies Ereigniß auf einem Bilde dargestellt, das im Museum der Sevillaner nebst vielen anderen Herrlichkeiten dieses glaubensinnigen Meisters zu sehen ist. —

Wir schritten nun durch eine schmale Thüre in die engen dumpfen Gemächer der Pförtnerfamilie, die sich in den ungenirtesten Hantirungen nicht stören ließ. Ein kleiner aufgeweckter Bursche folgte uns. Der Weg war lang, aber nicht beschwerlich. Haben Sie schon einmal den Campanile auf dem Markusplatz in Venedig bestiegen? Ja! Nun, so ist's auch hier. Eine Rampe windet sich im Innern des Thurmes fast bis zur Höhe. Sie ist so breit, daß zwei Reiter sich auf jeder Stelle des viereckigen Wendelganges begegnen, ausweichen und hinauf- oder hinab begleiten können. Ueberall sind Fenster, Luken, herrliche Ausblicke, die man indessen nicht genießen sollte, bis man ganz oben ist. In einer der Lucken stand ein kleines Puppentheater, über dessen Pappendeckel-Fronton: Cervantes! geschrieben war. Kann man sich einen größeren Gegensatz denken, als diese Papierbühne und den Riesenbau, den wir aufwärts strebten! Und doch, wird nicht die Bühne eines Calderon, das Werk des Cervantes, länger dauern, als dieser Thurm mit den 10 Fuß dicken Quadern?

Endlich waren wir ganz oben. Vor uns lag, wie eine Million angeflogener weißer Tauben, in einer goldgelben Ebene die Stadt. Straßen waren nicht erkenntlich. Da die Gäßchen sehr schmal und enge, stellt sich von solcher Höhe Alles noch näher zusammen. Nur die Kirchen und einige Plätze stachen deutlicher hervor. Von Norden blaute die Sierra Castilliana herein. Der Arm, der sich so hellglän-

zend um Sevilla legt, der weiße, gleißende Guadalquivir, war so sonnenbeschienen, daß wir geblendet wegsehen mußten. Der „goldene Thurm", einst das Schatzhaus Don Pedro's von Castilien und seines Schatzmeisters, warf einen breiten Schatten auf den Sand am Fluß. Oben, zwischen den Glocken, die alle ihren Taufnamen haben, stieg nun aus einer Hängematte unsres kleinen Führers Schwesterlein. Sie nannten uns alle Kirchen, alle Plätze, alle mit schönen, wohlklingenden Namen — den Paseo de las Delicias, den Salon de la Reina Isabel, den Alcazar, die Lonja, die Börse, Santa Cruz und San Ildefonso, den Palast des Erzbischofs, die Tabacksfabrik und die Kirche de la Caridad, welche Meisterwerke Murillo's und Valdes Leal's umschließt. Dann verträumten wir den Sonnenuntergang über Sierra Castilliana — Worte malen das Bild nicht, das ich dort oben in mich aufnahm, Worte malen nicht die Süßigkeit der Erinnerung und Worte malten nicht den Schmerz, wenn ich einst vernähme, daß auch die Giralda in sich zusammengesunken.

Cordova.

In dem Dome zu Cordova
Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel!
Heine.

Wir dampften von hier aus gen Cordova in's gesegnete Andalusien! — Das ist nun so eine Redensart. Rings umher sehen wir nur Felsmassen, kleine Wäldchen von Korkeichen und später zahllose, anscheinend sehr schlecht gepflegte Olivenbäume. Aus der staubigen Ebene erhob sich hie und da ein Berg zu ganz erstaunlicher Höhe, oben auf dem Gipfel ein zerfallenes oder zerfallendes Schloß tragend. Wir hatten zur Tagereise ein Billet zweiter Klasse genommen. Unsere Gesellschaft bestand aus zwei ältlichen Damen, einem ächt spanischen Pfaffen und einem jungen englischen Pärchen. Der Priester in weitem, schwarzem Talar mit riesigem Sombrero begann eine Conversation mit mir; um ihm meine Frömmigkeit zu beweisen, holte ich ein kleines spanisches Neues Testament aus der Tasche und zeigte es ihm. Da er dasselbe als von der proselytenmachenden englischen Bibelgesellschaft

herrührend erkannte, zog er sein Brevier heraus, warf mir einen ingrimmigen Blick zu, dankte und vertiefte sich in eine Lektüre, die für ihn, seiner hinfortigen Weltabgeschlossenheit nach zu schließen, den Reiz unbedingter Neuheit zu haben schien. Inzwischen schickte sich Frau Sonne zum Untergange an. Wagrecht warf sie ihre rothen Strahlen in unseren, von keinerlei Vorhängen geschützten Wagen. Die blonde Engländerin hatte einen ganz feinen carmoisinrothen Schleier um Kopf und Gesicht geschlungen, der ihrem ohnehin rosigen, duftenden Antlitz einen feenhaften Zauber verlieh. Sie nahm ihrem schwarzen männlichen Begleiter den breitkrämpigen Sombrero vom Haupte und setzte ihn sich auf. Die Sonne ließ aber beiden keine Ruhe. Da legte das Weibchen sich der Länge nach auf die Bank, barg ihr wonnigliches Köpfchen zwischen den Knieen des Mannes und entschlief. Bald darauf wechselten sie. Sie saß und er schlief in ihrem Schooße. Der Pfaffe verlor keine Scene dieses anmuthenden Schauspiels aus den Augen, mit denen er fortwährend sein Brevier überflog. In Belmes mußten wir umsteigen. Geschrei, Gepäckaufgabe. Meine Gesellschaft traf sich wieder vollständig in einem andern Coupé. Der Cura las noch immer, seine Miene besagte:

„Fragt mich um nichts mehr, was Ihr wißt, das wißt Ihr,
Von dieser Stund' an finde ich kein Wort!" —

wie die Worte Jago's lauten, nachdem ihn Othello im 5. Akt verwundet. Die Engländer schliefen aufrecht aneinander gelehnt. Mein Reisebegleiter, für dessen enorme Beine kein internationaler Waggon*) lang genug zum Ausstrecken gewesen

*) Alle spanischen Wagen kommen aus der französischen Werkstätte Schneider, Creuzot.

wäre, rauchte in einer Ecke seine siebenzigste Pfeife. Es blieben die zwei alten Damen. Ich streckte mich, auf die weiche Reisetasche der Einen mein müdes Haupt lehnend, aus und sah, wie die Sonne hinter Bergen versank, zwischen denen und über die sich der Schienenstrang in abrupten Curven, durch endlose Tunnels, nicht gefahrlos hindurchwand. Spanien kennt kaum eine Dämmerung. Schlüpft der feuerrothe Ball glücklich hinter einen Hügel, so malt er flüchtig einige Wolken an, und dann ist es Nacht!

Als mich der Camerad freundlich weckte, war es elf Uhr. Wir hatten $2^1/_2$ Stunden Verspätung! —

Wir sind in Cordova. Wissen Sie, was das heißt? In Cordova, in Andalusien am Guadalquivir, dem alten goldrollenden Bätis! In Cordova, das 152 Jahre vor Christus schon den römischen Konsul Marcellus überwintern ließ, das 571 Sitz eines westgothischen Bischofs war, daß 716 als Centrum der afrikanischen Herrschaft galt, daß Abdur Rahmann I. 756 zu seiner Hauptstadt machte, das einmal eine Million Einwohner gehabt und so groß wie Berlin war, das die Vaterstadt Lukan's, Seneca's, Averroës', des Malers Morales, des Dichters Gongora, des Cespedes und anderer Unsterblicher! Cordova, das seine geheimnißvollen Höfe, die Wunder-Patios hat und jene Moschee, von der alle Dichter, Reisenden, Kunstkenner dithyrambische Seiten schreiben, so daß Einem der Stuhl vor dem Lesepult zu zittern anfängt, daß man ihn zum Eilwagen, zum Luftballon, zum Flügelroß umwandeln und auf ihm dahin, dahin nach dem fernen Spanien im Süden fliegen möchte! — Gewiß! Einstweilen aber heißt es, seine Koffer erhalten und ein Gemach für die nacht-

schlafende Zeit erobern. Wir werden umringt, umheult, umdrängt, umstoßen; in einem Nu sind mir Koffer, Plaid, Hut, Schirm, Capa aus Madrid geraubt, entwunden, verschwunden, „Fonda Suisse," „Fonda de Oriente!" johlen die Bursche von allen Seiten — und mein Freund und ich sitzen bald gemüthlich im Omnibus der Fonda de Oriente, obwohl es uns heute noch ein Räthsel, wie wir hineingekommen. All' unsere Habseligkeiten liegen fein säuberlich da.

Endlich rollt der Omnibus — rollt? nein, humpelt, macht haushohe Sätze auf hügeliger Chaussee und rüttelt dann unsere Eingeweide, leer und hungrig wie ein Schneidermagen, auf einem Pflaster, das aus aneinandergereihten Billardbällen bestehen muß.

Endlich erreichen wir im Dunkel einen herrlichen Platz, achtarmige Candelaber mit Gaslaternen erleuchten ihn; wir erkennen moderne Ringstraßenbauten in maurischem Styl! „Fonda de Oriente", situada en el paseo del gran Capitan, das Orienthotel auf der Promenade zum großen Kapitän! Wer der große Kapitän war, ist uns ebenso wenig gegenwärtig, als es uns die geschichtlichen Erinnerungen vorher, beim Einzuge in Cordova, gewesen! Wer denkt an das, was er gelesen und gelernt hat, wenn sein lebendiges Auge auf dem Niegesehenen ruht, wenn sein Ohr dem Unerhörten lauscht? — Man hörte beispielsweise den Lärm, der aus zwei nahen Café's erschallte. Stimmen, zwei Pianos, ein plätscherndes, rasselndes Geräusch — das tollste Durcheinander. Das Geräusch — wir erlebten es später aus der Nähe — kam von vielleicht zweihundert Marmordominotischen, die oben, unten, in allen Ecken der Café's standen und um die es wie in der Hölle zuging.

Eine schwarzäugige Teresita brachte Wasser in jenen köstlich kühlenden Terracotta-Amphoren, die wir in Lissabon und Almorchon schon auf den Tischen schätzen gelernt hatten. Man stellt sie auf einen Teller und das Wasser sickert Nachts langsam durch, so porös sind sie. — Etwas vermenschlicht, begaben wir uns in den langen, lichterfüllten Speisesaal. — Schlafen? In Cordova, dem langersehnten Räthsel schlafen? Wir stehen auf dem Paseo, rechts und links liegen Café's — wir lassen sie liegen und lärmen und gehen eine ganz enge Straße entlang. Könnte der Paseo in Innsbruck stehen — er hat eine Aussicht auf die Sierra Segura, so ist diese kleine Straße sofort etwas Neues, Niegesehenes, Orientalisches. Die kleinen, niederen Häuserchen sind schneeweiß im Mondlicht, sie stehen enge beisammen; streckte einer von uns die Arme aus, so müßte er sie bei Seite stoßen, um weiter schreiten zu können. Sie haben vergitterte Fensterchen, und lange Binsenmatten hängen vom ersten Stock bis auf die Straßen. An anderen Veranden stecken Palmzweige; Wappen, Zierrathe, Maurenköpfe mit Ketten und Stricken um den Hals blinken über den Thüreingängen. Hier ist ein Hausthor noch offen, und wir sehen in ein „Patio" bei Nacht. Was ist das? Das pompejianische Perystilum, oben offen, mit Arcaden umgeben, hinter einem marmornen Hausflur, von dem es durch ein unsagbar fein gearbeitetes Gitter abgetrennt ist. Diese Eisengitter sind durchsichtig wie Filigranarbeit, sie zeigen die verschiedensten Muster, Arabesken, Stein- und Kreuzbilder. Sie scheinen aber nur sehr luftig und sind in der That sehr widerstandsfähig. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß die Dessins wie aus breiten Toledanerklingen verschlungen,

gewunden sind, von denen man nur die Schneide, die Schärfe sieht, während die Breite, in Folge deren wagrechter Stellung, uns verborgen bleibt. Hinter diesen haarscharfen, stählernen Linien sehen wir nun in einen Hof, dem eine Piscina, ein kleiner Fischteich, nicht fehlt, und dessen Säulenreihen von Bananen, Oleandern, Lorbern, Palmen und blaublüthigen, für uns namenlosen Blumen verstellt und versteckt sind.

Da plätschern die Springbrunnen, da sitzen die Cordovesinnen und — da — stehen noch zwei vor dem Thore und plaudern. Sonst rings Alles still. Als sie unsere auf dem unsäglich schlechten Pflaster hallenden Schritte hören, zucken sie zusammen, setzen sich in Positur, verschwinden aber nicht. Wir wechseln einen guten Abend.

„Wen erwarten Sie hier?"

„Das Glück!"

„Können wir nicht das Glück sein?"

„Ein Fremder ist nie das Glück."

„Versuchen Sie es!"

„Nicht über den Hausflur. Die Pforte des Hauses ist heilig!"

„Eine Hand zum Abschied?"

„Das nächste Mal!"

„Gute Nacht!"

„Leben Sie wohl."

Ach, wie sind wir doch allein! Waren das süße Mädchen! Zwei Schwestern, beide schmal, schwarz, zum Verwechseln ähnlich und zum Küssen hübsch. Das war aber nur unsere Ansicht von der Sache.

Wir wandern weiter. Eine Gasse ähnelt der andern,

und ich bin sicher, daß wir uns verirren. Kirchen mit barocken Façaden, Mädchenpensionate, Milchereien (Leche fresca de dia y de noche, steht in einer Zeile, ohne Intervalle zwischen den Buchstaben, angeschrieben), gehen an uns vorüber. Das ist ein gordischer Knoten von Straßen. Hier an einer Thüre steht ein Mann in einen großen Radkragen bis unter die Nase gehüllt und sieht sich das Eisengitter des ersten Stockes an. Ein sonderbares Vergnügen! dachte ich. Aber als wir näher kamen, hörten wir deutlich die Worte: „Querida!" Querida!" und sahen hinter den Eisenstäben die Flammenaugen einer cordovesischen Katze, die eine Rose von der Stirne fallen ließ und eine weiße Hand, die schmal und lang, aber doch, ach viel zu klein war, um bis zu der emporgestreckten des Mannes zu reichen. Das nennt der Portugiese olhar, ausschauen, kokettiren; der Spanier Requièbrar. Das war ein Requièbro. Was ist Requièbro? Ein süßes, verliebtes Wort, eine Liebkosung, eine Schmeichelei. Eine zierliche Redensart, eine Beugung; ein harmonischer Uebergang aus einem Tone in den Andern. Das Alles, und noch viel mehr, drückt ein spanisches Wort aus für den, der zwischen 12 und 4 Uhr in Iberiens Straßen lustnachtwandelt. — Auf der Promenade begegneu sich vier Flammenaugen. Sie treffen sich und aus dem Zusammenprall unwägbarer und unsichtbarer Materie entsteht ein zündender Blitz. Der Jüngling folgt dem Flammenleuchten. Ein eisernes Gitter trennt sie noch, aber die keusche, dunkle Nacht führt ihr Geflüster, ihre Seelen, ihre Geister zusammen. So kosen sie in verschwiegener Stunde, bevor sie eine rückkehrlose Wahl treffen, und einmal beschreitet der Fuß des Jünglings die Azulejofliesen des Flures, er steht im

Blättergrün, unter den Säulen, am Quellrauschen des Patio. — Die Eltern sagen Ja, und eine Jungfrau Cordovas, in deren Adern Maurenblut fließt, deren Rabenhaar so weich ist, wie Sammet, und deren süßgebräunte Haut zarter, als das feinste Velin, zittert, bebt und schmiegt sich wie eine Schlange, bestrickend und unfaßbar, wie diese, um seinen gleichfalls erschauernden Leib.

Des Freundes stupendes Ortsgedächtniß fand sich in dem Straßenlabyrinth zurecht. Der Mann mit der Capa stand um $1/_2$2 Uhr noch auf derselben Stelle. Vor der Fonda saßen eine stattliche Mutter und ihre schlanke Tochter, jede auf ihrem Rohrstuhl und rauchten Cigarillos mit dem Wirth. Dieser begrüßte uns ehrfurchtsvoll. — Ob wir wohl in jener Nacht noch eingeschlafen sind?

Nachdem uns des Morgens Don Antonio, der bedächtige Oberkellner, eine treffliche Chokolade vorgesetzt, der er ein zwar formschönes und mit einer Handhabe versehenes, aber mazzenartiges, steinartiges Brod zugesellte, schritten wir in die Morgensonne hinaus. Die Sierra Segura blickte über den Platz des großen Kapitän in den alten Maurensarg Cordova's hinein, und wir waren im Lande Tartessis, in dem der heidnische Herakles den Riesen Gerïon besiegte. Hier vertrieben galizische Vandalenhorden die Römer, welche die bätische Italica, die Vaterstadt Trajan's und Hadrian's, gegründet, und nach den Vandalen hieß Bätica fortan Vandalia, woraus die Araber Vandalucia, das heutige Andalusien, gemacht! — Sevilla, Cordova, Granada und Jaën waren seine Hauptstädte unter dem Kalifat Abdur-Rhaman's. Dann kamen die katholisch-castilianischen Könige — und jetzt!

— Kaum ein Laut aus den kleinen, weißen Häuschen. — So war das pompejianische Straßenpflaster. Rechts und links glatter Steinfußweg, in der Mitte die schmale, holperige Fahrstraße. Da trabt hier manchmal ein Reiter auf ganz annehmbarem Andalusier, ein Soldat, ein Mauleseltreiber entlang, und gute Hufe muß der Vierfüßler haben, der auf diesen steinernen Eiern nicht ausgleitet oder nicht bei jedem Hufschlag ein Stück Hufhorn zurückläßt! Sonst nur Bettler auf der Straße. „Por amor de Dios, un ochavo, un ochavito!“ „Um Gotteswillen, einen Pfennig, ein Pfenniglein —“. Das hörst du von Kindern, von Greisen und Müttern, von rüstigen Gestalten, von Männern mit Sandalen und Capa's, die die Waden mit bastartigen Schienen und Bändern umwickeln; an den Kirchen, in den Kirchen, an den Schwellen der Läden, in die du eintrittst, aus denen du herauskommst. Und wehe dir, wenn du einem Kinde in Cordova ein Zehn-Centimes-Stück (2 Sous) gibst. Wie durch die Zeitung verbreitet sich die Kunde, ein Knabe theilt es dem andern mit, aus allen Gassen holen sie sich zusammen, und wie eine Meute Hunde, wie eine Heerde Schafe heften sie sich an deine Spuren. Niemand ist da, ihnen zu wehren; eine Drohung mit der Polizei verlachen sie, eine Gebärde mit dem Stocke verletzt die Würde und die Grandezza des spanischen Bettlers und stellt dich vielleicht vor einem abendlichen Stiletstoß nicht sicher. Es bleibt dir nichts übrig, als in dein Hotel zu flüchten und gemüthlich oder ärgerlich den Verlauf der Gewässer abzuwarten. — Wir wandern indessen auf der kühlen Schattenseite der tausend Gäßchen. Ein Knäuel Bindfaden, aufgerollt und durcheinander geschlungen, ist das einzige passende Bild für das Straßennetz Cor-

dova's. — Wir hatten, um Zeit zu ersparen, den Interpreten des Hotels mitgenommen. Wird er sich zurechtfinden? Das ist keine Stadt, das ist ein Labyrinth! Und jedes Endchen, jeder Zoll dieses Bindfadenknäuels hat seinen Namen. Auf der weißen Wand an jeder Ecke sind schablonenhafte Fayenceplatten, und auf diese Art die Namen der Straßen wie aus Setzerschrift zusammengestellt: — |J|E|S|U|S|M|A|R|I|A| |C|E|S|P|E|D|E|S| |T|O|R|I|J|O|S| |F|E|R|N|A|N|C|A|B|A|L|L|E|R|O| so lauten die Straßennamen. Aber man meint, aus diesen Plättchen, losgelöst von ihrem hellen Grunde, ließe sich wieder eine Stadt bauen, so viel sind ihrer. Dieser Platz ist nach Seneca, jener nach Lukan benannt. Ueberall eröffnen sich uns bezaubernde Veduten, Einblicke in die geheimnißvollen Patios, und unsere Phantasie ruft uns Tausend und eine Nacht, Schehezerade, alle Kalifen, Paschas und Odalisken in's Gedächtniß zurück. Ja, das ist etwas Neues, Anderes, Originelles, das ist der Orient, und was wir bisher gesehen, tritt in traumhaftes Dunkel zurück. An eleganten Portalen im Style der Renaissance, großen Höfen einstiger Paläste, die jetzt postalen, kommunalen Zwecken dienen, wandeln wir auch vorüber; überall hufeisenförmige Bogen, hohe Galerien mit zierlichen Arcaden; elende moderne Restaurationen und prächtige Ueberreste einer versunkenen Welt von Marmor, Onyx, Porphyr und Jaspis ziehen vorbei. Das ist ein Museum, ein Schatzkästlein, nun in einer um neun Uhr schon tropischen Sonne glühend. Siehe, dort oben über einer zerfallenden Mauer ein Säulchen von elfenhafter Feinheit, zwei Rund-

bogen tragend. Dahinter ein Stück tiefblauen Himmels und hinausragend in die Gasse die Zweige blühenden Oleanders! O, daß ich eine Feder habe und kein Maler bin! Denn nur eine glühende, brennende Palette reicht aus, und was sind Worte, wo nur das Bild Verständniß gibt? — Nun kommen wir an die Thore, an das arabische, Almodòvar, das christliche von Osario. Nun an das der „Brücke", welches nach Plänen des berühmten Architekten Herrera gebaut ist, und noch vier jonische Säulen hat, die merkwürdigerweise zur Hälfte, aber seitwärts, rechts oder links, cannelirt erscheinen, während die restlichen Theile, cyklopisch aufeinandergethürmt, glatt behauen sind und riesiges Gebälk und einen Mittelbogen tragen. Aber Alle glänzen sie in einem Goldgelb und Goldbraun, wie es nur die einsamen Tempel von Pästum in der Nähe Salernos aufzuweisen haben! — Und dieses Thor führt zu einer staubigen, mit allerlei Fußgängern, Reitern, Soldaten, Maulthiertreibern, Melonenverkäuferinnen bevölkerten Brücke über den unsäglich traurigen Guadalquivir. Der fließt langsam und geräuschlos darunter fort, zwischen zerborstenen Maurenbrücken, an verlassenen Maurenmühlen vorbei, ein Bild grenzenlosen Jammers. An seinen Ufern erheben sich gespaltene Steinwände, an diese sind kleine Häuschen geklebt, und darin lebt ein armes, elendes, bettelndes Volk. Weiter hinaus hat man den Strom zu reguliren versucht, ihn mit Quadern eingefaßt und ihm eine Strecke weit wirklich ein civilisirtes Ansehen gegeben; aber, als ob in der Sonnenhitze die Arbeit eingestellt, die Arme erschlafft, oder als ob die Kasse nun erschöpft, — so bricht das Menschenwerk wieder ab, und das mühsam Errungene wird neuem Ver-

fall anheim gegeben. Es ist, als läge ein Fluch über dieser Landschaft, als dürfe an das alte Geschichtliche oder Sagenhafte nicht gerührt werden, oder als ob Penelope ihren zur Nachtzeit gewobenen Steinschleier in den Sommermonden wieder auftrenne, zerbröckeln ließe. Wir gehen nicht an's jenseitige Thor der Brücke — wer weiß, ob wir in Staub und Hitze überhaupt jemals den drüben grüßenden Thurm und Brückenkopf erreichten? Wir gehen durch's alte Thor, das eine Soldatenwachtstube zu sein scheint, zurück, nach einem weiten Platz und treffen zunächst auf ein Wirthshaus, la posada del Sol. Zigeuner, Eselstreiber, — allerlei fahrendes Volk — lagern auf dem Steinpflaster des kühlen, schattigen Fleckens, und wohl oder übel, laben auch wir die verschmachtende, vertrocknete Kehle mit einem Trunke Agua und Agua ardiente, einem Getränke von absynthähnlicher Farbe, das gar nicht schlecht mundet.

Und ein Haus weiter, gleicher Erde, hinter grüner Jalousie, hinter einer weit heraushängenden Binsenmatte — ein liebliches Bild! Am offenen Fenster sitzt ein jugendliches, entzückendes Weib und hält einen nackten Säugling an der halboffenen Brust, der, wie auf dem Bilde von Moralès el Divino in der Galerie zu Madrid, sein kleines Händchen verlangend zwischen die Falten des schneeweißen Hemdes gesteckt und in seligem Verachten einer noch ungekannten Welt, sich den ersten Rausch antrinkt. Ueber diese Gruppe gebeugt, die Hand wie segnend auf dem glänzenden Rabenhaar der jungen Mutter, in dem eine rothe Nelke glüht, blüht und duftet, ein schöner Mann mit kohlschwarzem Barte, der ihm bis auf die Brust herabhängt. Verzückt blickt er auf die Seinen hernieder

und sieht uns nicht, und wir schleichen, eine Thräne der Rührung im abgehärteten Auge, vorbei; wir schlagen die Lider nieder, und murmeln: Friede sei mit Euch, Ihr unbekannten Theuren, Lieben! Segen und Glück fließe auf Euch herab, und Euer Gott gebe Euch seinen Frieden und seine Herrlichkeit. Denn wo ein Mann, ein Weib, ein Kind zusammen vereint sind, da ist die einzige, wahre, herrliche Dreifaltigkeit; wo ein Kind an Mutterbrust vom Vater wie ein süßes Wunder bestaunt wird, da ist Joseph, Maria und Jesus!

Aber was ist dieser Platz vor der Posada del Sol? Und was steht dort ehrfurchtgebietend in der Mitte? Ist es ein Alcazar mit der riesigen Festungsmauer, deren gezinnte Kragen in dem reinen Blau wie mit dem Lineal gezogen sich abheben? Was sind diese Säulchen, Arcaden maurischen Stempels, diese gemalten Heiligen christlichen Zeichens? Ist es ein Palast Karls V.? Ein Wohnort irgend eines Abd-ur-Rhaman's? In einer Umgebung, die fürchterlich einsam, furchtbar, ehrfurchtgebietend, erhaben schön ist? Denn hier von der hohen Mauer siehst du in's eben verlassene Flußgebiet, von einem kleinen Square aus, dessen Mittelpunkt ein barockes Monument, el Triunfo, ist. Eine Säule auf einer Granitmasse mit Palmen, Elephanten, Negern, Rhinocerossen aus Granit. Auf dem Säulenknauf steht der Erzengel Raphael, der Schutzheilige Cordovas. — Jenseits ein fünffach getheilter Riesenthurm, dessen grünpatinirte Glocken sich jetzt sichtbarlich bewegen und ein melodisches Geläute weit über Stadt und Fluß ertönen lassen, vor unsern erstaunten Augen mit ehernen Zungen von vergangener und ewiger Herrlichkeit redend. Und vor diesem Thurm ein Orangenwald von nie gesehener

Höhe, in zwei abgetheilten Höfen wachsend, in denen drei Brunnen plätschern. Die Orangenbäume tragen goldene Früchte im mattgrünen Laub. — Weit darüber ragt eine einsame Palme. Sie hält hoch oben einen Strauß grüner Datteln mit rothen Blüthen in die blaue Luft. Seitwärts steht ein einsamer, uralter, knorriger, geborstener Olivenbaum mit graugrünem Blattwerk. Nirgends eine Seele. Kein Bettler. Kein Laut, als das Gehall der sich bewegenden Glocken. Ist es möglich, daß es einen solchen Ort gibt? Ist das ein Märchen, oder erlebe ich's wirklich; träume ich nicht, bin ich nicht gestorben und im Paradiese der Ruhe, des Friedens? — Und ich kehre zum Mittelgebäude zurück, betrachte den Stein, ich sehe neunzehn vermauerte, nun überwölbte Pforten, ich sehe Bogen über Bogen, Mosaiken, blaue und rothe Azulejo-Platten, Thore von Cedern- und Aloë-Holz, ein Riesenthor von Kupfer, grünlich von der Hand der Zeit bemalt, das aus lauter kleinen, gegeneinander gestellten Lozenges-Platten, die mit Eisennägeln auf den Metallgrund geschlagen sind, besteht und den Eindruck einer Filigranarbeit versunkener Riesengeschlechter macht. Ich sehe einen Bau, der aus dem Platze hervorragt, wie eine Anzahl von Schiffen verschiedener Größe mit tausend Masten aus einem Dock. Ich sehe Spitzengewebe von Stein und wieder glatte Partien, die so dick sein müssen, daß sie einem neuen Krupp'schen Riesengeschoß wiederstehen.

O, lieber Leser, wie muß ich beklagen, daß ich nur des Auges wildes Nacheinander und Nebeneinander folgen kann mit der suchenden, nachmalenden Feder. Daß ich wiederum kein Maler, kein Photograph zum Mindesten bin. Wie kann

ich dir ein Bild geben, wenn ich die Sprache, den ungefügesten Stoff behandeln muß und nicht in Thon, in Wachs, in Marmor vor dir formen kann. Und doch ist dies Alles noch Nichts. Denn wisse — dies ist die Moschee von Cordova. Ruhe dich noch einen Augenblick hier mit mir im Patio de las Naranjas, im süßduftenden Orangenhof, aus, laß uns geistig hier in diesen heiligen Quellen baden, wie die alten Mauren es in der That hier mit ihren Händen und Füßen gehalten; laß uns alles Unreine, Unheilige abthun, ehe wir durch eines der Thore schreiten, in's Tempelinnere! Laß uns durch die Puerta del Perdon, die Thüre der Verzeihung, schreiten, denn wir haben uns viel vorzuwerfen und tragen viel Irdisches an uns! Wir wollen ganz rein vor den Altar treten, sei er nun wem immer geweiht! —

Und wir treten ein. O, des Erstaunens. Ist das ein fossiler Palmenwald? — Sind alle Tempelsäulen, die einst in Rom, Griechenland und im afrikanischen Karthago gestanden, auf einer Völkerwanderung begriffen? Ich befinde mich in einem riesigen Viereck. Wohin ich blicke in diesem mystischen Dunkel, sehe ich langgestreckte Gänge, von Säulen gebildet, Säulen von allen Farben und aus jedem Gestein, Granit, Marmor, Onyx, Jaspis, Porphyr; glatte, gedrehte, cannelirte Säulen. Rechts, links, vor mir, hinter mir Säulenwege wie von Pappeln umrahmt, aber Wege, die sich kreuzen, sich schneiden, so daß man überall wie auf einem riesigen Eisenbahnnetz zu stehen scheint, dessen je zwei Linien parallel, dahin, dorthin, aber immer perspektivisch sich verkürzend, auslaufen. Es scheint eine Pflanzung von Olivenbäumen, wie sie auf der Straße von Toledo nach Cordova, in den Hainen von Men-

zibar, quadratisch zusammengestellt werden. Das sind die Stämme; wie ist nun aber das Laub? Jede Säule hat ein anderes Capitäl, jedes Capitäl trägt einen Pfeiler, der zugleich der Theil eines hufeisenförmigen Bogens ist, wie Bogen wieder von jeder Säule ihren Auslauf zur nächsten Säule nehmen. Diese Bogen bestehen aus abwechselnd rothen und weißen Streifen. Ueber ihnen ragt nochmals dieselbe Ordnung von Pfeilern und Bogen auf, den Bau so bis an ein hohes und geheimnißvolles Gewölbe hinanhebend. Es bedarf einiger Zeit, bis die Seele sich von ihrem Erstaunen erholt, und das Auge das Niegesehene in das Schatzkästlein der Erinnerung eingeordnet hat. Ist dies einmal geschehen, so athmen wir leichter und wandern wie befreit in diesem Labyrinth umher, das uns nun zu eigen ist. Aber das Erstaunen hört nicht auf. Jeder Schritt eröffnet ein neues Wunder der Optik. Die Kleeblattbogen mit ihren weißen und rothen Längsstreifen stellen sich bei einer neuen perspektivischen Aufnahme seitens des besten Photographen, unseres Auges, zu einem neuen Bilde zusammen: nun erscheint diese Säulenreihe überwölbt wie von einem gestreiften Ballon, einer Kuppel! — Diese Reihe hat am Ende einen Altar, mit einer glühenden Ampel: jene läßt an ihrem Ausgange einen riesenhaften St. Christophorus, mit dem Jesuskindlein erblicken!

Allmählich werden wir vertrauter. Wie das Auge an das Neuaufgenommene und an das hier herrschende Halbdunkel, so gewöhnt sich unser Geist an die Vorstellung, daß wir uns in einem Weltwunder, einem unerreichten Baudenkmale befinden; wir forschen in unsern Erinnerungen, sehen es vor unserem rückdenkenden Geiste auf den Trümmern einer

christlichen Kirche — St. Georg — erstehen. Wir träumen mit den Traum jenes Herrschers aus dem Stamm der Omaijaden, jenes Herrschers über ein Volk, dem Europa die Chemie, die Algebra, die Dattelpalme verdankt. Nach jenem Traume berief er, wie Pharao dereinst, seine Rathgeber zu sich, und das Endergebniß ihrer weisen Sitzungen war der Ausspruch: „Errichten wir Allah einen Tempel, welcher einen Schatten werfe auf alles Frühere und mit dem sich nur messen könne jenes Heiligthum, so da stehet in Jerusalem! Die Caaba des Westens erhebe sich auf einem zerstörten Giaurentempel und die Sonne des Islams verdunkele das Kreuz!"

Und so begann der Bau. — Abdur-Rhaman arbeitete täglich eine Stunde selbst daran. Von 770 bis 796 entstand die Moschee, die Meschita, die einst von den flüchtenden Arabern vermauert und erst 1815 durch einen Zufall wieder entdeckt werden sollte. Und nun beginnt unsere Phantasie zu wirken, und wir sehen wieder, was da war, nicht, was da ist! Offen standen alle Eingänge, die nun der christliche Glaube, der dem Islam so manches Thor verrammelt, vermauerte und schloß, unendliche Finsterniß in das einst lichterfüllte Heiligthum ausgießend. Diese schändlich verkalkten Wände waren versteinerte Spitzenschleier, diese vertünchten Wölbungen starrten von Stalaktiten oder prangten in den buntesten Farben, und die Plafonds waren eitel Cedernholz vom Libanon oder von kostbaren Aloëbäumen. Der kalte Steinboden, auf dem unsere Schritte verhallen, war einst eine farbenbunte Mosaik, wie dort noch ein Stück davon zeugt, und durch alle diese Gänge, die so finster sind, strahlte das Licht einer, wenn auch fanatischen, doch herrlichen und lebensfähigen Religion.

Aus dem Cedern- und feinsten Tannenholz haben die neuen Schacherer Guitarren, Violinen und Cellos gemacht; die roth-weißen Bogen haben sie überkalkt und in die oberen Bogenstellungen Glasfenster geklebt, um ein paar Priesterwohnungen, ein paar Zellen und Stübchen zu erobern. — Ich muß zurückdenken, um mich nicht zu ärgern. — Einst flammten hier 7425 Lampen, mit Oel und Wachs getränkt, und ihre Speisung, beim Gebet, Alatema, bedurfte 24,000 Pfd. des feinsten Oeles. — Inzwischen, während ich in Gedanken versunken die tausend stets wiederkehrenden Arabesken einer Maurenwand betrachtete, hatte der Interprète einen Meßner herbeigeholt. Dieser erschloß uns ein Eisengitter, und wir standen — im Mihrab, dem Allerheiligsten.

Ein neues, anderes Wunder. Strebt die ganze Moschee mit ihrer Säulenwildniß in's Weite, Ungeheuere, so ist hier auf kleinstem Raum höchste Pracht und Herrlichkeit aufgehäuft. Der Mihrab ist eine kleine Kapelle, von einer octogonen Kuppel überdacht, welcher eine monolithe Meermuschel aus Marmor als Plafond dient. Es ist unmöglich, den Mihrab zu beschreiben. Zunächst zündet der Meßner einen Wachsstock an, beleuchtet die im Dunkel liegenden Wände. Sofort glitzert es auf, als ob tausend Leuchtkäferchen aneinandergereiht wären. Das ist bunteste Mosaik; ein Kaleidoscop von Farben, Arabesken, Goldstückchen, Silberblättchen, zwischen denen sich Koransprüche wie ebenso viele unverstandene Hieroglyphen schlängeln. Die Ornamente beschreiben, hieße einen neuen Owen-Jones herausgeben. Die Kapelle aber, in der wir stehen, kann ich in ihrer Grazie, Anmuth, Schlankheit nur mit einer über und über geschmückten Bajadere und Odaliske ver-

gleichen. Oben die Muschel (media naranja, halbe Orange); wie mit der Laubsäge ausgeschnittene Fenster, von feinen Säulchen, wie die Beine einer Giraffe, durchschnitten, Kleebattböglein, Sternenstraßen, Coranverse aus vergoldetem Glas, eine Fèerie du Châtelet in Gyps, Marmor und gemalten Fensterscheiben. Das sind Linien, wie sie kein Vitruv, kein Michel-Angelo, kein Sansovino mehr findet, das ist eine Kunst, nach der es keine Blüthe, nur Nachäffung und Verfall gibt.

Was ist dieser Mihrab; der Mittelpunkt der Maksura, zu der drei Prachtthore leiten, so daß der Strom der Gläubigen des westlichen Meccas im zehnten Jahrhundert uneingedämmt herbeifluthen konnte. Goldketten ließen Tausende von silbernen Ampeln herab; die nun christliche Nacht war mohammedanischer Tag. Im achteckigen, von erst zwei, dann vier herrlichen Säulen getragenen Mihrab befand sich eine Kanzel aus Sandel, Elfenbein und Cedernholz, von unermessenem Werthe. Darauf lag der Koran Othman's, den zwei Männer heben mußten. Durch den Bogen des Mihrab wand sich dereinst eine buntfarbige beturbante Menge, und mit unsäglichem Erstaunen nahm ich wahr, daß der Marmorboden um das Octogon vertieft ist, Rinnen hat — und das rührt von den Knieen der Hunderttausend her, die damals murmelten: Allah il Allah — es ist kein Gott außer Gott! — O Eitelkeit der Welt! Wie verödet, lautlos, leer liegt jetzt diese allerheiligste Stätte!

Doch hören wir auf, zu beschreiben. Auf derselben standen einst Friedrich von Schack, Theophile Gautier, Edgar Quinet, Edmondo de Amicis, Max Nordau u. A.; sie alle haben ihre Federn in untergehendes Sonnengold getaucht und ver-

sucht, ihrer Eindrücke ledig zu werden, und wer will sich vermessen, er habe die Mesquita von Cordova und ihre Wunder geschildert? — Und sind wir denn fertig? So wenig, wie der Geschichtsschreiber mit Abdur-Rhaman und seinem Sohne Hissam am Ende seiner Arbeit ist! Die Christen drangen im Jahre 1236 in dieses Weltdenkmal ein, und es begann ein ungeheures Vergeltungswerk. Christensclaven waren für die Mesquita gewesen, was die Juden für die Pyramiden der Pharaonen. Nun wurden Maurensclaven für die — Kathedrale, was die Christen für die Moschee waren — Zwangsarbeiter! Die mittleren Säulengänge und Hufeisenbogen wurden mit vandalischer Art niedergeschlagen, und der Bischof Alfonso Manrique erbaute im Jahre 1523 mitten in die magischen Alleen — eine große, reiche, überladene Kirche — ein Herostrat ohne Feuer! —

Man denke: die Maurenmoschee hatte 1400 Säulen, die neunzehn Lang- und dreiunddreißig Querschiffe bildeten. Man schloß die neunzehn Oeffnungen, die auf den Orangenhof gingen. Man vergothisirte ein Thor und nannte es La Puerta de las Palmas. In der Mitte der Moschee errichtete man eine christliche Kirche, mit einem Chor, einer Capilla mayor, einem Trascoro. 195 Fuß mißt sie von Letzterem bis zum Hauptaltar. Ein Transept trennt den Chor von der Kapelle, ist 128 Fuß lang und gibt dem Eindringling die Gestalt eines lateinischen Kreuzes.

Um diesen Raum zu gewinnen, mußten 63 Säulen hinausgeworfen werden. Gold, Schnitzarbeit, Elfenbein, getriebenes Gitterwerk wurde nicht gespart, und es steht nun ein Werk flammender, überladener Gothik und im estilo pla-

teresco da. Als das Capitel 1523 diesen Bau beschloß, kam ganz Cordova in Aufregung. Sacrilegium! so schrie Alles. Die Municipalität that Einspruch, wandte sich an Karl V. und erließ eine Art Bannfluch gegen jeden Arbeiter, Maurer, Zimmerer, der einen Stein, einen Balken der Mesquita wegtragen, einen hinzufügen werde. Ja, der Tod sollte darauf stehen. Denn was man auch immer Neues schaffen würde, an Schönheit und Pracht könne es das Bestehende nimmer übertreffen. Aber der kaiserliche Spruch gab dem Cordovesischen Ajuntamiento (Stadthaus) Unrecht.

Das Zerstörungswerk begann. Und als Kaiser Karl V. nach drei Jahren wieder in der Mesquita Abdur-Rhaman's stand, da erschrak er und sah ein, daß ein Unrecht den Mauren zugefügt worden war, wie es unerhört in Vergangenheit und Zukunft. Und er sprach zu den Priestern: „Hätte ich gewußt, was Ihr machen wollt, Ihr hättet es nimmerdar gethan. Denn was Ihr gebaut, das steht schon an hundert Orten, was Ihr aber zerstört, das war einzig in seiner Art und nirgends mehr auf Erden!" — Und so war es auch. —

Orgelton erscholl nun vom Parasitenbau, Meßknaben kamen, Weihrauchkessel schwingend, aus dem Chor und schritten zwischen dem Eisengitter zum Hochaltar, gefolgt von Priestern in weißen, schwarzen und rothen Talaren. Vor riesigen symbolischen Thiergestalten — die Evangelisten bedeutend — lagen schöne Frauen und weinten, beteten inbrünstig. Und ein Klagegesang hallte durch die Kirche vom Trascoro, durch die Säulengänge, und eine heilige Stimmung kam über mich. Ich gedachte der Thorheit, des Glanzes der Jahrhunderte, ich dachte an die Heimath, an ferne Lieben, an mein eigenes unfertiges Geschick und

vielleicht sandte ich ein heißes, vertrauensvolles Gebet zu einem unbekannten, unbegreiflichen Schöpfer auf, er möge mich vollenden zu einem herrlichen und guten Menschen; Thränen traten mir in die Augen — da entstand ein Gemurmel um mich. Man sah mich an, Priester winkten mir, einer trat erzürnt auf mich zu und deutete gebieterisch mit dem Finger zur Erde! Knieen sollte ich, wo Alles kniete, hinfallen in den Staub. Vor was, vor wem? Vor den Vandalen, die ein Weltwunder zerstört? Vor den Fanatikern, die eine Religion mit der anderen vertrieben. Nein — ich kniee nicht in Euren Tempeln. — Ich ging. — Gestört in meiner Andacht, mit der ich soeben vor meinem unverletzbaren Gotte im Geiste geknieet und mich gedemüthigt hatte. Und doch that es mir nun leid. Ich hätte mitknieen und mich nicht aus meiner Stimmung reißen lassen sollen. —

Unter den tausend Säulen war Ruhe und Friede. Ueber mir wölbten sich die Bogen, weiß und roth gestreift, und wie sie sich jetzt zusammenstellten, ward mir's klar! — Nicht die Idee der Ewigkeit und Unendlichkeit, nicht den Palmenwald und das Bananendickicht wollte der Araber mit seinen Säulen und Bogen darstellen. Ich war unter einem Zelt, oder vielmehr in einem Zeltlager. Das sind die Gassen eines Beduinenlagers in der Wüste bei einer Oase, dem Orangenhofe. In die offenen Wege dringt das Sonnenlicht, unter der weißen und rothen Leinwand ist's schattig und kühl. Hier träumt sich's gut im sanften Arm der Frauen, hier gedenkt sich's schön der Paradiese Allah's.

Trunken, wie aus einem Weinkeller kommend, verließ ich die Kathedrale. Und man sollte meinen, mit diesem unver-

geßlichen Vormittage sei die Genußfähigkeit erschöpft worden. Aber nein, jeder Schritt brachte ein neues Wunder und jedes neue Wunder Staunen und Behagen.

Wieder irrten wir in den Gassen umher und konnten das Leben in den Häusern, an den Fenstern, in den Patio's beobachten, ohne uns daran satt zu sehen. Hier steht eine Cordoveserin, hoch aufgeschürzt, im Patio und besorgt die Wäsche, da fegt ein schlankes, liebliches Mädchen den schon glatten Marmorestrich und findet dabei Zeit, über die schmale Straße hinüber mit einer gazellenhaften Erscheinung zu plaudern, die müßig auf dem Balkon, und halb von der Persiane gedeckt, auf uns herunterlächelt. Auch der Interprète läßt uns keine Ruhe. Wir müssen die Compania, die Kirche der Jesuiten, das Marmorportal des bischöflichen Palais in der Straße Torisos betrachten. Und da wir schließlich fragen, wo denn Handel und Wandel in Cordova seien, führt er uns durch ein Seitengäßchen in eine ganz neue Gegend. Wir hätten dem gordischen Knoten kaum eine solche Erweiterung zugetraut; hier ist ein Marktplatz, eine breite Straße de la Feria mit allerlei Läden, farbige Leinwandsegel sind von Haus zu Haus gespannt, und so wandeln wir in der Sonnengluth wiederum unter schattigen, kühlen Zelten. Hier biegt's links ein, fällt etwas hinab und — wir stehen auf einem riesigen, viereckigen Platze, der Corredera, die so groß ist, wie der Schwarzenbergplatz in Wien. Sie ist ganz eingeschlossen von gleichmäßigen Häuserfaçaden, die auf 59 Arcaden ruhen und mit ihren drei Stockwerken, Hunderten von Fenstern mit Balkonen, einen malerischen Anblick bieten. Hier wurden einst Stiergefechte und Ritterturniere abgehalten. Nun hausen in den Arcaden, wie in denen

des Amphitheaters zu Verona und im Theater des Marcellus zu Rom, Händler aller Art. Messer, Riemen, Maulesel- und Pferdegeschirre, Branntwein werden feilgeboten und in der Mitte der Corredera thürmen nette Händlerinnen Thonwaaren, Weinkrüge in Schlauchform, poröse Kannen und allerlei lasirte Gefäße auf.

Dann gingen wir in den Circulo de la Amistad. Das ist ein großer Club. Er hat zwei herrliche Patios, in denen Palmen- und Bananenwälder stehen. Er hat eine Küche, die auf Feinschmeckerei der Clubmitglieder schließen läßt; Spielzimmer von unglaublicher Ausdehnung und Bequemlichkeit; Dominotische in staunenswerther Anzahl; Roulettetische, denn dieses Hazardspiel ist in Spanien nicht verboten, und einen Tanzsaal, von einer Größe, wie ihn Wien nicht hat. Und Cordova hat nur 40,000 Einwohner. Ein Teppich aus einem Stück bedeckte den Boden. An den Wänden hängen zehn Spiegel, deren jeder aus Philadelphia kommt und dort 15,000 Frcs. gekostet haben soll. — Ich setzte mich einen Augenblick auf einen der gelben damastenen Sessel, schloß die Augen und — augenblicklich eröffnete sich mir die bunteste Polonaise, der Quadrillen, Walzer, Fandangos und Maurentänze folgten. Castagnetten, Tambourins, Guzlas erklangen, und alle die wunderherrlichen Cordoveserinnen, die ich heute zwischen Gitter und Riesenmatten auf uns niederblicken gesehen, schlangen anmuthige Reigen vor mir, neigten sich mir, forderten mich zum Tanz auf, und das dauerte so lange, bis — mir der Freund erzählte, daß ich eine halbe Stunde geschlafen habe! Nun bestiegen wir den Thurm des Circulo de la Amistad, der mitten in der Stadt liegt und einen unbeschreib-

lichen Weitblick auf die Sierra Morena, die Guadalquivirebene, das ferne, hohe Maurenschloß von Almodovar und einen Einblick in das Straßennetz des unter uns in der Sonne brütenden, weißen Cordovas gestattet.

Auf dem Heimwege zum Hotel sehen wir in jedem Patio neue Merkwürdigkeiten. In einem wurde unter einem Leinwanddach bei Vogelsang und Schwalbenflug die „Imprensa de la Actividad“ besorgt. Die Drucker sangen zu ihrer Arbeit ein maurisches, eintöniges Lied. — Und dann kamen wir in das Viertel der Schuster. An allen Fenstern saßen unvergleichlich schöne Mädchen, hielten in den schmalen saubern Fingern kleine weiße Stiefelchen aus Corduanleder, daran sie emsig herumstachen und nestelten. Viele Blicke lächelten uns zu, aber an einem Laden standen zwei Paare so netter fertiger Kinderstiefelchen, daß wir uns eines Neffens und eines Nichtchens erinnerten, die uns die ferne liebe Heimath aufbewahrt für ein frohes Wiedersehen. Und hinter den beiden Stiefelpärchen lachten vier Mädchenaugen. Zwei gehörten zu einem Köpfchen mit rothem Haar, zwei zu einem Schelmenantlitz mit pechschwarzem Geflechte. Die Mäulchen zu diesen jeweiligen Aeuglein lachten, und so traten wir ein und kauften von Amalia, der rothen, und Emilia, der schwarzen, die weißen Corduanstiefelchen. Hinten im Stübchen sah man durch die Ladenthür fünf andere Arbeiterinnen. Nehmt mir's nicht übel, liebe Wienerinnen und ihr Mädchen aller Länder, die ich schon durchwanderte: Einen solchen Anblick habe ich noch nicht gehabt! Alle fünf hatten kleine Murilloköpfchen, Profile von einer entzückenden Reinheit. Ihr Haar war schwarz, linksgescheitelt und einfach um den rundlichen Kopf

gewunden; auf der Stirne in Ringen geklebt; alle trugen eine Blume im Haar und an dem zartverhüllten Busen. Sie hatten kleine Hände, schmale Taillen, und winzige Füßchen standen auf kleinen Tabouretchen. Dann kam der Papa Schuster, ein grauer Mann, der uns bedachtsam winkte und aus einem geheimen Schubfach altarabische Münzen, Uhrketten aus kleinen Maurendenaren holte. Wir kauften Einiges und durften mit Emilia, Amalia und den fünf Schönen plaudern. Es war das tollste Gelächter, was Menschenohren gehört, und wir wissen heute noch nicht, ob das Lachen unserem Spanisch galt, oder den Zweck hatte, blendend weiße Zähne, feine Grübchen zu zeigen und Stimmen wie Silberglocken ertönen zu lassen. — Ach, daß wir scheiden mußten! —

Am anderen Morgen fuhren wir im Morgengrauen durch die Oleanderhecken und Palmengärten Cordovas gen Sevilla. — Aber nach acht Tagen war auch Sevilla genossen. Wir mußten nochmals durch die Stadt der Mesquita und haben Amalia, die Rothe, Emilia, die Schwarze, und die fünf süßesten aller Teufelinnen wiedergesehen. Und dann hieß es, Adéos, Cordova, Hörselberg der Schönheit, Venusgrotte am Guadalquivir, Oasis der Erinnerung. Leb' wohl, und möge die Sonne des Glückes niederleuchten in jeden deiner unsäglich schönen, traumseligen, weltverlorenen Patios! Cordova — leb' wohl!

Toledo.

Von Sevilla, der unvergeßlichen Stadt, brachen wir am 5. Oktober um 10 Uhr früh auf und erreichten um 2 Uhr das schon einmal besuchte Cordova. Der Keilschriftprofessor vom Collége de france, Dr. Julius Oppert, und Gemahlin, waren angenehme Reisegenossen. Unterwegs stieg eine ziemlich umfangreiche, aber wunderbar schöne Gaditanerin mit ihrem Gatten ein. Sie erzählten uns von dem Sturme, der sich in Cadix erhoben, der uns die letzte Nacht in Sevilla zur schlaflosen gemacht, der jetzt über die neulich so sonnige Guadalquivir-Ebene so trüb und feucht schnob und eine gespenstische Heerde Wolken über sie gegen das Felshaupt von Almodovar trieb.

Unser Spanisch veranlaßte die Schöne von Cadix die weißesten Zähne der Welt zu zeigen. Sie wies sie uns aber nur, um zu lächeln. Alsbald zog sie die schwedischen Handschuhe aus, besah zunächst ihre, wie von Canova modellirte Hand, an der sieben Brillant- und Perlringe glänzten, und

holte aus der Corduanledertasche ein Huhn und eine Flasche Xeres. Mit der Canovahand zerriß sie das gebratene Flügelthier, bot dem Gatten und uns kleine Stückchen an und nahm die Gelegenheit wahr, uns nun nicht nur den Perlmutterglanz, sondern auch die Schneidigkeit ihrer Zahnreihen bewundern zu lassen. Von dem Xeres nahmen wir dankend ein paar Tropfen — ließen dagegen unseren mitgebrachten Sevillaner Rothen kreisen. —

Die Wirthe Raynaud y Toni begrüßten uns in Cordova als alte Gäste, und die schöne Mutter mit der schönen Tochter an der Wirthstafel schmunzelte uns heftig zu. Nur der Interprète sah traurig drein, als wir uns diesmal allein durch das cordovesische Straßenlabyrinth wanden. In der Moschee ward fortgebetet, und der Weihrauchgeruch war derselbe. Aber statt Sonne lag Wind und Regen in den engen Gäßchen und deren Ansehen war total verändert. Auch die blühenden, duftenden Mädchengestalten schienen verschwunden, wie Schlänglein zur Regenzeit in Moos und Laub gerollt, und wir mußten bald fort, wollten wir uns den ersten Eindruck Cordovas bewahren. Abends im Café auf der Plaza del gran Capitan machten wir noch die Bekanntschaft zweier Nordspanier, die zu Fuß von Bilbao und über die Pyrenäen gekommen. Sie waren entzückt von Toledo und gaben uns die Karte des besten Fremdenführers in der alten Felsenstadt, des Señor Patricio Hernandez, Guia del Hôtel de Lino, Toledo.

Um 3 Uhr mußten wir aufstehen, um 4 Uhr sollte der Zug gehen, um 5 Uhr ging er. Cosas de España! — Durch die Felslandschaft von Belmes sausend, erreichten wir

Almorchon, die große „Junktion" der lusitanisch-hispanischen Linien. Almorzar heißt frühstücken. Heißt Almorchon deshalb so, weil alle Züge dort genügenden Halt machen, um den Reisenden ein ausgiebiges Mahl anzubieten? Oder ist Almorchon ein Name aus der Maurenzeit? Wenigstens liegt nahe an der Station, auf einem nackten Felsen, ein altes Schloß aus Arabertagen. Gar sagenhaft schaute es auf die wohlservirte mesa redonda (table d'hôte) herab. Gerne hätten wir, die Cigarre im Munde, in aller Stille einige Ausgrabungen vorgenommen und, glücklichere Schliemanns, vielleicht den eigenhändigen Kalifen Abdur-Rhaman II. oder IV., wohl gar die noch immer schönen Reste der unsern in der Mancha gelebt habenden Dulcinea von Tobosa aufgedeckt! Aber so gut sollte es uns nicht werden. Nach dem Almorzar um 11 Uhr goß unendlicher Regen herab, die auf die Station herübersehende Sierra lag nicht mehr in Estramadura, Alt- oder Neu-Castilien, sondern in Schottland am Loch Lomond, so nebelig ward die Gegend, so zerflatternd zogen die Wolken über das spärliche Haidekraut der Berglehnen. Und wir mußten von 11 bis 4 Uhr ausharren. Das war der Sturm, den uns der Mann auf dem Kathedrale-Platze in Sevilla angekündigt und dessen Vorboten die Röckchen der Tänzerinnen unter den Oliven von Castillejo gehoben. Die spanischen Kellner waren trostlos. Einer sah stundenlang dem ärmsten aller Affen zu, der draußen im Gärtchen an einer Kette — in einer Hundshütte — gehalten wurde. Pobrecilla! Pobra Mona! Pobra Mona! Armes Thier! Aeffin! so murmelte er vor sich, ohne jedoch das Geschick des verhungernden Affenweibchens zu bessern. Ein anderer Kellner preßte seine ohnehin nicht

sehr stylvolle Nase wider die Fensterscheiben, gegen die der Regen anprasselte, und verstieg sich zu der ganz ernst gemeinten und pessimistisch angehauchten Bemerkung: „Todo lo que cae es agua!“ — „Alles, was da fällt, ist Wasser!“ Er schüttelte über diese nicht wegzuleugnende Thatsache den Kopf. Wein wäre freilich ein besserer Fall gewesen. — Aus Verzweiflung machten wir um 3 Uhr noch eine Mesa redonda mit, stiegen in den Lissaboner Schnellzug und waren früh Morgens um 5 Uhr ohne Unfall wieder in Madrid.

In Madrid entschlossen wir uns am Bahnhof, sofort nach Toledo zu fahren. Es war noch dunkel und Alles wie ausgestorben. Auf wiederholtes Klopfen öffnete uns eine verschlafene, aber nicht erzürnte Magd in reizendem Negligé das Restaurationsthor. Der Wirth, ein liebenswürdiger Franzose, servirte Chokolade, warmes, dampfendes, geröstetes, mit Butter bestrichenes Brod, Eier — Briefpapier, Postmarken und übernahm die Verantwortung für unsere ganze Bagage, so daß wir als echte, sorglose, unbeschwerte Touristen nach Toledo weiterdampften.

Rechts, links, bebautes Land, jetzt Stoppelfeld. Bei Sonnenaufgang unter fliegenden, rothglühenden Wolken zeigt sich das Bild von Madrid, von dieser Seite aus gesehen, weniger einförmig, als sonst.

Auf der flachen Ebene erscheint bald links eine Riesenkirche, mitten in den fernen Horizont hineingestellt. Sie muß so groß sein, wie die Kathedrale von Burgos, wie die von Sevilla.

Der Zugführer steigt ein, sich zu uns setzend und rauchend. Ich frage ihn nach dem scheinbar ganz frei und

einsam stehenden Dom — er weiß dessen Namen nicht. Die nächste Station heißt Pantoja y Almeda. Das eine Dorf liegt rechts, das andere links. Wir fragen wieder. Niemand weiß etwas von der Kirche. Und doch steht sie wie ein Wahrzeichen, „wie aus schwarzem Papier geschnitten und auf Glas geklebt", am nun blauer und blauer werdenden Himmel. „Caballeros al tren!" „Einsteigen!" ruft der geschäftige Conducteur und wir fahren mit Sonnenschein in die Bahnstation Toledo.

Toledo! Da liegst du, roth und golden auf deinem ockergelben Felsen, umsungen, umschäumt, umrauscht von deinem treuen Geliebten, dem Tajo. Zu deinen Füßen liegt die Vega, jene fruchtbare Ebene, die willig ihr Erdreich auf deine Felsmassen tragen läßt, um hoch oben Kastanienzweigen, Olivengrün und Aprikosenlaub Nahrung zu geben, und so über deine Denkmale aus Römertagen, Gothenzeiten und Araberherrschaft Schatten zu breiten.

Was ist vor Allem jenes mächtige, viereckige Gebäude, das deine tausend kleinen weißen Häuschen, die wie flehend zu ihm hinanklettern, zu erdrücken droht?

Aber wir halten. Omnibusse mit Mauleseln, denen das Haar auf der oberen Körperhälfte glatt abrasirt ist, bespannt, wollen uns aufnehmen. Aber ich rufe: „Patricio Hernandez!" und eine Stimme antwortet: „à la disposicion de Usted!" Ist das nicht herrlich? In einem wildfremden Lande, einer todtenstillen Stadt, gleich einen Bekannten zu haben, den man nie gesehen hat, und der einem antwortet! Patricio ist der von den Nordspaniern empfohlene Führer und sofort unser Freund. Er ist jung, bartlos, gewandt und so gütig, unser

Spanisch zu verstehen, ohne sich auf die total mangelhaften Kenntnisse seines Französisch etwas einzubilden. Der Kursus beginnt alsbald! Wir wollen gehen, sehen, nicht fahren. Und welch ein prächtiger Weg. Eine breite Fahrstraße windet sich höhan, überthront, überdacht, überbrückt von allen Wundern der Welt! Das viereckige Haus ist der Alcazar. Diese Ruinen auf den trostlosen Granitbergen heißen San Servando (Schloß S. Cervantes). Nun kommen wir an ein kleines, modernes, zopfiges Thor und stehen auf der Alcántara-Brücke. — Gegenüber wird sie von einem herrlichen, massigen, ehrfurchtgebietenden Thurm abgeschlossen. Er ist sechseckig. Sein Fundament römisch, er selbst aus der Maurenzeit. Man kann sich keinen größeren Gegensatz, als diese zwei Brückenthore denken. Wie Armseligkeit und königliche Würde, Sklaverei und Despotismus — stehen sich die beiden Denkmale so ganz verschiedener Epochen gegenüber. Zwischen beiden die Brücke Puente de Alcántara — arabischen Ursprungs — auf deren weißem Staub jetzt die Sonne blendend liegt. Halbrunde Ausläufer, mit Steinkugeln verziert, schauen rechts und links in den Tajo, von dem Garcilasso de la Vega, der Toledaner Dichter, singt:

El Tajo va siguiendo su jornada.

Und der verfolgte auch noch heute seinen Weg, seinen blinkenden Arm um das Felsenneſt legend und den Toledanerinnen die Sagen ihrer Vorzeit singend.

Der gute Patricio erzählte uns eine von einer barcelonischen Gräfin, die einst hier von den Mauren belagert wurde. Als sie ihnen sagen ließ, es sei nur eine Frau allhier, kein Mann, zogen die ritterlichen Ungläubigen ab.

Die Aussicht auf das Toletum der einstigen Hispania Tarraconensis, auf die Ruinen des Palastes der Galiana, der Gemahlin Karls, des Großen, auf den rauschenden Fluß, von dessen steinigen Ufern sich Gebüsch und Laubgrün, Buchen und Pappeln in die rothbraune Felswüste ringsum eindrängen, ist unsagbar schön, aber traurig, trostlos. — Daran tragen zumeist die Granithöhen Schuld, deren roth- und goldbraun glimmernde Steinmassen, wie von einem Erdbeben durcheinandergemengt, von einem vulkanischen Ausbruch aufgeschleudert, — Ruinen um Ruinen, vom Flussesrand bis zur Berghöh' lagern!

Es ist eine riesenhafte Schlucht, durch welche der Tajo seine Wogen wälzt, und in Hufeisenform zieht sich sein Bett um Toledo. In einem Winkel dieser Schlucht, unterhalb San Servando's zerfallenen Mauern, noch diesseits der Alcántara-Brücke, sahen wir ein kleines, weißes Häuschen liegen. Es glich einem italienischen Albergo; Weinlaub schwang sich um das von zwei schneeigen Pilastern getragene Dach, und an einem weit herausragenden Epheukranze ließ sich erkennen, daß dort etwas „geschenkt" wurde. Es schien eine Oase in der Wüste, so verlockend, als ob dort irgend ein Abenteuer zu bestehen sei, so romantisch, als wäre dort eine Novelle zu erleben. Mein Reisegefährte wollte auch gleich hinüber; aber Patricio machte uns auf die Mesa redonda des Hôtel de Lino aufmerksam, und so gingen wir weiter. Patricio erklärt uns unterwegs: „In San Servando hausten dereinst Tempelritter. Der Untergrund des furchtbaren Alcázars, den Sie überall sehen, ist maurisch. Alfonso X. baute im 13. Jahrhundert ein neues Schloß dahin,

1537 ließ ihm Karl V. von Juan de Toledo seine jetzige Gestalt geben; neuerdings restaurirt — wird es jetzt Kaserne. — „Wie alt ist wohl Toledo?" frug ich. — „Eine Sage," docirte der kundige Patricio, „will, daß es von den Juden erbaut sei. Livius nennt es schon als befestigte Stadt. Einige nennen Hercules seinen Gründer: sicherer ist, daß Augustus es schmücken ließ, und Caligula ihm — das Christenthum schenkte." — „Wie, Caligula?" — „Nun, ich meine, unter seiner Herrschaft kam der neue Glaube nach Toletum! — Die Römer bauten hier auch einen Circus; von seinen Ruinen ist aber nichts mehr zu sehen!" — Wir kamen an einem Stein vorbei, auf dem ich den Namen Wamba entzifferte. — „Wamba," sagte Patricio, „erweiterte Toledo. Der Gothenkönig Wamba war ein Vater des toledanischen Volkes. Er unterwarf die Gallier, eroberte 673 unsere Stadt und starb 687. Unser Dichter, José Zorilla, singt von ihm, er sei durch einen Dolch auf den Thron, durch einen Giftbecher von ihm herabgekommen. Die Araber nahmen Toledo 712 und nannten es Toleitola. — 1085 eroberte es Alfons VI. von Castilien. Seitdem herrschten Erzbischöfe in unsern Mauern. Eine alte Copla singt von Toledo:

„Toledo la realeza,
Alcázar de emperadores,
Donde grandes y menores
Todos viven en franqueza."

(„Toledo, die königliche,
Alcázar der Kaiser!
Daher leben Große und Geringe
In dir in Freiheit.")

Nun beschwur uns Patricio den Schatten des großen

Cid Campeador und des heldenmüthigen Bürgers der Stadt Toledo, Juan de Padilla, welchen Karl V. enthaupten ließ. „Padilla war der Anführer von 2000 Communeros, mit denen er die Empörung der castilianischen Städte, der Communidades, gegen den Kaiser unterstützte, als ihm die Santa Junta den Oberbefehl antrug, obwohl er selbst den Rang eines kaiserlichen Feldhauptmanns bekleidete. Er verlor 1521 die Schlacht bei Villalar und besiegelte somit sein und Castiliens Geschick. Die Muse der Dichtkunst hat ihm viele Denkmale gesetzt. Madrid tödtete Toledo. Madrid ward Hauptstadt. Toledo, einst 300,000 Bürger umschließend, ward Ruine und zählt heute 18—20,000 Einwohner. Alltäglich rollt ein Stein seines früheren Ruhmesmals in den Tajo und wer weiß, ob man nicht noch —"

„Seien Sie nicht so traurig, Patricio," sagte ich, „Toledo ist sehr schön und lange nicht so absurd enge und ausgestorben, wie es Edmondo de Amicis in seiner „Spagna" machen will. Gewiß, diese Gäßchen sind arabisch schmal, winkelig, aber lauschig, schattig; diese Plätze sind arabisch unregelmäßig, aber originell, und Euer Zocôdover, den Ihr jetzt Plaza de la Constitution nennt, gefällt mir besser, als der Roßmarkt, der Schwarzenbergplatz und der — Gänsemarkt!" Patricio drückte mit spanischer Heftigkeit sein Bedauern aus, nicht gleich mir den Vergleich ziehen und mein günstiges Urtheil unterschreiben zu können. — Der Zocódover ist ein ganz hübscher Platz, rings mit den denkbar originellsten Häusern und Arcaden umgeben. Er hat sogar ein paar Bäume. Des Abends ist er der beliebteste Spaziergang, und Patricio versicherte mir, daß die meisten Ehen durch ein paar zündende Blicke auf dem

Zocódover geschlossen werden. Wir waren nun schon an einem ganzen Museum vorbeigekommen, Säulen, Gewölbe, Spitzböglein, Hufeisenbögen, schwere Thore mit Maurenköpfen als Klopfer, mit Eisennägeln von der Größe eines Taubeneies beschlagen, sonderbare Gitter an Altanen und Fenstern, süße Mädchenengel und zahnlose Fischweiber, schreiende Aguadores und Maulthiertreiber hatten wir gesehen, und wenn andere Reisende Toledo mit der Gräberstadt Pompeji verglichen, so fühlten wir uns wahrlich angeheimelt und hätten Monate hier sitzen, studiren, erleben, lernen mögen. Man sagt: „Grattez le Russe — vous trouverez le Barbare, le Tartare.“ Ich möchte sagen: „Grattez Tolède, vous trouverez l'art.“ Denn es gibt kaum eine Wand, die, abgetüncht, nicht Reste einer früheren Kunstepoche bloslegen könnte. Die Jahrhunderte haben ihre Patina über die noch sichtbaren Werke schönerer Zeiten gelegt, aber unter Schutt, Moder, Staub und Asche auch manches unschätzbare Denkmal begraben. Es ist, als ob die Arabesken, Mäander, das skulpturirte Laubwerk, die Wappenthiere, die ciselirten Zierköpfe aus allen Ecken und Enden hervorlugen wollten und nicht dürften und nicht könnten! Und soll man lachen oder sich ärgern, wenn man plötzlich auf einem echten Araberthurm die Tatzen des Agenten der Singer'schen Nähmaschinenfabrik, das große S und das fußarbeitende Nähmamsellchen erblickt. O Blasphemie!

Aus einem Winkel des Zocódover führt ein schmales Gäßchen nach dem Hôtel de Lino. Man kommt an dem Spital Santa Cruz vorbei, dessen überreich geschmückte Facade aus porösem Material an das Prachtportal der Kathedrale

zu Belem in Lissabon erinnert. Es ist eine ganze Kirchengeschichte aus Stein. Im herrlichen Klosterhof, der aus zwei Bogen- und Säulen-Etagen geformt, befindet sich eine Treppe, ein Muster der Verschmelzung mozarabischen und plateresken Styls. — In diesem Klosterhof sitzen und den Don Quixote lesen — das muß ein herrlicher Genuß sein. Links im Gäßchen, gerade vor dem Hôtel de Lino, auf dessen Eierpflaster der mit uns zugleich einrollende Omnibus einen betäubenden Lärm macht, steht das Haus, in welchem Cervantes seine „Illustra Fregona“ geschrieben. Eine Marmorplatte, am 23. April 1872 angebracht, vermeldet dies. Man kann den berühmten Michel de Saavedra um dieses Buen Retiro kaum beneiden. Es ist jetzt ein sehr schmutziges, nicht gerade wohlriechendes Häuslein, in dessen Hof die Gänse schnattern, und ein gräßlicher Harfner verstimmte Saiten zupft. Aus der „Posada“, der Branntweinschenke im selben Hof, tönten wüste Stimmen, und ein Duft von Agua Ardiente strömte ihnen nach. Wie mag es zur Lebenszeit Cervantes', 1547—1616, hier ausgesehen haben?

Das Hôtel de Lino ist auch kein Tusculum, in dem man ungestört seinen Don Quixote schreiben könnte. Es ist Alles so eng und klein, daß ein Gast die — Gedanken seines Nachbarn im Nebenzimmer hören müßte. Als ich das Fenster eines Schlafgemachs öffnete, um frische Luft einzulassen, stieß ich, ohne Uebertreibung, mit dem einen Fensterflügel beinahe den Schädel eines alten Weibes ein, das aus dem gegenüberliegenden Hause auf die Straße sah. — Der Speisesaal ist völlig mit Photographien aus dem Atelier „de Aguacil“ beklebt und weist alle Monumente Spaniens auf. Die Mesa

redonda war wieder, wie aller Orten, von der Kultur beleckt. Omelette, Fische, Braten, Geflügel, Käse, Melonen, Trauben, Rothwein — alles zusammen für 14 Reales, d. i. Frcs. 3,50.

Für die nationalökonomischen Verhältnisse Hispaniens ist folgende Thatsache bezeichnend: Wir aßen mit Messern, welche die Inschrift „Toledo" führten, etwa wie auf englischem Stahl „Sheffield" zu lesen. Die Messer werden in Solingen gemacht! — Zwanzig Minuten vom Hôtel liegt die berühmte Toledanische „Artilleria"; dort fabrizirt man die Muster jener Instrumente, welche Deutschland billiger an die Wirthstafeln Toledo's liefert. — Wir erfuhren dies aus dem Munde eines Sevillaner Quincailleristen, von welchem wir beide Messersorten erstanden. Es ist wahr, die Toledanerklinge hat einen ganz anderen Klang, und wer beide Noten einmal nacheinander ertönen hörte, der kann nicht mehr betrogen werden. Noch ein interessantes Streiflicht auf Spaniens Industrie: Zwischen den Kirchen de los Reyjes und Sa. Maria la Blanca liegt ein kleines Gewölbe, eine Filiale der unten hämmernden Waffenfabrik. — Wir kauften da prächtige Stilette, Dolche, Fleurette, Messer, Scheeren; Alles ist eingelegt, ciselirt, guillochirt, mit Elfenbein und Gold verziert. Dort gibt's auch jene unvergleichlichen, biegsamen Stahlklingen, die gewunden in Cedernkästchen versandt werden, und, erlöst, wieder ihre kerzengerade Gestalt annehmen. Andere Waffen sind so gefährlich und gehärtet, daß Patricio vor unseren Augen damit Sousstücke durchbohren konnte, ohne die scharfe Spitze zu schädigen. — Nun — für Gegenstände, die in diesem Gewölbe 25 Frcs. kosten, fordern die Madrilenen das Vierfache. Dieselbe Erfahrung machten wir mit kleinen Schmuckgegenständen,

Nadeln, Manchettenknöpfen aus mit Gold und Silber incrustirtem Eisen. Dieselben Dinge, per Eisenbahn in 4 Stunden nach Madrid versandt, sind dort nicht um den sechsfachen Preis zu haben.

Cosas de España! — — Patricio geleitete uns nun in jenes Weltwunder, das sich mit den cordovesischen Moscheen und dem Sevillaner Dome wohl messen kann, in die Franziskanerkirche San Juan de los Reyjes. Dieser graue Steinbau steht ziemlich frei, vor einem unsäglich ausgestorbenen Platze; von diesem sieht man in die entzückende Vega mit ihrem wechselndem Farbenspiel hinab! Dort unten liegen auch die Cigarrales (span. Huertas, Gärten), die sich berganhebenden Oliven- und Fruchtgärten, welche dereinst der Mauren sonnige Tage sahen. — San Juan de los Reyjes (der Könige) gleicht mehr einem gothischen, eleganten Schlosse, als einer Kirche. Als Ferdinand und Isabella 1477 die Schlacht bei Toro gewannen, erfüllten sie ein früheres Gelübde durch die Erbauung der Perle toledanischer Gothik. Sie hat keinen Thurm, nur einen kleinen, sechseckigen Aufbau und eine Unzahl kleiner, schmaler, feingearbeiteter, wie aus Marzipan gebildeter Thürmchen im estilo gotico Florido. Apostel, Evangelisten; ein Pelikan, der seine Jungen mit seinem Herzblut nährt, andere Steingebilde schmücken Portalecken, Giebel und Wölbungen. An der nördlichen Außenseite sticht ein gar wunderlicher Schmuck von dem leuchtenden Steinhintergrunde ab. Patricio erklärt uns: dies seien Ketten, wirkliche eiserne Ketten, mit denen die siegreichen Mauren christliche Gefangene in Malaga, Almoria und Granada beluden. — Nach der Vertreibung der Araber wurden diese Fesseln zum Andenken

an frühere Schmach hier aufgehängt! — „Aber" — fügte der junge Patriot ärgerlich hinzu — „denken Sie sich: Ein Statthalter von Toledo hat neulich einen Theil dieser historischen Fesseln herabnehmen und Grenzsteine im Thale unten damit zusammenbinden lassen. Sic transit gloria mundi! — Cosas de España! — Die Wölbung der Innenkirche tragen sechs Pfeiler, die in einen Laubwald von Rippen, Spitzen, Zierrathen enden. San Juan hat nur ein zweihundert Fuß hohes Schiff mit vier Gewölben, welches mit allen Wundern der Sculptur geschmückt ist. Der Transept ist das Hauptmeisterwerk des Erbauers Juan Guas. Die Säulen sind mit Guirlanden bedeckt, die Capitäle von originellsten Formen und die Kuppeln scheinen Firmamente, mit Sternen bevölkert. Aber all' die Pracht stimmt traurig. Endlose Leere, Oede und unaufhaltsamer Verfall ist die Signatur des Ortes. Wir wandeln auf Staub, Kalkresten, zerfressenen Holzdielen; und nun gar der Kreuzgang — das Kloster! Hier hat Edmondo de Amicis Recht: „Es ist ein üppiger Garten der Bildhauerkunst, ein mit marmornen Stickereien, Spitzen und Brocaten geschmückter Saal; das große Gebäude ist feierlich wie ein Tempel und prächtig wie ein Königsschloß, zart wie ein Spielzeug und lieblich wie ein Blumenstrauß."

Aber die französischen Marschälle haben 1809 hier ihre Pferde hineingestellt und sich durch Feuer und Vandalismus aller Art, für die Schlachten von Pavia und die Gefangenhaltung Franz I. gerächt und — so wandern wir auf und zwischen Trümmern! Zwischen Trümmern des Klosterhofes selbst und Ruinen, Statuen, Sarkophagen, die zu einem Museo Provincial in den lauschigen Gängen vereinigt worden sind.

— Durch die schlanken, zweigetheilten Spitzbogenfenster ragen aus dem Garten Oleander- und Lorbeerzweige herein. Myrthen duften, Orangen, Citronen vermischen Blüthen, Früchte und Zweige, in den Rippen der sich tausendfach verschlingenden Gewölbe nisten Schwalben, Amseln picken nach Körnern umher und eine Nachtigall schluchzt über die hingesunkene Pracht und Herrlichkeit. Meine Begleiter drängen zum Aufbruch. Ich kann nicht fort, mich nicht trennen von dem Dornröschenschloß, das ich wohl nimmer sehe und das kein Prinz, kein Jahrhundert, keine Kulturepoche mehr weckt. Kein Fraile, kein Mönch ist da, kein „Ave“, kein „Te Deum“, nicht einmal ein „Miserere“ wird gesungen und — doch leuchtet Gottes Sonne in das Spitzenwerk von San Juan de los Reyjes. Einen Blick noch auf das Wappen von Castiliens und Aragoniens Königen, das an den mit allem möglichen Bildwerk geschmückten Balustraden prangt; auf das Bündel Pfeile und den gordischen Knoten — und dann leb' wohl, du poetischer Klosterhof! Ich trenne mich von dir, wie von einer gestorbenen Geliebten — auf Nimmerwiedersehen! — Der mürrische Pförtner nahm das Trinkgeld ohne Dank in Empfang und Patricio sagte, meinen Gedanken ausdenkend: „Hätte Spanien wie das Bündel Pfeile zusammengehalten, so wäre der Klosterhof jetzt ein Bild der alten Pracht! Und kommen Ihnen Cordovas, Toledos, Sevillas Straßen nicht wie jener gordische Knoten vor?“ Wir waren endlich wieder in einem Labyrinth, standen aber alsbald vor Sa. Maria la Blanca. Ein elendes Thor läßt uns in einen kleinen Garten; Sonnenblumen, gelbliche Anemonen wiegen ihre Häupter in der lauen Luft. Das Denkmal selbst ist judäischen Ursprungs.

Die Synagoge wurde 1405 in eine christliche Kirche verwandelt, dann war sie ein Asyl für verwahrloste Frauen und 1790 eine Kaserne. Das Herz zog sich uns zusammen, als wir den einstigen Prachttempel, nun voll Schauer und Verwüstung, betraten. Vier Reihen schneeweißer, sechseckiger Säulen, in den Estrich eingegraben und daher zu gedrückt erscheinend, geschmückt mit den wunderlichsten Kapitälformen, tragen arabische Hufeisenbogen, über denen sich eine Reihe spitzenschleierartige Stuckornamente hinzieht. Noch höher eine Balustrade, Säulchen, wieder Stuckverzierungen, einen Raum für Frauen bildend. Darüber ein reich geschmückter Plafond aus Cedern- und Aloëholz. Man kann sich kein Bild machen von dem Reichthum und der Armuth, die hier beieinander modern. Die Kapitäle, einst aus Alabaster und Marmor, sind durch Gypskopien ersetzt; sie zeigen zwischen wundersamen Arabesken Widderhäupter, Pinienzapfen, Rosetten — byzantinische Reminiscenzen. Arbeiter nehmen Abdrücke der Stuccaturen; Gyps und Staub fliegt umher — man hat das Bild einer unterdrückten und einer mißverstandenen Religion. Auch Nuestra Sra. del Transito ist eine verlassene Synagoge, 1366 von Samuel Levi, dem berühmten Schatzmeister Don Pedro's, des Grausamen, erbaut. Sie hat nur ein einziges Schiff und ist mit hebräischen Lobschriften, auf einem Fries mit Rebenguirlanden, mit arabischen Sprüchen und spanischen Wappen bedeckt. Drei Kulturepochen, die sich feindlich gegenüberstanden, reichen sich hier in Bild und Schrift schwesterlich die Hand. Wie in der Mosquita zu Cordova, hat unbegreiflicher Vandalismus die Farbenpracht, den Goldschmuck der Kapitäle und Bogen mit weißer Kalkfarbe übertüncht — unbe-

greiflich — denn auch der Katholicismus liebt ja Pracht und Gepränge in seinem gottesdienstlichen Ceremoniell. —

Patricio führte uns nun zum Cambron=Thore, einem prächtigen gothischen Bau aus dem siebenten Jahrhundert, über den von zwei Thürmen flankirten Puente San Martin. Unten wälzt der Tajo seine schäumenden Massen über Fels und Geröll. Auch die Brücke des heiligen Martin ist voller Sagen und Legenden. Unter uns stehen noch alte Gothenburgreste und maurische Mühlen zerbröckeln im Wasser.

Wie in Rothenburg an der Tauber halten nun an allen Straßenenden alterthümliche Thore Wacht. Die Namen schon füllen uns mit Schauer und Ehrfurcht. Das dreitheilige Prachtthor von Bisagra mit dem riesigen, doppelköpfigen Adler aus Stein leitet seinen Namen entweder von Via Sacra oder vom arabischen Bab-Shara, Thor des Feldes, ab. Es liegt in der That gegen das Nordfeld von Toledo zu. Andere nennen es wieder Bab-chacra — rothes Thor — und seine Steinmassen schimmern röthlich — wie alle Thore Toledos. Nun kommen wir — auf goldener, breiter Fahrstraße, links die Vega, rechts hohe, pittoreske Stadtmauern vor Augen — zu einem Glanzpunkte Toledos, Puerta del Sol. Sie ist jedenfalls origineller und sagenumklungener, wie die gleichnamige zu Madrid.

Ein glänzendes Zeugniß arabischer Lebensluft, Kunst und maurischen Schönheitssinnes, ragt das Thor in das jetzt wolkenlose Blau, ein kleines Juwel aus rothem Ziegelstein. — Die Puerta erscheint gebildet durch einen Hufeisenbogen, der von einem Spitzbogen eingeschlossen wird; darüber erhebt sich der Mittelbau, welcher von einem runden Thurm links und

einem viereckigen Thurme rechts flankirt ist. Die feinsten maurischen Zierrathe sind verschwenderisch über das Ganze gebreitet. Den Raum zwischen den beiden Mittelbogen füllt eine Rosette aus. In diese ist wieder ein Dreieck gestellt. welches das Wunder des heiligen Ildefonso reliefartig einschließt. San Ildefonso war aus adeligem Toledaner Geschlecht. Er schrieb ein Werk über die „Perpetua Virginidad de Maria Santissima“ und lebte ca. 666 unter der Herrschaft Recesvinto's. Er celebrirte gerade ein Hochamt in der Basilica, als sich der Stein über der Gruft der Santa Leocadi, auch einer Toledanerin, hob und diese Heilige selbst als Botin der Jungfrau Maria erschien.

Ildefonso schnitt mit dem königlichen Messer der Gesandten einen Zipfel ihres Gewandes ab — und dieser wird noch heute im Sagrario Toledos aufbewahrt. Das sollte jedoch nur ein Vorwunder Ildefonso's sein; denn das eigentliche Hauptwunder begab sich erst später und dies war in dem Dreieck der Puerta del Sol dargestellt. Patricio erzählte uns, daß ein gewisser Lozano ein Buch über die Virgen und San Ildefonso geschrieben, und daß darin folgendes stünde: „Elvidio, Bischof von Toledo, war ein Ketzer und glaubte nicht an die Perpetua Virginidad, von der Ildefonso so viel schöne Dinge geschrieben. Da fuhr die heiligste Jungfrau Maria mit tausend Legionen Engeln, und zwar auf den Schwingen zweier Seraphine, selbst auf die Erde herab, zur Zeit der Frühmette und geradenwegs in die Kathedrale. Und als Ildefonso und seine Frommen durch die Puerta del Perdon einziehen wollten, erschraken sie; denn innen war alles eitel Glanz und Herrlichkeit. Maria aber, auf ihrem eigenen

Stuhle sitzend, winkt ihm, näher zu treten und bekleidet ihn mit einem Meßgewand (casulla) aus der Schatzkammer ihres Sohnes, des Herrn Jesus Christus. Der Stein jedoch, auf den Maria ihre lieblichen Füße gesetzt, behielt deren Abdruck für ewige Zeiten aufbewahrt und dieser Stein ist in der Kathedrale zu sehen. Dahin wollen wir jetzt gehen, Caballeros!" schloß Patricio.

Die Bekleidung Ildefonso's mit der Casulla ist also als Relief in jenem Dreieck zu sehen; wir aber gingen voller Herzklopfen dem heiligen Steine zu. — Bergauf, bergab, an dem prächtigen Ziegelcampanile San Jago's vorbei, so kamen wir wieder in die Stadt. An den Fenstern lagen dunkeläugige Mädchen, einige mit stark ausgeprägtem Zigeunertypus (Gitanas). Aus einem ganz kleinen Häuschen, nahe bei San Jago, erscholl eine Cantilena. Es war der unsäglich schwermüthige Gesang einer unsichtbaren Sängerin. Er klang so traurig, daß uns das Herz bluten wollte. Er schien zu klagen über die Vergänglichkeit des Schönen, des Frühlings, der Völker. Ein Hauch, wie von Schutt und Asche, kam aus jenem Häuschen, und darüber schwebte die Melodie wie der Phönix der Auferstehung. Aber sie sang, daß nur immer wieder auferstehe die Hoffnung, daß aber in Wirklichkeit das Todte todt, das Versunkene versunken und das Vergessene vergessen sei. Und zuletzt sang sie von Menschenfeindlichkeit und Bruderhaß, vom Verfolgen des Glaubens und von verschmähter, weggeworfener Liebe und — wir standen wie die Narren am hellen Mittag und hörten zu. — Patricio aber sagte: „Vamos, Caballeros, es la loca de la Posada. Gehen wir, meine Herren! Es ist die Verrückte aus dem Wirthshaus."

Wir sollten später noch von ihr hören. — So standen wir denn endlich vor der Kathedrale. Wäre sie frei gelegen, auf erhöhtem Platze, wie etwa die Wiener Votivkirche, statt von elenden Gäßchen und Hütten umzirkelt zu sein, sie würde den Eindruck des Mailänder Domes machen. Der erste Bischof von Toledo, Eugenius, gründete sie. Wie alle spanischen Kirchen ward sie zur Zeit der Invasion Moschee; der heilige Ferdinand erbaute sie neu, damit nichts an ihrer Form an den muselmännischen Eindringling erinnere, und von 1227 bis heute baut man noch an ihr. Sie ist, trotz der Zuthaten so mancher Jahrhunderte, ein Muster reinster Gothik und von überwältigender Pracht, Reine und Majestät. Sie hat acht Thore, darunter die der Verzeihung, der Gerechtigkeit und der Hölle. Die Thüre der Verzeihung nimmt die Mitte ein und ist die größte. Eine echt altchristliche Vorstellung. Thurmähnliche Pfeiler halten zwischen den genannten drei Thoren Wacht. Zwanzig Statuen verzieren sie. Die eine Facade schmiegt sich an den eigentlichen Thurm an, dessen himmelanstrebende Verjüngung mit kleinen Ringen umgeben ist. Sie stellen Dornenkronen vor. Seine Mauern sind zwanzig Fuß dick, seine Höhe beträgt 324 Fuß. Azulejos (Fayenceplatten) schmücken seine Außenseite und leuchten zauberhaft, in der toledanischen Sonne sich schwingende Glocken schimmern broncegrün aus des Thurmes oberstem Raum. Auf der gegenüberliegenden Seite erhebt die sogenannte mozarabische Kapelle ihre zierliche Kuppel über den Marktplatz. (Mozarabisch heißen die unter die Araber gemischten Christen. Misti-arabes.) Die Südfacade hat ein jonisches Thor, das mit der reichen Gothik des Ganzen in hellem Mißklang steht.

Es stammt aus dem Jahre 1800. Das daneben liegende Löwenthor ist dagegen eines der prächtigsten. Es wird durch mehrere concentrische Bogen gebildet, ist mit Statuetten bevölkert; vorn dräuen wappenhaltende Löwen aus weißem Marmor. Wir betreten das Innere. Alles leer und still, kein Sang und kein Weihrauchwehen, wie in der Mosquita zu Cordova, wie in der nie rastenden Kathedrale zu Sevilla; kein Fremder, kein Bettler, wir sind ganz allein. Es ist fast zu kühl in dem endlosen Raume, und erst allmählich gewöhnt sich das Auge an den Contrast zwischen weißem, sonnenbeschienenen Marmor und diesen düsteren, fast nur durch die Glasmalerein aus der Finsterniß gezogenen Hallen. Fünf Riesenschiffe, achtundachtzig Gigantenpfeiler, jeder aus einem Bündel von sechszehn Säulen bestehend. Rings eine Stadt von Kapellen. 750 Fenster lassen ein Licht ein, das wir erst nach und nach als solches erkennen. Die Kapelle Major, vom Kardinal Cisnero erweitert, hat ein Altarblatt (Retablo) aus Cedernholz, das, — man bedenke, in fünf Stockwerke getheilt ist. Es ist zu vergleichen mit der Paradiesesthür des Ghiberti in Florenz und hat, wie dieses, quadratische Felder mit Scenen aus dem Evangelium von hohem Kunstwerthe. Zu beiden Seiten des Altars befinden sich Königsgräber, Königsbilder stehen auf Pfeilern, darunter die Statue Alfons VIII., des Siegers in der Maurenschlacht Navas de Tolosa. Das Gitter, von einem kolossalen Christus überragt, welches die Kapelle abschließt, hat 250,000 Realen gekostet. So erzählt Patricio, der überhaupt auf jeder Platte, vor jedem Gestein, in jeder Kapelle eine andere Sage aus seinem unerschöpflichen Weisheitsborn hervorholt. Hinter dem Retablo bestaunt man den

Transparente, eine Riesenarbeit aus Marmor, Bronce, mit Voluten, Consolen, Ballustraden und Kapitälen, hauptsächlich verkündende Engel darstellend, deren einer denn auch mit dem Kopf nach unten, ein fürchterliches nacktes Bein in die Luft streckend, den Mittelpunkt des oberen Theiles bildet. Patricio nannte den Transparente, dessen Marmor ursprünglich noch gehöhlt, durchsichtig gemacht und von hinten beleuchtet werden sollte, un prodigio de imaginacion y de trabajo, de un merito atroz, ein Wort, das in alle möglichen Reisebeschreibungen übergegangen ist. Der Chor hat wunderbar geschnitzte Stühle, sie galten als einzigste, herrlichste Zeugen des Könnens der Gothik zur Zeit der Morgenröthe der Renaissance. Philipp von Burgund und Berregueli werden als Meister genannt. Kanzeln und Missale, für untergegangene Riesengeschlechter gedacht, Orgeln, Jaspissäulen schließen diesen Kirchentheil ab. Fresken, mit Mauren kämpfende Christen darstellend, die mozarabische Kapelle wurden bestaunt. Die Absis bildet einen Halbkreis, den einige Kapellen erweitern helfen: die von Santiago, San Ildefonso, La Trinidad und San Nicolas. Es ist das Reichste und Herrlichste, was die Phantasie sich denken kann; hier liegen Los Reyes nuevos, die jüngeren Könige, und was sich in Spaniens Geschichte an Heldenmuth, Opferfähigkeit, Tapferkeit und Grausamkeit findet, knüpft sich an diese Namen. Hier ist ein Mantel der Jungfrau mit 85,000 Perlen. In dem Heiligthum Ochavo (Octogon) ruhen die irdischen Reste Sa. Leocadia's und So. Eugenio's. Endlich gelangen wir auch an jenen Schrank von rothem Jaspis, welchen ein kleines Eisengitterchen einschließt. Dahinter, eingemauert in die Steinwand, befindet sich jene authen-

tische Platte, auf welche die heiligste Virgen Maria ihre lieblichen Füße gestellt, als sie, die Seraphinsfittiche verlassend, dem St. Ildefonso die Casulla umhängte. Von dem Schränkchen oder der Urne kursirte früher folgende Quintilla im Volke:

Cuando la Reina del cielo
Puso los piés en el suelo,
En esta piedra los puso:
De besalla tened uso
Para mas vuestro consuelo.

(Als die Königin des Himmels
Auf die Erd' die Füßchen stellte,
Stellte sie auf diesen Stein sie.
Habet Acht, den Stein zu küssen,
Euch zu immer größerm Troste.)

Nachdem wir nun noch die Grabdenkmäler des Grafen Don Alvaro de Luna und seiner Gemahlin Dona Juana de Pimentel bewundert hatten, an welche sich ganz schauerliche Sagen von auferstandenen Skeletten knüpfen — Grabmäler, welche aufrichtbare Mittelfiguren haben, und an deren vier Ecken Mönche und Calatravaritter aus Marmor knieen — verträumten wir noch sinnend und müde, nachdenklich, ganz still und wortlos ein Stündchen in der Kirche. Dann bestiegen wir die Höhe des Alcazar. Man geht zu ihm ungefähr wie auf's Heidelberger Schloß, nur ist's nicht so laubig und schattig, aber noch viel stiller und verlassener. Wir däuchten uns auf dem Kapitol von Rom. Der Alcazar kam uns in seiner kalten, imposanten Majestät wie ein Karl V. oder Philipp II. selbst vor, denen die Sonne nie im mächtigen Weltreich unterging und die ebenso einsam und despotisch auf ihrem Throne saßen, wie der Alcazar über der Siebenhügelstadt Toledo. „Nur

unter diesen Gewölben," soll Karl V. ausgerufen haben, „fühl' ich, daß ich Kaiser, daß ich König von Spanien bin!" Der Alcazar wurde 1710 unter Starhemberg zerstört, der neuerbaute von den Franzosen 1810 verbrannt. Jetzt steht er wieder voll kaiserlicher Majestät da; seine Patio's und bogengeschmückten Etagen ahmen die alte Pracht nach. Der Eingang blieb uns aber verwehrt — da in den Höfen, welche einst der Sammet und die Seide spanischer Königinnen gekehrt — heute junge Rekruten gedrillt werden. Nur einen Blick auf Bogen- und Arcadenpracht durften wir werfen. Desto schöner war's an der Brüstung auf der Terrasse. Dort lag die Vega, dort strömte der Tajo, alles schwamm in Gold, Blau und Purpur, das Rauschen der fernen Wellen über eine Schleuse drang bis zu uns herauf. Wir sahen in die Stadt, in die Häuser, in die Fenster hinein, so nahe, so enge, so dicht lag Toledo vor uns beisammen. Aus den Anlagen wuchsen die Baumkronen bis auf die Mauerbrüstung herauf, und wir konnten die Vogelnester darin sehen und den Gesang von deren kleinen Einwohnern belauschen. Madronjera's nannte Patricio die Bäume mit den großen, duftigen Blüthen. Wir sahen die halbrunden Ziegeldächer der Kathedrale und bis in deren Klosterhof, der voll Oleandern und Orangen stand, hinein. „Sehen Sie den Klosterhof?" frug Patricio. „Nun, der war früher kein solcher! Er hieß Alcana und war ein jüdischer Weintrauben-Markt. Der Erzbischof Tenorio wollte gerne den schönen Platz bei der Kirche haben, aber die Juden mochten die einträglichen Stellen und Ziegelhütten nicht verkaufen. Da hetzte nach und nach der gute Bischof Tenorio die Menge auf, die Häuser zu verbrennen und die Juden zu

steinigen, und es gelang ihm. Auf den Weinbergen, dem Alcanamarkt der vertriebenen Juden, bauten die Christen dies Kloster, das Sie jetzt so still und friedlich da drunten schlummern sehen!"

„Ja!" fuhr Patricio fort, „ein Gelehrter bin ich nicht, aber das kann ich Ihnen sagen, daß die Judenverfolgungen uns Spaniern verteufelt wenig Nutzen gebracht haben. Nach der Zerstörung Jerusalems kamen die Juden in hellen Haufen zu uns. Als die Araber herübersegelten, geriethen sie zwischen Türken und Christen in die Enge. Sie haben aber eine zähe Natur und gingen nicht nur nicht unter, sondern errangen Ansehen, Ehre und Amt. Sie waren die besten Chirurgen und Aerzte; sie wurden Professoren an den Universitäten, und die Herren sehen mir nicht darnach aus, als ob sie die Namen der Rabbi Juda ben Halevi, Gabirol, Maimon zum ersten Male vernähmen. Das Mittelalter knechtete die Juden. Verachtung, Schande war ihr Loos. Am 2. Januar 1492 wurden die Araber verjagt. Ferdinand und Isabella feierten ihren Sieg, verhetzt durch fanatische Priester, indem sie 800,000 Juden in Nacht, Elend, Verzweiflung und Exil schickten. Hab' und Gut ging ihnen verloren — aber Spanien verlor weit mehr! Es verlor eine Bevölkerung, ein Vermögen, Handel und Wandel, und selbst spanische Geschichtsschreiber stehen nicht an, den heutigen Zustand meines Vaterlandes von der sinnlosen Austreibung der begabtesten, ausdauerndsten und harmlosesten Einwohner herzuleiten!"

Patricio erzählte uns noch eine Menge schöner Geschichten. Dabei tauchten uns Erinnerungen an die Heimath auf,

die sich wunderlich mit der Gegenwart verwoben. Patricio berichtete von den gegenüberliegenden Bädern der Cava, wie jetzt eine in der Nähe des Puente St. Martin gelegene Ruine genannt wird. Die Cava oder Florinda war die Tochter des Grafen Julian. Eines Tages saß sie an der Tajofluth mit allen ihren Jungfrauen, und sie spielten das schöne Spiel: „Wer die schönsten Füße hat!" Der König Roderich kam hinzu, sah alle die — Füßchen, verliebte sich in die Cava, verführte sie — und — der Gothen-Scepter bricht ob dieser Einen! Denn

Dem Vater schreibt Florinda: „Meine Ehre
Nahm mir Rodrigo!" Dieses Briefes Lettern,
Sie waren Lettern nicht, sie waren Heere;
Die Seufzer klangen wie mit Sturmes-Wettern!
(J. Fastenrath, Immortellen aus Toledo.)*)

Der Graf Julian, Herr von Algecira und Consuegra, weiß die Hülfe der Araber Muza und Tarife zu erlangen, der Strom fließt voll Blut, und in der Schlacht am Guadalete verliert Spanien seines Ruhmes Vermächtniß. Don Rodrigo's Gemahlin, die schöne Egilona, die Gothenwittwe, aber ward im Alcazar zu Sevilla Abdelasis, des Mauren, Weib! — Während uns Patricio dies erzählt, gedenken wir eines Gemäldes, das die schöne Florinda mit ihren Mädchen am Gestade darstellt, und das wir in der Heimath oft gesehen, ohne die Sage von den schönen Beinen der Cava zu kennen.

Dann singt uns Patricio von den Palacios de la Galiana, die östlich unten in der fruchtbaren Vega-Ebene liegen.

---

*) Ich weise auf die neuerdings erschienenen spanischen Gedichtsammlungen von Günther Walling: „Guitarrenklänge" und „Eignes und Fremdes" (Pierson, Dresden, und W. Friedrich, Leipzig) hin.

Galiana war eine schöne Maurin aus Toledo. Bradamante, einer der Ariost'schen Helden, liebte sie. Die Schöne verabscheute ihn aber. Da kam ein junger Fürst, Carlo Magno, der Sohn des Frankenkönigs Pipin. Ihr Vater Galafer stellte ihn seiner Tochter vor, und er besuchte sie heimlich, auf unterirdischen Gängen, die noch heute la senda de Galiana heißen. Dann turnirte Carlo mit dem Riesen Bradamante, schlug ihm das Haupt ab und zog mit Galiana nach Frankreich. Und dabei gedachten wir Raquel Fermosa's, der schönen Jüdin aus Toledo, die Grillparzer besungen und jenes unvergeßlichen Burgtheater-Abends, an dem sie uns durch die Wolter vorgeführt ward, und Sonnenthal war Alfonso VIII. Und noch viel schöne Dinge kramte Patricio aus. Von Teresa, der Tochter des Königs Beremund, von Calderon, der aus den Wundern S. Ildefonso's, von Lope de Vega, der aus den Palacios de Galiana eine Komödie gemacht. Und die Mär von Bieterolf und Dietlieb, die am Königshofe von Toledo spielt. Inzwischen sank aber die Sonne immer tiefer, bis endlich beinahe:

Ausgelöscht hat ihr gigantisch
Licht die Sonn' im Niedergange.
Und die Kaiserstadt Toledo
Scheint in ihrer Zinnen Glanze
Eine Stadt zu sein von Scharlach,
Die gekrönet von Krystallen!
(J. Fastenrath, Immortellen aus Toledo.)

Und da zogen wir auch wieder hinab, über die Alcantarabrücke. Und als wir das weiße Häuschen mitten im Granitgeröll noch so weltverborgen und verführerisch einsam winken sahen, gingen wir den staubigen, kalkigen Pfad, die zerfallenen

Mauern des Schlosses San Servando über uns, den Alcazar nun gegenüber, jenseits des Tajo, rechts ab. Bald war die Posada erreicht. Außen weiße Pilaster, die ein Rebengewind trugen, dann ein kleiner Platz mit zwei Holzbänken und dahinter eine rauchige, dumpfe, kleine Wirthsstube. Wie aus einem altrömischen Hause stierte uns zunächst der kohlschwarze Heerd entgegen, dessen Athem die Wände mit einer rußigen Kruste überzogen hatte. Auf den zwei Bänken saß eine zahnlose Alte, eine kleine schwarze Zigeunerin und eine Toledanerin aus dem Volke von unbeschreiblicher Schönheit. Die Alte holte agua ardiente, die Zigeunerin setzte sich auf meines Kameraden Knie und machte sich mit dessen blonden Haaren und blondem Barte zu schaffen und die Toledanerin — schwieg. Sie hatte ein griechisches Profil, ganz feine, scharfgeschnittene Züge und eine sehr merkwürdige Oberlippe, rosig, zart und nur einen kleinen Raum bis zu dem reizenden Näschen lassend. Ihre Augen, groß und dunkel, waren unbeweglich auf die davoneilenden Wellen des Flusses gerichtet. Ich fragte sie, warum sie so traurig sei; sie gab mir aber keine Antwort. „Es la Loca de la Parroquia de Santiago!“ flüsterte mir Patricio ganz leise in's Ohr. Und während die Gitana, ein Bild des lebenskräftigsten, gegenwärtigsten Daseins, schäkerte, kicherte und vor uns im Grase tanzte, sang das Mädchen von Toledo wieder jene trüben, herzverwirrenden Klageweisen, die wie Vergänglichkeit und Vergangenheit klangen und wie zerbröckelndes Gestein hinunter in die davoneilenden Tajowellen rollten. Patricio erklärte uns, sie sei wahnsinnig, aus verschmähter Liebe. —

Tief ergriffen brachen wir auf, Allen kleine Andenken

zurücklassend. Von Patricio Hernandez schieden wir wie von einem Freunde, den man nie wieder zu sehen gedenkt. Der Dampfwagen rollte in den Abend hinaus. Bald sahen wir die Hügelstadt mit ihren Vesten und Zinnen aus der Ferne. Ueber ihr lag ein Stück goldenen Himmels; über diesem Ausschnitt, in dem sich jede Mauercontur zeichnete, stand ein furchtbares, schwarzes Gewitter, das sich alsbald blitzend und grollend entlud. Dann kamen wir an Bergen vorbei, in deren tiefer Einsattelung sich, fern am Horizont, ein kleiner Hügel einschob. Gerade über diesem, von dem Gipfel des Hügels zerschnitten, sank blutroth der Feuerball. Dann ward der Himmel blaßgrün, und dann plötzlich Nacht. — Endlich blinkten viele Lichter in der Nähe und wir donnerten in den Bahnhof von Madrid.

Portugiesische Stierkämpfe.

Schon am Bahnhof in Lissabon, Morgens früh 6 Uhr, von dem Minister Mendez Leal erwartet, empfingen wir die aufregende Nachricht: am Nachmittag, uns zu Ehren, großer Stierkampf! Die Müdigkeit war verflogen, die Wahl des Hotels, das Zimmer war uns gleichgültig; wir ließen uns nolens volens in das erste Gasthaus und sein bestes Gemach einpferchen. Gleichgültig verzehrten wir die aufgethürmten Delikatessen, Hummern, Crevettes, Melonen; gleichgültig tranken wir eine Krystallflasche Val de Peña's nach der andern, — was war uns das Leben, ja, der Kongreß — Stierkampf! Ich hatte Prosper Merimée, Barretti, Edmondo de Amicis und noch Einige über diesen spanischen Zeitvertreib gelesen und meine ohnehin leicht erregbare Phantasie mit blutigen Eingeweiden von zusammengebrochenen Pferden, Eingeweiden, die sich im Sande der Arena schlängeln und wieder in das Roß genäht werden mit abgeschlagenen Stierhörnern, aufgeschlitzten Torrero=

Leibern und ähnlichen geschmack- und gefühlvollen Bildern erfüllt.

Nach dem Kaffee des Hotel Central, der besser, als irgend ein Boulevard-Mocca, und einer geschmuggelten Cigarre überkam mich und meinen sechs Fuß hohen Zeltgenossen ein förmlicher Blutdurst. Wir mußten Blut sehen, Menschen- oder Stierblut, — einerlei, — aber nur Blut! Eine präambulirende Kongreß-Sitzung in der Biblioteca national ließ uns kalt, trotzdem mir die schönste Camoens-Ausgabe vorgelegt ward und der Freund sich zum Vicepräsidenten ernannt sah. „Blut, Blut!" schrieen unsere zartbesaiteten, germanischen Gemüther. Edoardo Coelho, der Redakteur des „Diario de Noticias", der drei Bände geschrieben: „Historias de Hoje", „Passeios no Estrangeiro", „Passeios na Provincia", („Geschichten von heute", „Spaziergänge in das Ausland", „Spaziergänge in die Provinz"), war mitleidig genug, uns die Zeit durch eine Spazierfahrt in die Stadt (Passeio na cidade) zu verscheuchen. Wir sahen zum ersten Male ganze Häuser mit Azulejos (Fayence-Platten) bekleidet, weiße Häuser, deren Giebel-Vorsprünge mit grünen und rothen Halbrundziegeln gar anmuthig verziert, und deren Dächer mit kleinen, pagodenartigen Tempelchen geschmückt waren. Wir sahen moderne Paläste im Alhambra-Styl, die Rua do Ouro, die da Prata, die goldene und die silberne Straße, welche gar sehr der Rue de Rambuteau gleichen. Wir standen vor der Marmorsäule Dom Pedro's IV., der sich dieselbe durch die Carta constitucional vom 29. April 1826 verdiente. Blendend weiß starrt die „Corintherin" in den dunkelblauen Himmel, während der Boden, aus schwarzen und weißen Mo-

saik-Wellenlinien bestehend, die Illusion hervorruft, als befinde man sich auf einem wogenden Meere. Noch eine Minute länger auf diesem tropischen Platze, do Rocio, und wir wären seekrank geworden, trotzdem wir Lissabon auf dem Landwege bereisten! Wir wurden noch über einen Fruchtmarkt getrieben, gegen welchen „Convent-Garden", les Halles, ein harmloses Kinderspiel, — solch' exotische Blasen warf er auf. Wir sahen haushohe Melonen-Haufen; Bananen, wie kleine Türkensäbel; Gurken, wie Herkulessäulen; Juden, Araber, Portugiesen u. s. w. heulten durcheinander; einige Marktjungfern stießen uns mit ihren Tragkörben die Köpfe an und die Hüte weg, schrieen ihre Fische aus, — und alles Dieses an einem Sonntag!

Im „Gremio Literario", welcher eine entzückende Aussicht auf das felsenanklimmende Lissabon, auf seine Squares und Palmen darbietet, erwarteten uns heimathliche Briefe. Wir standen an den Ufern des Tajo und sahen ihn in der Ferne seine ewige Vermählung mit dem heiligen Meere feiern. Aber alles Das vermehrte nur unsern Blutdurst. „Blut, Blut!" war die Losung. Endlich fuhr uns ein Wagen bergan nach einer ziegelrothen Baracke, einem Circus. Die Kleinigkeit von fünfhundert Reis warf der biedere Automedon fluchend auf das Pflaster und stellte den Satz auf: 600 Reis müßten es sein. Inzwischen aber umringte uns eine ihrerseits gleichfalls blutdürstige Bande; Sitze, Zettel, Bolhetims flogen uns in's Gesicht, und der erste Moment einer wirklichen Lebensgefahr war uns, die wir die Pyrenäen unangefochten überschritten, in der That nahe. Wie Krösusse warfen wir mit Kupfermünzen um uns, und nachdem

wir uns auf diese Weise, als ächte Talmi-Winkelriede, eine Gasse gebahnt hatten, wurden wir am Eingange vom Cerberus angehalten. Das Wort „Congressistas“ wirkte indessen, wie ein Zauber. Mit diesem Sesamschlüssel erreichten wir eine der vielen Logen, welche uns zur Verfügung gestellt worden waren und die natürlich auf der Schattenseite lagen. Endlich! Wir saßen! Und wenn ich nun wahrheitsgetreu schildern soll, ungefähr so, wie im Circus Renz. Die Sonne schien furchtbar heiß durch das offene Rund. Im Sande beschäftigten sich sechs bis acht Menschen mit einem Wasserschlauch und tödteten den Typhon, Staub. Rings in den Gängen und Logen saß dünngesäet ein Publikum, welches sich durch nichts von einem mittel-europäischen auszeichnete, als durch die absonderliche Form einiger Cylinder und Sombrero's der Herren, wie durch einige Schleier und Mantillen der Damen von fragwürdiger Schönheit. Von Zeit zu Zeit blies ein sechs Mann starkes Orchester einen jämmerlichen Marsch, aus dem die Melodie „Lott' is dodt!“ unverkennbar aufleuchtete. Zuweilen stiegen einige Raketen in die heiße Sommerluft, um den in ihre Siestas versunkenen Lisbonensern die Abhaltung eines Stiergefechtes in's Gedächtniß zurückzurufen. So wurde es 5 Uhr Nachmittags in der Praça do Campo de Sant' Anna. Eine Million von Cigaretten hatte das geduldige Publikum schon verraucht und es schickte sich eben zur zweiten Million an, als das Zeichen zum endlichen Beginn der „Vorstellung“ gegeben wurde. In meiner Aufregung hatte ich weder den gelben Zettel studirt, noch bemerkt, daß eigentlich bisher ein heilloses Geschrei, ein sinnverwirrender Lärm bestanden, — an der nunmehr eintretenden Ruhe wurde ich's erst gewahr.

Eine Posaune ertönt; uns gegenüber öffnet sich eine massige Holzthür; vier Männer in buntem Kostüm, auf Pferden mit Sammet-Schabracken, reiten heraus, machen gravitätisch den Rundritt um die Arena, salutiren vor der Loge des Unternehmers und Stierzüchters Sr. Ferreira de Cazma und stellen sich dann rechts und links auf. Nun reiten, in noch reicheren Trachten, die distinctos amadores, Alfredo Tinoco, Jeronimo T. Vianna und Luis do Rego, vor und absolviren mit Jenen und noch neu Einsprengenden eine Quadrille. Sie werfen ihre Pferde mit einer staunenswerthen Geschicklichkeit auf engstem Raume herum, galoppiren so kurz, wie nur denkbar, und lassen durch ihre einleitenden Künste den Zuschauer in einer gespannten und doch beruhigten Stimmung zurück, — beruhigt, weil er sich sagt, soviel Kraft und soviel Geschicklichkeit müsse den Stier sicher besiegen. Die Pferde sind bereits sämmtlich mit weißem Schaum bedeckt, der ihnen bis zu den Fesseln herabtrieft. Das inzwischen vollzählig gewordene Publikum bricht in einen Beifallssturm aus, die Kavaliere verneigen sich, trocknen sich die Stirn und kehren durch das Thor, über dessen hinter ihnen geschlossenen Flügeln hinweg man ihre Köpfe noch lange verfolgen kann, in den für sie bestimmten Raum zurück.

Nun präsentiren sich, nach neuem Trompetenstoß, die Capinhas, die den spanischen Banderilleros gleichkommen.

Sie haben alle, geehrte Leserinnen, schon den „Barbier von Sevilla" gesehen, oder sind mit Ihren Männern oder Brüdern schon einmal selbst spanisch verkleidet auf einem Maskenball gewesen. Ich brauche Ihnen daher die kurzen, vorn offnen Sammetjacken, die goldgestickten Höschen, die

Schärpen, die blauen, orangefarbenen, rothen oder gelben Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe nicht zu beschreiben. Diese zierlichen Leutchen, diese „Destros Bandarilheiros" heißen: Francisco Caixinha, Joao Calabaca, Sancho, Jose da Santos und Costa e Saliba.

Nach den „Brilhantes Cortezias" dieser Braven, die den Stier mit rothen und gelben Capas, Radmänteln, zu reizen und abzulenken haben, verschwanden sie wieder in das oben offene Holzthor. Dann neuer Posaunenschall, — und der erste Stier stürzt in die Arena. Es ist ein schönes schwarzes Thier, das sich nach den ersten Kraftvergeudungen erstaunt umsieht und in der Mitte stehen bleibt, um das Publikum zu mustern, um sich zu fragen, ob es sich besondere Unkosten machen solle. Als es die Congressisten-Logen erblickt und ihm außerdem der Herr Vianna in beunruhigender Weise mit einer „Farpa" (beflaggtem Stäbchen mit kurzem Widerhaken) um die Augen fuchtelt, stößt es ein heiseres Gebrüll aus und setzt dem Reiter nach.

Solche Hörner hatte ich noch nie gesehen. Sie waren unförmlich, ungleich, und an den Enden so dick, wie am Stirn-Ansatz. Ich erkundigte mich nach dem Ursprung dieses Phänomens und erfuhr, sie seien „Embolados", (eingekastelt, umwickelt). O, der Enttäuschung! Wie man bei uns auf dem Fechtboden das Fleuret boutonnirt: so hatten diese edlen Hörner ein Etui, — sie konnten wohl „unangenehm berühren", schlitzen, „Gekröse holen", aber tödten konnten sie nicht. O, der Enttäuschung! O, mein Blutdurst! Wer wird dich stillen!?

Indessen entwickelte sich unten dennoch ein aufregendes

Schauspiel. Stier und Reiter umkreisten sich, wichen sich aus; das Volk stimmte zu, verwehrte, verweigerte und klatschte wieder, je nachdem Sennor Vianna sich keck, feig, geschickt oder zögernd benahm. Er soll nur den angreifenden Stier mit seiner Harpune treffen, verwunden; kümmert sich das Thier nicht um den Reiter, so darf er es nicht etwa feig von hinten verletzen. Die Capinhas mit ihren faltenreichen Mänteln, die sie in malerischen Posen vor sich und den Stier halten, lenkten dessen Aufmerksamkeit ab; jetzt rennt er Einem von ihnen nach; nun haben sie die Arena-Wand erreicht; jetzt spießt der Stier den Capinha, — nein, dieser setzt den rechten Fuß auf das Trittbrett der Holzwand, wirft das Tuch von sich und voltigirt gewandt über den mannshohen Verschlag in den Gang, der sich, zwei bis drei Fuß breit, zwischen Wand- und Zuschauerraum hinzieht. Der dumme Stier stößt wüthend, brüllend, keuchend seine Hörner-Etuis in die Capa und in den Sand. Darauf greift er den Reiter an; dieser hält, zielt, trifft, wirft sein Pferd um den Stier herum, und dieser steht ärgerlich, eine Harpune mit bunten Bändern im Nacken, mitten in der Arena. Beifallssturm! Wieder Sprung, Stoß, Gejohle, das Toril-Thor öffnet sich auf eine Fanfare, — und Meister Stier verschwindet! Eine Pause! Herr Julius Oppert und Frau aus Paris geben ihr Erstaunen kund, Henri Martin schüttelt sein Satir-Haupt, Louis Uhlbach kann eine Anekdote absolut nicht länger bei sich behalten, Mons. Lermina proklamirt die Unverletzlichkeit litterarischen Eigenthums, — und ein neues Ungethüm galoppirt in den Sand. Calabaca und Caixinha bestecken es nach und nach, den Stier mit ausgestreckten Armen kühn erwartend, rechts und links, immer

mit einem eisernen Stoß, derartig mit Fähnchen, die stets genau nebeneinander links und rechts vom Rückgrat sitzen müssen, daß sich's auf seinem Rücken wie ein bewimpeltes Gitterthor erhebt. Auch er trollt gutmüthig in den Toril zurück. Das ist nun Dom L. do Rego. Dieses Mal will aber der Stier nicht herein. Er kennt augenscheinlich den Truc schon, und mit langen Stacheln wird er in seinem Stalle beeinflußt, sich coram publico stechen zu lassen. Wüthend springt er auf Rego los. Dieser, ein Bein wie einen Thurm im Sande, mit dem andern im Takt eine Copla begleitend, die er leise vor sich hinsummt, erwartet den Angriff. Schon stoßen ihm die Hörner auf den Leib, und bereits sitzen auch die Fähnlein hinter dem gesenkten Thierhaupt, während der Unbegreifliche längst im Zuschauerraume steht. Wie von Moskitos gestochen, schüttelt sich das Thier. Neue Fähnlein kommen, zerbrechen in der Mitte, in Folge des gewaltigen Stoßes.

Nun wird der Haupt-Stier, Leão, signalisirt, dem Alfredo Tinoco gegenüber zu Pferde sitzt. Der Reiter hat sich todt zu stellen, besagt der Zettel. O, mein Blutdurst! Leão (Löwe) erscheint. Er tobt, ras't, hockt, und nun wird's Ernst. Der Reiter umkreist ihn, der Stier verfolgt jenen, ist aber schneller; er hat das Pferd an die Wand gedrückt; wir hören Rippen knacken und krachen! Tinoco verliert den Steigbügel und ergreift die Flucht. Ein Capinha lockt mit rothem Tuche den Stier ab. Da steht das Parterre wie Ein Mann auf, johlt, pfeift, zischt, streckt Tausende von gelben Einlaß-Zetteln in die Luft und begehrt so sein Geld zurück. Es ist, als wäre die Hölle los! Wir stehen von den Sitzen auf, drängen uns an den Logen-Rand, als wollten wir hinabspringen und mit-

thun. Fortgerissen vom allgemeinen Tumult, stoßen wir Flüche, unverständliche Worte aus, — da — mit einem Riesensatz springt der Stier über die Arena-Wand, und hängt nun, wie eine Waage auf ihrem Ständer, halb im Arena-Rund, halb im Gange! Wir glaubten's nicht, hätten wir's nicht gesehen! Der Stier zappelt; er blutet aus einer Nasenwunde. In der Flanke von Tinoco's Roß klafft eine breite Spornspur. Nun stürzt der Stier kopfüber in den schmalen Gang, rafft sich auf und rennt wie besessen darin umher. Zuschauer streicheln ihn, klatschen ihm auf den Rücken; tausend rothe Taschentücher tanzen vor seinen blutunterlaufenen Augen. Man macht ihm eine breite Thür auf; er tritt halb hinaus, und rennt wieder in den Gang zurück. Das wiederholt sich acht Mal. Die Aufregung ist ungeheuer. Die eine Hälfte johlt, die andere Hälfte klatscht. Endlich tritt der Stier in die Arena. Tinoco umkreist ihn rasch, nähert sich ihm ganz und stößt ihm mit Blitzesschnelle seine zwei Länzchen in's Genick. Und nun ein Jubel!

Eine Fanfare. Zwölf Ochsen, alle braun, mit tönenden Erzglocken behangen, traten gemüthlich aus dem Toril, von zwei Männern mit langen Lanzen begleitet, die Ochsen, alte Spielkameraden Leão's, nehmen den Geplagten in die Mitte und alle traben gemüthlich, comme si rien n'était, in den Stall zurück.

Das ist ungeheuer lächerlich. Wir sahen uns an, — und Thränen der Heiterkeit liefen uns über die Backen. Tinoco aber mußte absteigen, sich in die Mitte begeben, und nun regnete es Bouquets, Orangen, Tücher, Handschuhe, Zigarrenetuis, Hüte &c. Drei Bulldoggen wurden ihm an der Leine zuge-

führt, — und er brauchte sich nicht einmal todt zu stellen! Und so ging es fort. Der Stier ist todt, — es lebe der Stier! Maria Monteiro und Bento d'Aranjo, als spanische Picadores gekleidet (direkt aus Madrid waren die Costume, besagten die Zettel), stachen ein braunes Thier mit langen Lanzen an; und wiederum kam die Glocken-Heerde, und noch sechs bis acht Mal kam sie. Wir kannten endlich jeden Sprung, jeden Stich, jeden Stoß. Wir kamen zu der Ueberzeugung: daß jeder, nicht ganz außergewöhnlich talentvolle Stier stets dieselbe Bewegung, dieselbe Kopf-Senkung, denselben Seitensprung macht; daß dadurch die Gefahr sehr wesentlich verringert wird, und der Stier den Eindruck hervorruft, als ob er abgerichtet wäre. Und wir philosophirten über die Herabgekommenheit — der Römer, die an Gladiatoren-Kämpfen Freude und Vergnügen fanden! Wir beklagten die von den Portugiesen so gehaßten Spanier, denen die „Embolados" nicht genügen, und die, wie ich, Blut sehen müssen.

Aber es sollte noch besser kommen! Als der letzte Stier abgetrottet, traten drei Männer in die Arena und errichteten, nicht ohne die größte Ungeschicklichkeit zu bethätigen und nicht ohne jämmerlich ausgepfiffen zu werden, mühselig drei weiße Masten im Sande. Dann zogen sie von Mast zu Mast Stricke, und befestigten an diesen wagerechten Seilen senkrechte Fäden. Daran hingen sie wieder Reife, und in jedem Reif war ein lebendes Rebhuhn, eine Taube, ein Hahn und eine Wachtel befestigt. Das Thor der edlen, chevaleresken Toreros und Picadores ging auf, und herein ritt eine unsäglich lächerliche Operetten-Figur, die den Maitre de Plaisir und Arrangeur abgab. Andere Picadores, zu Dreien, sprengten heraus, und

— stachen mit den Lanzen nach den lebenden, zuckenden Thieren in den Ringen. Auch sie wurden beklatscht, bejubelt, ausgepfiffen. Ein Ausgelachter warf ärgerlich den nicht regelrecht abgestochenen Hahn unter die Menge. Zur Ehre des „Congresses" muß konstatirt werden: daß wir wie Ein Mann aufstanden und uns, vom Blutdurst geheilt, hinab an den im Tajo sich badenden Strand fahren ließen.

Spät Abends im Congreß-Salon des „Hotel Central" besprach ich mich noch mit einem Portugiesen über das mir stets vor Augen schwebende Schauspiel. „Welch eine Kunst, ein dummes, störrisches Vieh mit allem Aufwand menschlichen Geistes und menschlicher Gelenkigkeit zu besiegen!" sagte ich. Und er: „Was wollen Sie? Der Circus gehört der Santa Casa da Misericordia. Das ist ein Findelhaus und eine — Lotterie. Sie bringt dem Staate jährlich zwanzig- bis dreißigtausend Francs ein, — können Sie das von den Coursen von Long Champs, Derby Races und Hoppegarten-Rennen sagen?"

Auf dieses Argument hin ging ich todtmüde zu Bette.

Der Alcazar von Sevilla.

Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem schönen Land des Weins und der Gesänge.
Goethe. (Faust.)

Dem schönsten Herbsttage in Sevillas unvergleichlicher Stadt war eine stürmische Regennacht gefolgt. Wir standen auf dem Platz der Kathedrale, bestaunten die Giralda und beschlossen, in den Alcazar zu gehen. Es war noch frisch und kühl, und die sonst so sichtbaren Schönen auf Altanen, Balkonen, hinter Persianen und Binsenmatten hatten sich, wie die Schlangen zur Regenzeit in's Laub, in ihre Zimmerchen und Bettchen verkrochen. Auf dem Wege durch die engen, poetischen Gäßchen begegneten uns in der heiligen Frühe ganze Karawanen von sauber gekleideten Mädchen mit schwarzen Schleiern. Es waren die Cigarreras auf dem Gange zur Fabrik. Sie plauderten wie Schulkinder, lachten wie glückliche Menschen und zwitscherten wie Vöglein. Einige luden uns — die Fremden erkennt man nicht nur an der Sprache — zum Besuche der Fabrik ein. Von 2—3 Uhr sei es am

interessantesten. Wir versprachen zu kommen; die kleinen Sevillanerinnen sagten uns ihr übliches: „Vayan ustedes con Dios, Caballeros!“ und wir hielten vor der goldbraunen, zinnengekrönten Mauer des Alcazar. Wir traten durch's Thor und standen in einem jener unsäglich stillen, verlassenen, sagendurchhallten Patios (Höfe), darin es vom Hauche der Orangen und Citronen duftet. Wir klingelten an einem Gitterthore; eine bildhübsche Magd, die auf einem Makart'schen Bilde Aufsehen erregen würde, schaute durch die Eisenstangen, legte ihre rosigen Wangen an zwei Stäbe, lachte uns mit einer Reihe wohlassortirter Zähnchen entgegen — natürlich hatte sie schon um 9 Uhr früh eine Nelke im Rabenhaar — und theilte uns, gewissermaßen höhnisch, mit: „Der ‚Alcaide‘ schläft noch!“ Es bedarf nämlich eines „Permeso“, eines Einlaßzettels, um den Alcazar zu durchwandern. — Da schlenderten wir denn die pittoreske „Calle de las Sierpes“, die schnurgerade Schlangenstraße, wieder zurück, betrachteten eine schlechte Statue des Murillo auf dem nach ihm benannten Platze und die Bilder des Provinzialmuseums. Um Murillo recht kennen zu lernen, muß man nach Sevilla gehen. Sein Antonius von Padua in der Kathedrale, seine „Anunciation“, „Sed“, „Pán y Péces“ in der Caridad, seine 20 Gemälde im Museum; der Christus, der sich vom Kreuze losmacht, um den heiligen Franciscus zu küssen (ein Pendant zur Idee von S. Antonio de Padua, der durch die Weihe und Kraft des Gebetes das Christuskind aus den Armen Maria's zu sich herabzieht), das sind Revelationen, wenn man ihn nur nach der Madonna in Paris und ein paar Straßenscenen kennt. Seine Virgen de la Servilleta, seine Stadtheiligen Sa. Justa und

Rufina stechen die daneben hängenden Zurbaran, Roëlas, Herrera, Alonso Cano aus; von letzterem machen „Sechs Seelen im Fegefeuer" nach Estéban el divino einen geradezu widerlichen Eindruck. Im Provinzialmuseum bewahrt man auch die Skulpturreste und Antikenfunde von Italicá, jener nunmehr dem Erdboden gleich gemachten Stadt nahe bei Sevilla, welche Trajan, Hadrian, Theodosius, Silio Italico geboren. Dort wächst nun dünnes Gras, und eine einsame Olive hält Wacht, wo einst blühendes römisches Leben im hispanischen Vandalusien gewesen. Manche Statue im Museum, mancher Sarkophag zeugt noch von derselben Kunst und Herrlichkeit, die wir aus dem Vatikan und von der Via Appia her kennen. Aber nicht davon wollte ich heute erzählen. Von dem ernsten Rom nicht; von den, sonniges, prächtiges Farbenspiel und luftig-heitere Bauart liebenden Mauren und einem finsteren Stück Mittelalters wollte ich berichten. Vor mir liegt noch der Permeso und darauf steht: „Real Alcazar de Sevilla: Permitase àl Dador y las personas, que le acompañan, visitar el Palacio y sus Jardines. Nota: estos Billettes se dan gratis!"

Der Alkade ist nun erwacht und hat uns den Zettel unentgeltlich ertheilt. Ein Soldat führt uns und wir stehen alsbald inmitten einer zauberischen Herrlichkeit. Es ist ein alter, zu oft wiederholter Spruch: „Quien no ha visto a Sevilla, no ha visto maravilla!", aber täglich bewahrheitete er sich uns neu . . . . Durch einen Hufeisenbogen sind wir eingetreten — es ist die hörnerne Pforte Homers, die alles früher Gesehene und Erlebte vergessen

macht und die Seele in einen Traum von Paradiesen, Houris, weißen umschlingenden Armen, Ambra- und Moschusdüften, in einem Traum unendlichen Glückes und Genusses wiegt! Sind die Wände aus Brüsseler, aus gemalten Spitzen gewoben? Sind sie wirklich weißer Alabaster und nicht leicht modellirbares, gefügiges Wachs? Ist diese Mosaik an den Thüren mühsame Stuckarbeit, oder sind die feinen, glitzernden, gleißenden Plättchen gemalt? Selbst als ein Werk des Pinsels müßten wir es preisen. Das sind die weltberühmten Azulejos, die blauen und vielfarbigen Fayenceplatten, deren Herstellungs-Geheimniß mit dem versunkenen Maurenreiche untergegangen und mit denen heute noch ganze Häuserreihen in Spanien, wie in Lissabon bekleidet sind. Hier fällt rothes Sternenlicht aus riesiger Kuppel in einen geheimnißvoll erleuchteten Saal — man sagt uns, daß sich hier einst die maurischen Haremsdamen gebadet. O ihr Wände, wenn ihr erzählen könntet! Welche Schönheit umschlosset ihr und welche Schauermärchen könntet ihr verkünden! In diesem Marmorbecken lagen Jungfrauen, schön, wie die Sevillanerinnen heute noch sind, und salbten ihre weiße weiche Haut, so glatt wie Velin, mit Narden und Myrrhen, wie die Schöne des Hohenliedes.

Wir wandern durch den „Patio dellas Doncellas", den Hof der Mädchen. — „Warum heißt er so?" frage ich den Soldaten. — „Hier empfingen die Mauren vom Königreiche Léon alljährlich hundert Jungfrauen als „Tribut", sagte der Vertheidiger der Ehre Spaniens.

52 elegante Säulen tragen, wie Spitzen durchbrochen,

zierliche Arkaden; eine höhere Reihe ähnlicher Bogen korrespondirt durch eine unerklärliche Bizarrerie nicht mit den Säulen und Bogen der unteren Ordnung und giebt diesem Hofe dadurch ein höchst pittoreskes Ansehen. Tausend Jahre lagen mit all' ihren Schichten und Verschiebungen auf diesem Bau. Die ältesten, unrestaurirten, hundertfarbigen Thürme stammen aus dem Jahre 906 und sind ächtes Araberwerk. Dann setzte sich Ferdinand der Heilige hier fest. Von 1353—1364 erweiterte, vergrößerte, veränderte Pedro der Grausame den Palast, wie eine Inschrift im Hof der Monteria besagt. 1526 fand hier die Hochzeit Kaiser Karl's V. mit einer portugiesischen Prinzessin statt. Philipp II. schmückte die Sala de los Ambajadores mit Bildern. Philipp III. baute den Waffensaal. Philipp V. beendete das Vestibul.

An jeden Saal knüpft sich die Erinnerung an ein Ereigniß. Wir stehen im Saale der Favoritin Maria Padilla, der Geliebten Don Pedro's des Grausamen. Durch ein geheimes Thürchen war er mit den Gemächern des Königs verbunden. Als fünf Jahrhunderte später die Königin Isabella von Spanien den Alcazar des Ybn Yacub Yussuf, des Verschönerers und Bauherrn von Sevilla, zum Schauplatze ihrer Liebesthaten machte, gingen ihre Günstlinge durch denselben geheimen Gang und dasselbe Einlaßpförtchen, welches zur berühmten Maria Padilla führte.

Don Pedro, der Grausame, hatte einen Bruder, Don Fadrique. Don Fadrique liebte die schöne Maria, vielleicht

ohne Gegenliebe zu finden, denn davon berichtet die Chronik des Pedro Lopez de Ayala nichts. Wie dem immer sei, Don Fadrique, der Sieger aus der Schlacht von Jumilla, kam durch die Puerta Macarena nach Sevilla und erregte dort die Eifersucht — Don Pedro's, des Grausamen! — Wir stehen nun auf einem bräunlichen Flecken des Marmorbodens. Der Soldat macht uns darauf aufmerksam und bedeutet uns: dies sei das Blut des armen Don Pablo Fadrique, den sein Bruder hier überfallen und ermorden ließ.

Ein Schaudern erfaßt uns. Glauben wir auch nicht an die Blutspur, so können wir uns doch nicht des Gedankens erwehren, daß unsere Füße auf dem Thatorte eines großen Verbrechens stehen. Der Soldat führt uns in die Bäder der Dona Maria de Padilla, am Eingang des Jardin de la Danza — ein unheimlich kaltes Gewölbe, in dem jetzt sämmtliche persische Teppiche aufbewahrt werden, welche die zarten Hourifüßchen dereinst betreten, oder welche an den Wandseiten hingen, die jetzt, unverziert und nur mit weißer Kalkfarbe bestrichen, einen so nüchternen Gegensatz zu den Arabesken, Stalaktiten, Orangenwölbungen und gemeißelten Blumensträußen des arabisch-christlichen Palastes bilden. Hier, erzählt uns der Soldat, wohl um das Gespenst Don Fadrique's zu verscheuchen, eine lustige Mär! Zu Don Pedro's Zeiten war es üblich, daß der Tyrann mit seinen Granden, rings um das Marmorbecken sitzend, der badenden Favoritin, Maria, Gesellschaft leistete. Alsdann ging ein Becher um, und jeder Höfling erachtete es als hohe Gunst, einen Trunk von der schönen Padilla Badewasser zu erhalten. Einem Ritter ging dies

nicht ein; er enthielt sich des Labsals und erregte so die Aufmerksamkeit und den Unwillen des Königs. Befragt, zog er seinen Kopf durch folgende Antwort aus der Schlinge: „O erhabener Herrscher und Gebieter! Du wirst meine Enthaltsamkeit gewiß begreifen und billigen, wenn ich Dir sage, daß ich sie nur zu Deinem Heile übe, denn wenn die Sauce schon so schmackhaft und berückend, wie leicht könnte ich einmal Appetit nach dem Braten, dem Rebhuhn selbst bekommen! Erlaß mir also den Trunk.“ — Der König lachte.

Wir aber schritten von Saal zu Saal, von Wunder zu Wunder und hörten Mär auf Mär. Die Sala de las Muñecas, der Püppchen, also genannt, weil zwei ganz kleine Masken von Mädchen in einer der vielen Arabesken und Verschlingungen von Rankenwerk angebracht sind. Man wandert durch Schlafsääle, Speisesääle, Badesääle, aber jeder Schritt und Tritt bringt Neues. Und wie nun die wolkenverscheuchende Sonne siegreich in die Patios hereinfiel, die plätschernden Brunnen vergoldete und den Abglanz der weißen Säulenarkaden in die irisfarbigen Innenräume warf, da stieg einen Moment die ganze alte Maurenherrlichkeit lebendig wieder auf: Sklavinnen wehten Kühlung mit Pfauenfedernfächern, Mädchen riefen, Eunuchen liefen, Gluthaugen glänzten und süße Ambrawolken schlangen sich in sanftem Gekräusel von Säule zu Rundbogen, von Capitäl zu Capitäl. Wage aber nimmer das Auge den Anschmiegungsversuch des Rauchwölkleins nachzuahmen und allen Mäandern, Wirrungen und Schlingungen der goldenen, blauen, rothen Verzierungen zu folgen. Aehnlich sind alle, keine der anderen gleich; wie die

Blätter des Waldes sich ähneln und nicht zwei sich decken. Dunkelbraune, geschnitzte Holzplafonds sehen auf die Azulejos, die Mosaiken, die Marmorplatten des Fußbodens herab und zwischen diesem bunten Oben und Unten wiegt sich eine Welt von Blättern, Aesten, Stauden, Vöglein, Käfern und Schmetterlingen — das allein gibt ungefähr einen Begriff von den Wandverzierungen des Alcazars. Wie die Idee zu dieser Bildnerei in der Phantasie der afrikanischen Künstler zu Stande gekommen, davon versucht Max Nordau in seinem Reisewerke „Vom Kreml zur Alhambra" einen Begriff zu geben. Aber die glühendste Palette kann uns den Zauber des Alcazar nicht nachmalen. Das kann nur der Maler selbst und der muß Tizian oder Makart heißen. — Nordau sagt: „Der Maure liegt in seinem kühlen Gemache auf schwellendem Lager und sein Blick starrt in's Leere hinaus; er richtet das Auge gedankenlos auf die nächste Wand, dort, wo der Sonnenstrahl wie mit leuchtendem Finger hinweist. Anfangs sieht er nur einen Farbenfleck und einige gesetzlose Schnörkeleien: allein bei längerer und längerer Betrachtung gewinnt das Formlose Form und das Leblose Leben; die scheinbar sinnlose Linie wächst zu einem Blüthenzweige mit Blättern, Blumen und phantastischen Früchten an; aus Zweigen baut sich ein Dickicht auf, nach allen Richtungen greift die wunderbare Vegetation um sich, und je länger man diesem Wachsthume folgt, um so reicher sieht man es sich entfalten, und um so klarer und bestimmter tritt jede einzelne Ranke, jede einzelne Blüthe, jedes einzelne Blatt hervor. Nun wandert der Blick in einem tropischen Urwalde umher; schattenhaft angedeutete, aber vom orthodoxen

Künstler nicht bestimmt umrissene Thiergestalten dämmern im Laube und plötzlich sieht das Auge aus dem Gezweige einen göttlichen Ausspruch hervorblühen, als wäre im Walde eine Stimme Gottes laut geworden. Denn Vieles, was Anfangs Arabeske schien, verdeutlicht sich bei längerer Betrachtung zur Inschrift und man liest überall und überall die frommen Ausrufungen: ‚Nur Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet!‘"

Wir standen in den Gärten des Alcazar. Von ihnen bietet sich ein entzückendes Bild der Stadt. Sie sind etwas zopfig, im Versailler Style, aber von einer üppigen, sinnlichen Vegetation belebt. Hier ist Sybaris, und ein duftiger Blumengürtel umgibt sie. Vexirquellen sprudeln über den arglosen Wanderer her. Hier duften Jasmin, Crocus, Rosen und Narcissen — und wehmüthig mußte es der exilmüden Isabella in Paris zu Muthe sein, wenn sie an die Gärten des Alcazar, an seine Fruchtdatteln, seine rothen Oleander, seine Magnolienriesen und schlechten Statuen dachte! Bin ich doch trauervoll und mißgestimmt, denk' ich im Winterfrost an ein Fleckchen sonnbeglückter Erde, das mich so kurze, ach, nur so kurze Zeit getragen. Noch denk' ich jener Quelle, zu der wir durch den Apeadero schritten. Wir saßen still, da kam die Gärtnerstochter und bückte sich zum Wasser. Unter ihrem Busentuche schimmerte es wie von Goldorangen. Ihr Vater sah das nicht, wohl aber erzählte auch er uns seine Geschichte vom grausamen Pedro, den doch Calderon im „Medico de su honra“ und Moreto in „El valiente justiciero“ verherrlicht!

Der alte Gärtner berichtete: „Einst saß Don Pedro

an dieser Quelle und überlegte lange, welchem Richter er eine schwierige Entscheidung anvertrauen solle. Dabei schnitt er eine Orange fast entzwei und ließ sie in's Wasser gleiten. Die Kandidaten für jene schwere Justizfrage kamen herbei und alle antworteten ihm auf seine Ausforschung, was denn da im Wasser schwimme: „Eine Orange!" Una naranja. — Einer aber holte mit seinem Stocke das schwankende, schaukelnde Ding an's Land, besah es und sagte: „Es sind zwei Orangenhälften." — Diesem schlauen Manne wurde des Rechtsstreits Entscheidung übertragen.

Lebt wohl, ihr granadischen Hufeisenbogen, ihr Stalaktiten und Gärten des Sevillianischen Alcazar! Ihr seid so schön, daß man euch eigentlich nur auf der schönsten Reise, auf der Hochzeitsfahrt, betreten sollte. — Eingedenk unseres Versprechens, schritten wir an den Gärten des Herzogs von Montpensier vorbei, auf ein großartiges Gebäude in einer breiten Straße zu. Das ist die Cigarrenfabrik. Vom äußeren Gitter bis an die weitzurückgelegene Renaissancefaçade liegen große, runde Mühlsteine als Pflaster. Aus den inneren Höfen kamen uns fortwährend Karren, von Maulthieren gezogen und mit feinen weißen Fichtenholzkisten beladen, entgegen. Im zweiten Hofe rauschte ein großer Springbrunnen, vier Löwen hielten an seiner Einfassung Wacht, und eine träumerische, wasserholende Cigarrera ließ den Thonkrug überlaufen, wahrscheinlich ihres fernen Heimathsdorfes gedenkend. Als sie von unfern der des Führers Harrenden ansichtig wurde, nahm sie das Gefäß und schritt wie eine Kariatyde vom Erechtheion davon. Uns aber führte man in einen hohen,

endlosen Saal, in dem eine gewitterschwüle Luft herrschte. Er ist gefüllt mit kleinen Arbeitstischen und an ihnen sitzt, ewig die Cigarre in den schmalen Händen drehend, die Tochter des spanischen Volkes, ihr Leben verzehrend, um ihr Leben zu verdienen. Diese Cigarrenfabrik ist ein großes Faß der Danaiden, mit dem Unterschiede, daß oben in dasselbe junges, blühendes Menschensein geworfen wird, während unten Gold für den Staat, die Regierung herausfließt. Man sagt uns, daß die Mädchen 10 Stunden arbeiten, $1^1/_2$—3 Pesetas (Francs) verdienen, aber die Stickluft, welche überdies mit Nicotin geschwängert ist, kaum 2—3 Jahre aushalten und dann wie geknickte Blüthen verwelken, abfallen und — im Grabe vermodern, um neues Pflanzenleben daraus sprießen zu lassen. Ein herzbedrängender Kreislauf! Nun sitzen sie da — fünftausend Frauen und Jungfrauen, aus allen Provinzen Spaniens nach Sevilla gezogen, wie die große Mühle Paris alles Menschenkorn anzieht, um es zu zermalmen! Fast keine ist häßlich, selbst der ausgesprochene Zigeunertypus der Gitana aus der Triana hat einen eigenthümlichen Reiz. Alle haben Blumen im Haar, vor der Brust, und da es fürchterlich heiß in den Sälen, so sind sie alle halbentkleidet. Arme und Nacken glänzen bloß, die Damen sind an den Fremdendurchzug gewöhnt und nur diejenigen, denen es am heißesten war, ziehen nun mit ihren durchsichtigen Händchen ihre reinlichen Fältchen und Läppchen über dem Busen zusammen. Fast alle sind schmal und schmächtig, aus ihren Augen spricht französischer Grisettenwitz und ihre Haut ist leicht gebräunt, aber zart und sammetweich wie Velin. Das ist eine berechtigte Eigenthümlichkeit

der Toledanerin, der Cordovesin und der Sevillanerin. Dick ist nur die Dueña und Aufseherin, die uns durch den Cigarren-, Cigaretten- und Bänder-Saal führt. Das Trinkgeld, wie diese Damen sagen, ist für sie, nicht für die Gesammtheit im Saale. Mehr als eine der Arbeiterinnen zeigt auf ihr in der Wiege schlummerndes Kind, das sie mittels eines an den feinen Knöchel gebundenen Bindfadens hin und her wiegt, während sich vor ihr Cigarre auf Cigarre häuft! Eine Arbeit, die sie längst nicht mehr mit dem Auge, nur noch mechanisch mit der Hand macht. Andere Kinder kriechen verwahrlost auf den rothen, kalten Fliesen umher; alle Mädchen fordern begehrlich mit den Augen, hinter dem Rücken der Dueña, eine kleine Gabe. Wir waren bald ausgeplündert, und es that uns innig leid, nicht das thun zu können, was die Regierung auf irgend eine Weise thun müßte: so viel Elend lindern, so viel Schönheit vor Schande bewahren, so vielen armen, kranken Lungen eine bessere Luft zuführen. Und man glaube nicht, daß wir allenfalls länger, als irgend nöthig, in diesem Harem verweilten. Denn das Herz schnürte sich uns zusammen, die Brust athmete schwer, schmerzliche Blicke brachten uns selbst dem Weinen nahe und bei dem Lachen, Zulächeln, Zunicken, Heranwinken — das alles nur ein paar Kupfermünzen herbeilocken sollte, gedachten wir des Circusclowns, der die verrücktesten Späße macht, während ihm Frau und Kind hinter dem Vorhang auf dem Stroh verathmen. Diese Kleine da ernährt mit 1½ Francs ihre Familie, jene vertanzt sie des Abends oder des Sonntags, um dem ersten besten Manne zum Opfer zu fallen. Jene hüstelnde, bleiche Engelsgestalt

hat noch zwei Monate zu leben. Hinaus! Vorbei an den endlosen Reihen von dunklen Röckchen, rothen Shawls, Schleiern und Mantillen, die alle Wände, wie die Magazine eines Faschingtrödlers bedecken, hinaus in die freie Luft! Die Glocken der Giralda tönen, und über dem Orangenhofe, dem Pátio de las naranjas, geht die Sonne unter . . .

III.

Litterarisches.

Mein Verkehr mit Gottfried Kinkel.

(1884.)

Es giebt Wesen, deren Verlöschen vielleicht nicht von der Menschheit, aber vom Einzelnen wie ein nie zu ersetzender Verlust empfunden wird. Sie sind wie eine Sonne, die nimmer wiederkehrt. Der Tod auch der theuersten Blutsverwandten ist als ein Unabänderliches anzusehen, die Zeit lindert den Schmerz, die Erinnerung kommt seltener, schon Anfangs vermischt sich in ihr Peinliches und Süßes, ein Schatten fällt auf die geliebten Züge und endlich trösten wir uns, den Theuren als einen verklärten Geist in's All aufgelöst zu wissen. — Wenn aber ein großer Mensch, der fördernd und heilsam auf uns eingewirkt, uns plötzlich aus weiter Ferne den Geisterruf zuschickt: „Ich bin nicht mehr," so bedarf es einer langen, langen Frist, bis wir uns mit dem schrecklichen Gedanken vertraut machen. Vertraut! Trauen wir denn unseren Sinnen, die uns die geliebte Gestalt nicht mehr zeigen, das freundliche Wort nicht mehr hören lassen wollen? Nein, es kann nicht sein, ein so vollkommenes Gebilde möchten wir in Form und

Gehalt wie eine Zeusstatue und ein Lied von Goethe erhalten wissen. Aber es geht nicht an, es ist irdischen Gesetzen unterworfen, und die Wehmuth läßt uns den Gedanken begreifen! „Er ist dahin!" Die immer sich wieder vordrängende Thräne quillt; wir hören jenen Raben Poe's: Nevermore! Nimmermehr wirst Du seine Stimme hören, die sonor und wohlthuend klang, ach, und nie wieder seine lieben Schriftzüge lesen.

Er hatte mir einen langen Brief versprochen, der nicht eintraf, und noch jetzt lausche ich der Klingel und meine, der Postbote müsse es sein und mir einen letzten Brief von ihm bringen. Aber das Land, aus dem noch kein Wandrer wieder kam, hat keine Verbindung mit den im Licht Schmachtenden.

Wenn ich heute versuche, aus meinen Erinnerungen und Papieren ein Weniges zur intimen Kenntniß jenes edlen Mannes beizusteuern, so geschieht es nicht aus einer verdammenswerthen Eitelkeit, meinen obscuren Namen mit dem eines großen Dichters in Verbindung zu bringen. Mancherlei Versuchungen, die an mich gerichteten Briefe Kinkel's zu veröffentlichen, habe ich lange widerstanden; ein befreundeter Redakteur, der von deren Existenz Kenntniß hatte, sagte mir, unsere Zeit verbrauche auch das Interessanteste rasch, und selbst Kinkel dürfe nach Monaten schon nicht mehr so intensiv im Gedächtnisse des Publikums leben, wie der berühmte Mann kurz nach seinem Tode. Ich kann das nicht glauben. Die neue Generation wird immer wieder „Otto, der Schütz" lesen und gerne etwas über Den erfahren, der ihn gedichtet, etwas, das nicht in jeder Litteraturgeschichte, in jedem Lexikon steht. Eine gewiß begreifliche Pietät hielt mich ab, sofort über dem kaum geschlossenen Sarge mit Publikationen hervorzutreten,

die — immer Indiskretionen bleiben. Briefe gelten nur dem Empfänger, auch der größte Stilist schreibt sie nicht immer im Frack, in weißer Cravatte, sondern im behaglichen Schlafrock, und wüßte er, daß sie dereinst, vergilbt und bestaubt, wieder an's grelle Tageslicht gezogen werden sollen, so blieben viele ungeschrieben. — Trotzdem haben einige Blätter kurz nach Kinkel's Scheiden solche Dokumente von ihm gebracht. Ruhiger, nicht getröstet, aber resignirter übersehe ich meinen Schatz und je öfter ich ihn überlese, desto mehr fühle ich, daß nur ein Theil, einige Aphorismen Anspruch auf allgemeines Interesse haben.

Nur das Litterarische, und das, was andere junge Talente fördern kann, so daß sie nicht selbst nöthig haben, eines großen Mannes Zeit zu rauben, will ich geben. Mit Politik habe ich mich nie befaßt und alles darauf Bezügliche soll ausgeschlossen bleiben.

Kinkel's letzte Schöpfung, sein Schwanengesang, ist im Aprilheft 1882 der vorzüglichen Westermann'schen illustrirten deutschen Monatshefte erschienen und nun auch in Buchform seinen Verehrern zugängig. Es spiegelt sich darin der ganze alte Kinkel, so wie ich ihn 1866 in London kennen lernte und wie er sich mir später in Zürich als mein Professor der Kunstgeschichte gab. Johannes Scherr hat dies erzählende Gedicht, das durch die vor einigen Jahren erfolgte Aufdeckung der Nekropolis von Tanagra im östlichen Böotien angeregt worden ist, „ein sanftes Abendroth, das sich über die Ruhe und den Frieden eines sonnenklaren Herbsttages ausgebreitet", genannt. Ich möchte es als ein herrliches Idyll bezeichnen, das die Wehmuth über die versunkene Herrlichkeit des einzigen Hellas und

der eigenen Persönlichkeit diktirte, eine Erinnerung an eigene Jugend und eigene Liebe. Um etwas vorzugreifen -- Kinkel predigte den Rathsuchenden, die sich ihm vertrauensvoll nahten, Lokalfarbe. Es ist dies das Colorit, welches Flaubert in „Salammbô", Kingsley in „Hypatia" und Ebers in der „egyptischen Königstochter", Eckstein in den „Claudiern" zu erreichen anstrebten. Ueber dem Tanagra-Gedicht liegt griechische Sonnenklarheit und so manche Farbenpracht, wie sie die Tempel zu Phigalia, Olympia und die Akropolis geschmückt haben mag; — das Landschaftliche erscheint mir mehr Schweizerisch, als Griechisch.

Dem greisen Kinkel war ein Kind gestorben. Mit der Wehmuth kommt über ihn der Geist der Dichtung:

In meiner Seele ruht ein tiefes Leid,
Mir starb mein jüngstes Kind . . . . .
O Dichterherz, sei nicht in Gram verstockt,
Da rings die Welt in Lieblichkeit Dich lockt.
Hoch vom Altan schau' ich des Schweizerlands
Tiefgrüne Sommerpracht im Abendglanz.
Von Rebenhügeln, weit in's Land gestreckt,
Weht her der Duft, vom frühen Thau geweckt;
Die blauen Ströme rauschen ohne Ruh'
Im sanftgeschwung'nen Thal dem Rheine zu,
Aus Nebel glänzen auf die Alpenhöh'n
Im gold'nen Föhn.

So beginnt das Idyll. Die Unterbrechung des Hundetrabs des fünffüßigen Jambus durch die kurze Linie mit zwei Jamben und Reim, die sich durch das ganze Gedicht erstreckt, ist, nebenbei gesagt, der Fund eines echten, ersten Dichters. Die Schweizerbilder kehren auch später wieder. — Der Mann, der Sänger spricht sich selbst Trost zu, er läßt sich durch

das neue Leid nicht niederwerfen, er, der schon soviel des Leides niederwarf, er erwartet noch ein großes Schicksal — vielleicht einen ehrenden Ruf an eine deutsche Universität? —

So brich nicht, Herz, weil der Vergeltung Tag
Noch kommen mag! ......
Von schwerem Schicksal ist die Erde voll ...
Wie oft hab' ich in schweren, bangen Stunden
Erlösung durch den Blick auf's All gefunden!
So heut' auch vor dem innern Auge schwebt
Mir jede Zeit, die vor mir hat gelebt;
Von Neuem will der Geist die Flügel dehnen
Und mich erfaßt ein unbezwinglich Sehnen,
Noch einmal zu der Vorwelt grünen Auen
Zurückzuschauen.

Er erzählt nun die Geschichte eines Jünglings, der Bildhauer einst, dann Kriegsmann, unter Antigonus sein Zelt aufschlug. — Die Zeit ist somit die kurz nach dem Tode Alexanders, des Großen, der 323 vor Christus starb. Er hinterließ dem Perdikkas, als dem „Würdigsten" seinen Siegelring, aber allerlei Prätendenten traten auf: Eumenes, Kassander, Python, Seleukos, Polysperchon, Ptolomäos und Antigonus, der in der Schlacht bei Ipsos 301 vor Christus fiel, tauchten Griechenland und Asien in Blut. — Der Jüngling wird des blutigen Handwerks satt, er gedenkt beim Lagerfeuer, da im Mondenstrahl Freund und Feind im Thal als grause Leichen liegen, der Kunst. Zu Schiff und zu Land eilt er heim. Er wandert

Bis wo die einz'le Wettertanne weilt;
Die Wurzeln in den harten Fels gekeilt,
So trotzt sie einsam auf den rauhen Höh'n,
So Thrakiens Boreas, wie Libyen's Föhn.

Am schroffen Hang, der in das Tannicht schneidet,
Wo nur die wilde Gais des Berges weidet,
Sprießt noch ein kurzes Gras mit dünnen Halmen;
Von Würzekräutern duftend steh'n die Almen!

Die Natur ist schön und auch wohl gleich in gewissem Sinne überall, aber das ist mehr Schweiz, als Griechenland. Doch der Jüngling schaut — Vom Bruderkrieg verwuchs die letzte Spur — unten im Thal seinen Heimathsort, sein Tanagra. Es folgen prächtige, plastisch-greifbare Bilder griechischen Dorflebens, unterbrochen von der Schilderung der Empfindungen des heimkehrenden Künstlers. Wie in der Neuzeit um Zürich und jede Stadt herum, hat sich Alles verändert, ausgebreitet, ein Villenkranz ist entstanden. Er tritt in einen Myrthengang, er sieht staunend eine junge Artemis aus Marmor, — vielleicht ähnlich der, welche wir als Diana von Gabiä kennen — er fragt, wer ist der Meister, wer das Vorbild. Er geht weiter — und findet das Urbild, ein blühend Mädchen, hochgebaut und schlank. Sie erschrickt, bietet indeß dem Fremdling Rast und enteilt. Die früher so theilnahmslose Vaterstadt empfindet er aber nun als — Heimath! — Er kehrt um und sucht sein kleines Elternhaus. Der Schaffner erkennt ihn, den Paxias. Er steht wieder da, wo er gelernt im Homer zu lesen, wo er den ersten Thon geformt. Gäste wohnen ihm im Haus. Ein Dionysostempel soll erbaut werden und der Bildner Agathon, den er als Knabe schon hochverehrt, der grade heut' nach Paros ging, sich einen Block zu wählen, und den die Prytanen in das leerstehende Häuslein einquartiert, wird erwartet. Nachtmahl und Schlaf. Am andern Morgen spinnt der Regen sich leis herab. Er durchwandert sein Heim. Nirgends Moderduft,

anmuthig scheint hier eine Frauenhand zu walten. In der Werkstatt findet er Agathon's Thonmodell, in feuchte Tücher sorglich eingeschlagen, die er nicht zu entschleiern wagt. Seine eigenen Jugendentwürfe stehen noch an der Wand. Hat ihm das Waffenhandwerk die Hand verdorben? Er knetet ein paar Hände voll des weißen Thons, Das, was er machen will, braucht kein Besinnen, an einem kleinen Werk will er's beginnen. Er vollendet Bild auf Bild in raschem Zug, hadert mit sich, daß er in fremdem Sold so manches Jahr verlor. Und die Stunden rollen.

O, wem wird Glück, wie es dem Künstler winkt,
Wenn ihm mit Schaffen Zeit und Welt versinkt,
Wenn aus der Seele feierlichem Schweigen
Die Bilder leuchtend in das Leben steigen!
Was als ein todter Klumpen vor ihm stand,
In Gold verwandelt Alles seine Hand;
In Allem schaut er den vollkomm'nen Leib,
Den er nur kennt, und jedes blüh'nde Weib,
Ob mehr, ob minder Reiz dem Blick sie biete,
Wird Aphrodite.

Agathon kommt zurück und lobt den Heimgekehrten. Er enthüllt seinen indischen Bacchos, der nicht weichlich, wie ihn einst Praxiteles geschaffen, nein, der ein Denker:

Dem leis der Wein die Stirn hat angeglüht,
Daß d'runter der Gedanke frischer blüht,
Wenn er im männlichen Gespräch die Nacht
Beim Kelch verwacht.

Armer Kinkel, wie oft thatest Du's. Dein ganzes Inneres giebst Du in den schönen Versen.

Die Beiden setzen sich zum Glase. Agathon beklagt die

Wandlung der Zeit, man bildet keine Götter mehr, wie Phidias:

Kein Zeus thront in der Wetterwolke hehr
Und kein Poseidon peischt im Sturm das Meer —
Wir glauben selbst an das nicht, was wir schaffen.
Die Herzen sind verglüht, der Witz der Spötter
Vertrieb die Götter.

Praxias erwidert: „Die Götter leben und sie sterben nicht."

Sie sind zu den Menschen herniedergestiegen. Sieh nur den schönen Jüngling Tanagra's — er ist Apoll. Willst Du die Charis bilden, nimm ein Kind in erster Jugend dieser Erde —

Wenn kühle Weisheit den Olymp vertreibt,
Die Schönheit bleibt!

Agathon will nur die höchste Vollendung, die nichts Irdischem gegeben.

Schenkt uns die Schönheit auch im Leben Gunst,
Wo bleibt die Kunst?

Jener lacht. Warum nur höchste Kunst für den Tempel? Sie kehre in das kleinste Häuschen ein. Schau, was ich selbst erfand in diesen Tagen.

Er hebt das Tuch von seinen Bildern ab, und es zeigen sich all' jene zierlichen, reizenden, unnachahmlichen Terracotta-figürchen, die, dem Leben abgelauscht, heute wieder ein Quell unseres ästhetischen Entzückens sind: Das Mädchen, den Krug auf dem Haupt, ballspielende Knaben, Jungfrauen mit Dattelpalmenfächer — bucklige Greise voller Humor oder Weinlaune.

Der Alte lacht und spricht — Ja, so ist das Leben.

Doch das zu modeln kam mir nie in Sinn,
So alt ich bin.

Und Praxias:

Fängst, Herr, Du an zu lachen,
So wird mein Thun dem Volk auch Freude machen.
Wer Erz und Marmor nicht erwerben kann,
Hier ist gesorgt, daß auch der arme Mann,
Wenn heim vom Feld er bringt die schwere Garbe,
Beim eig'nen Herde nicht der Anmuth darbe. —
Wenn ihm sein Weib starb, weiht er's ihrem Grabe...

Und der Alte freut sich lange der Bildchen, ahnt Reichthum und edlen Lohn und

. . . . in künft'ger Zeiten Lauf
Gräbt man Dein Werk aus Grabesnacht herauf,
Und späte Völker freu'n sich im Gemüth,
Wie schön die Welt in Hellas einst geblüht.
Vergehn auch hundert, eins wird sich verstecken,
Und tausend Jahr nach uns noch Freude wecken.

Diese kunsthistorische Prophezeihung ist vielleicht der einzig störende Zug in dem formschönen, künstlerisch-vollendeten Gesang.

Praxias hat aber noch ein Bildchen verborgen. Der Greis erstaunt. „Das," ruft er, „ist, was man ein Wunder nennt." Komm jetzt, daß Schönheit unsres Volkes Eigen, Ich will Dir's zeigen. Er führt ihn einen Rosenhag und Säulengang entlang, in die Werkstatt — seiner Tochter Helena. Sie ist es, die der Jüngling im Myrthengang belauscht, sie ist das letzte Bild, das er liebevoll nachgeformt, sie ist die Malerin, welche die Wände seines Vaterhauses mit herrlichen Fresken aus Griechenlands Geschichte bedeckt. Der göttliche Apelles war ihr Meister, er lehrte sie die Kunst:

Die leicht aus Licht und Farbe webt Gestalten,
Weil mühsam wir im harten Steine walten.

Die Jungfrau naht, selbst ein tanagrisch' Bild. Praxias ist ihr Wirth, sie reicht ihm den ersten Trunk. Sie sieht ihr — sein Figürchen:

So tief im Herzen hat er sie behalten,
So treu in's Leben konnt' er sie gestalten.

Sie lieben sich. — Nach des großen Nikias Vorbild bemalt sie die kreideweißen Gypsgestalten und spricht:

„D'rum will ich Eurer Form, wollt Ihr's gestatten,
Die Farbe gatten!"

In einem wunderherrlichen Landschaftsbilde zeigt der Dichter noch das Glück des durch Liebe und Kunst unauflöslich verbundenen hellenischen Paares.

Des Dichters Aug' schaut Alles, was geschah,
Die Welt rollt unter ihm in Wechselbildern,
Ihm fiel die Kraft zum Loos, sie treu zu schildern,
Nicht wirklich, aber wahr! ...
Und Alles wißt Ihr nun, wie's einst geschah
In Tanagra.

So denkt sich der, wie kaum Einer, mit dem griechischen Alterthum und dessen Kunst vertraute Poet die Entstehung der Terracotten, die bei der letzten Ausstellung in Paris so großes Aufsehen erregten. Einfacher, natürlicher, dichterischer läßt sich der Vorgang nicht schildern. Auch nicht plastischer. Dabei ist die Sprache süßesten Wohllauts voll; wie die Sterne am leuchtenden Sommerhimmel sind die glänzendsten Schönheiten überall hin zerstreut. Der Schöpfer muß auch zufrieden gewesen sein, denn er schließt wie beseligt:

„Dank Dir, o Phantasie! Noch einmal nahtest
Dem Greis Du, wie Du oft zum Jüngling tratest!

Du hast in duft'gem Traum aus alter Zeit
Zur weichen Wehmuth mir geschmelzt das Leid!
Auch wenn es in das ew'ge Sein verschwebt,
Unsterblich ist, was einmal hat gelebt.
Verklärt in's Licht steigt wieder mir empor,
Was ich besaß, was ich so bang verlor.
Auf rothgesäumter Wolke jugendschön
Grüßt mich mein holdes Kind aus Aetherhöh'n,
Und sanft verschwimmt's, ein ros'ger Abendduft,
In gold'ne Luft."

So verklingt das holde Lied, das so schmerzlich angeklungen, versöhnt, verklärt, verklärend, versöhnend als reinste Poesie mit demselben Accord, der Erinnerung an ein verlorenes, aber seliges Kind.

Für das Folgende, und in den Zeiten eines garstigen Realismus, wollen wir uns aber die goldenen Worte merken:

Nicht wirklich, aber wahr!

Kinkel ist hier, was er immer gewesen, Lyriker, Epiker. Ernst von Wildenbruch hat sich zu den poetischen Thonbildchen auch einen Stoff erfunden, in seiner Novelle: „Der Meister von Tanagra" zeigt sich aber die Löwenklaue des Dramatikers. Kinkel hielt bekanntlich große Stücke auf sein Trauerspiel: „Nimrod". Es wird ihm gehen wie Heine, seine Lieder liest Jedermann, seine Bühnenwerke führt man in — Italien auf.

*　　　*
*

In den sechsziger Jahren lebte ich in London. Eines Tages las ich in den Zeitungen, daß Gottfried Kinkel in einem Saale in Islington Vorlesungen über antike Kunst halten würde. Da meine Studien im britischen Museum damals einschlägiger Natur waren, fuhr ich an einem grauen Nebelabende — Montag, den 15. Januar 1866 — durch endloses

Menschen-, Wagen- und Omnibusgewirre nach der von vielen deutschen Familien bewohnten Vorstadt hinaus. Der Eindruck, den der stattliche Mann mit dem Zeushaupte auf mich machte, war ein voller und bleibender; ich glaubte, nie eine sympathischere Persönlichkeit gesehen zu haben und schrieb denselben Abend in mein Tagebuch: „Der Mann spricht mit dem Herzen." Am 22. Januar las er über Aegypten und, wie in jener Einleitungsvorlesung, immer mit besonderem Hinweis auf die Skulpturen des britischen Museums. Das Wort zu dem leicht lösbaren Räthsel „Kinkel" war eben Anregung. Er wollte sein Auditorium nicht so sehr belehren, als zunächst anregen, zu sehen, hinzugehen und nach seinem Commentar die unschätzbaren Werke der Kunst in jenem griechischen Säulentempel der Nebelstadt anzustaunen. Ich glaube, es war ein verzeihliches Begehren, dem Mann, der dem aufstrebenden Jüngling durch That und Gedicht rühmlich bekannt, näher zu treten. Am 29. Januar wurde ich ihm nach der Vorlesung durch gemeinschaftliche deutsche Bekannte vorgestellt. Liebenswürdigkeit war jedes seiner Worte. Unverzeihlich von mir aber waren folgende Thatsachen: Ich hatte auf rein autodidaktischem Wege schon damals — also mit zwanzig Jahren ein indisches Epos, ein persisches Drama und unzählige lyrische Versuche zu Tage gefördert. Und ich wagte es, Kinkel zu schreiben, ob er das Zeug lesen wolle. Dazumal dachte ich freilich respektirlicher davon. Diese Jugendsünden sind übrigens niemals eine Belästigung des Büchermarktes und Lesepublikums geworden. Ich erhielt folgende Antwort:

„23 Blomfield Road. W. Feb. 25. 1866.

1. Mein geehrter Herr! Ihr Vertrauen ehrt und erfreut

mich. Bis zum Abschluß meiner Vorträge in Islington kann ich nicht rechts noch links blicken, aber in der nächsten Woche will ich eine Zeit für eine Zusammenkunft mit Vergnügen bestimmen. Mit Hochachtung Gottfried Kinkel."

Am 11. März las er in Pall Mall vor den neuangekommenen und ausgestellten Hildebrandt'schen Aquarellen. Er antwortete aber nicht mehr. Der Krieg von 1866 brach aus. Ich vergrub mich in griechische Zeiten und schrieb eine Tragödie „Pausanias", auf welchen Stoff mich eine Anmerkung Byron's geführt. Er lag damals übrigens in der Luft. Deutschland und Oesterreich waren Sparta und Athen, Bismarck aber war Pausanias. Es erschien auch bald darauf ein unvollendetes Werk von Bulwer Lytton, ein Drama von Adolf von Schack und Heinrich Kruse, alle Drei das Leben und den Tod des kühnen Griechen verherrlichend. Samstag, den 12. Mai erhielt ich unerwartet nachstehendes Billet:

2. „Mein geehrter Herr! Meine Reise nach Paris und dann die Unterhandlungen, die zu meiner Berufung nach Zürich geführt haben, haben es mir unmöglich gemacht, über meine Zeit zu verfügen. Jetzt kann ich wieder freier um mich blicken. Wenn Sie morgen, Sonntag, früh 11 Uhr mich beehren wollen, will ich mit Vergnügen Ihren Besuch empfangen. Mit Hochachtung, Ihr ergebener Landsmann G. Kinkel."

Das Häuschen lag sehr hübsch in Blomfield Road, gerade da, wo ein Kanal und die Brücke darüber eine Ecke bilden, so recht ein Poetenwinkel. Ich ward zu ihm geführt, er empfing mich in seinem Studierzimmer, in behaglichem, weitem Rocke. Er war freundlich, leutselig, entgegenkommend.

Er forschte mich gehörig aus über meine Lage, meine Beschäftigung, den Studiengang. Von meinen Versuchen hatte er den „Leichenschänder" (später aufgenommen in Leichtsinnige Lieder, J. F. Richter, Hamburg) gelesen und fand die Verse kunstgerecht, technisch schön, nur trug er Bedenken, wie ein innerer Pyramidenraum zu erhellen sei, so daß der Leichenschänder die schlafende Sphinx schauen könne, und eine Umarmung ihrer — Tatzen schien ihm bedenklich. Ich erinnerte an Heine, und herzlich auflachend meinte er: „So lassen Sie's denn stehen." Dann kam ich auf den Bruderkrieg (siehe Tanagra: „Vom Bruderkrieg verwuchs die letzte Spur! —") und Pausanias zu sprechen. Bei dem Worte Pausanias sprang Kinkel wie von einer Tarantel gestochen auf und schrie mehr, als er sprach: „Vier Jahre trage ich mich mit derselben Idee — ich werde sie aber nie ausführen. Ich trage alles zu lange mit mir herum und dann wird es zu nichts. — Wie arbeiten Sie?" — Ich sagte ihm, daß ich zum Beispiel die Ballade der „Leichenschänder" des Nachts in einem Wirthshause zu Dorking geträumt und am Tage im Felde bei strömendem Regen niedergeschrieben. — Er blieb eine Zeit lang stille und schüttelte nachdenklich das schwere Haupt. Dann abbrechend theilte er mir Einiges über meine anderen Versuche mit, die ich selbst furchtbar zerriß. „Es ist überall Talent darin, gehen Sie aber nicht heute nach Aegypten, morgen nach Persien, übermorgen nach Indien mit Ihren zwanzig Jahren, sondern setzen Sie sich einmal hübsch breit auf ein Land. Freiligrath und ich (fuhr er fort) sind in eine für Dichter schlechte Zeit gerathen. Die Politik ist die Predilection (er sprach das Wort englisch aus) der jetzt lebenden

großen Denker; doch wenn die augenblicklich furchtbaren Wirren Deutschlands sich gelegt und entschleiert haben werden, so mag vielleicht eine günstige und für die Poesie fruchtbare Zeit kommen. Mein „Otto der Schütz" hat viel Glück gemacht, meine Gedichte sind ziemlich, mein „Nimrod" ist gar nicht gelesen worden." Wir kamen dann auf die Alterthumsgeschichte, auf Mommsen, Kugler, Reymond, und er fand die alten Stoffe besonders schön und verwendbar, wenn neuere Ideen gleichsam ihren Boden darin fänden. „So wollte ich den Pausanias so darstellen, als ob er Griechenland, das damals von Bürgerkriegen zerrissen, einigen gewollt." Sehr schwierig und kitzlich sei die Darstellung der Katastrophe, die Ermordung der Cleonike im Schlafzimmer des Helden. Er wies auf Cornelius Nepos. Pausanias sei außerdem mit einer Persertochter verlobt gewesen. Die Perser seien die — Italiener von 1866. Cleonike müsse die Aufopferung darstellen, die sich sagt: „Was liegt an mir armem Mädchen? Soll ich den Feldherrn aufhalten? Bin ich das werth?" Natürlich muß sie ihn lieben. — Er gab mir dann Lingg's Gedichte mit, in denen auch eine Cleonike vorkomme. „Ja," sagte er, „Lingg ist ein großer Todtenbeschwörer. Doch wachsen bei ihm manchmal Rosen und Disteln auf einer Staude. Schöner, wie die zwei letzten Strophen „Im Carneval", hat Schiller und Goethe nichts geschrieben." Nun griff Kinkel einen Band Chamisso vom Gestell herunter und las mir laut und schön das Gedicht: „An die jüngeren Sänger" vor. Dies rufe er mir zu. Ich solle nicht aufgeben, weiter arbeiten, das Beste anstreben. Ob die Krone Einem zu Theil werde, ob Verkennung, das Glück ruhiger Arbeitsstunden gleiche keinem andern.

Es war 1 Uhr geworden. Zwei Stunden waren mir verflossen, wie Kinkel die selige Arbeits- und Schöpfungszeit schilderte. Er stand auf. „Ich gehe jetzt nach Zürich und nehme eine Stelle an, die mir wenig einträgt, aber erlaubt, ein paar gute Bücher zu schreiben, während ich hier eine Lehrstelle verlasse, die mir so viel einbringt, als ein Minister in einem deutschen Kleinstaate verzehrt, — das heißt, bekommt!" — Freitag, den 6. Juli 1866 traf ich Kinkel in der „London Institution" bei einer Vorlesung und dort stellte er mich seiner Frau vor. Es gab da Thee für alle anwesenden Zuhörer und Zuhöherinnen, eine echt englische, schöne Sitte und Einrichtung. Um diese Zeit begann der leider zu früh verstorbene Dr. Max Schlesinger unter den Londoner Deutschen für eine Ehrenabschiedsgabe an Kinkel zu sammeln.

Da traf wieder ein Brief von ihm ein. Er lautete:

„23. Blomfield Road, W. 9. August 1866.

3. Geehrter Herr Friedmann. Erst das Nachlassen der Saisongeschäfte hat es mir möglich gemacht, die mir anvertrauten Manuscripte zu lesen. Die „Panthea" hatte ich schon vor Wochen gelesen, als ich mit Ihrem Onkel darüber sprach. In allen diesen Sachen ist viel Phantasie, viel Erfindung, aber Lokalfarbe vermisse ich. In „Bona Diva" klingt der Hiawatha durch; derselbe hat Sie in Wiederholungen, Längen und Aufnahme indischer Wörter hineingeführt, welche Wenige kennen und doch wird dadurch, daß man fremde Namen nennt, noch keine Lokalfarbe erzeugt. Dann fehlt der Erzählung der rasche Fortschritt. Warum wird Kalidasa, der Dichter, erwähnt, wenn Sie hernach nichts mit ihm anfangen? Und die langen Lehren der Weisheit, welche der Brahmine spricht,

geben nicht eine Art Essenz aus brahminischer Lehre gezogen, sondern eine moderne europäische Moral, mit der man keine Staaten schafft. Als Brahmine durfte, beiläufig gesagt, Ihr Greis gar nicht über's Salzwasser fahren .... Concentration der Wirkung, knappe Kürze, langsames, stilles Ueberlegen und charakteristische, originale Schärfe des Ausdrucks, das vermisse ich noch. So ist in der Panthea die Erwähnung des „Zeus" als Persergottes doch unerlaubt. Wir können ja einen persischen oder sonst asiatischen Gottesnamen finden, warum also nicht etwas mehr Charakteristisches? Die „Panthea" ist im Detail schön, hat oft edle Sprache, aber Cyrus spricht wie ein moderner großer Mensch, den seine Zeit nicht versteht. Daß er z. B. als Träger eines reinen Glaubens sich auffaßt, der die Abgötterei bekämpft, diesen wieder sehr charakteristischen Zug lassen Sie, denke ich, ganz fallen.

Ich denke, wenn man über etwas Altes ein Drama schreibt, muß man Alles zuvor studiren, was uns echte Bilder jener Zeit giebt; nicht Xenophon allein in diesem Fall, da er als Grieche schon falsch kolorirt, sondern auch die assyrischen Sculpturen im britischen Museum. Um aus einer Zeit, einem bestimmten Land ein Drama zu schreiben, sollte man so viel davon zu wissen suchen, als sich davon wissen läßt. Statt dessen scheinen Sie mir rasch einen Plan zu erfinden, rasch ihn auszuführen, und dabei ersetzen Sie das plastische Schauen mit modernen Gefühlen. Ist Ihre Ballade „Elpinike" denn etwas Anderes, als die Klage über den modernen sogenannten Bruderkrieg. — Möchte Ihr Pausanias nicht an der Tendenz zu Grunde gehen.

Die zwei größeren Werke sende ich heute durch Post, regi=

strirt an Sie zurück. Mit besten Wünschen für Ihre Erfolge hochachtend Ihr ergebener G. Kinkel."

Mit zwanzig Jahren darf man solch einen eingehenden, väterlich zurechtweisenden Brief schon als eine Ermunterung betrachten. Da Kinkel London nun verlassen sollte, und um mich für seine unverdienten Liebenswürdigkeiten ein wenig erkenntlich zu zeigen, schickte ich ihm zum Andenken an unsern, wie ich meinte, vorübergehenden Verkehr ein Buch: „Ueber die Ornamentik" von Owen Jones. Er schrieb:

„23. Blomfield Road, den 14. August 1866.

4. Geehrter Herr Friedmann. Ihr reiches und glänzendes Geschenk kommt mir wahrhaft überraschend, da ich ja in keiner Weise anders, als mit der eigenen inneren Freude, an den Dichtungen eines Strebenden und an dem persönlichen Verkehr mit Ihnen, Ihre Sachen gelesen und beurtheilt hatte. Ich besitze das höchst werthvolle Werk nicht und habe mir es immer gewünscht, aber es erschreckt mich, weil ich weiß, wie hoch im Preise das Geschenk ist. Allein Sie wollen es nun so, und das Buch soll mich begleiten in meine neue Thätigkeit und wie ich hoffe, noch mancher Generation meiner Schüler in Kunstgeschichte Nutzen bringen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Güte, und verbleibe Ihr hochachtend ergebener G. Kinkel."

Am 27. September 1866 feierten die Deutschen Kinkel's Abschied in herzlich-würdiger Weise. Dr. Heß, Siemens, Gerstenberg hielten Reden. Kinkel ließ uns bis 3/4 9 Uhr warten. Er sprach zuerst englisch, dann deutsch, und entschuldigte sich sozusagen für seinen Uebertritt zum Preußenthum, wie er es scherzhaft nannte: seine Gegner verföchten ja jetzt

seine Sache, seine Zwecke. Er rief mich, der ich still in einer Ecke stand und meine Gedanken hatte, zum Anstoßen. Er habe mir auf einen Brief nicht geantwortet, doch wolle er mich zu Weihnachten sehen. Die Weihnacht kam heran, viel hatte sich in meinem Leben geändert, ich glaubte in meiner englischen Abgeschiedenheit, auch Kinkel habe mich längst vergessen. Da brachte das neue Jahr einen Brief von ihm:

„9 Hill Road. Abbey Road. Kilburn NW. bei Signor Toscani.

Sonnabend 5. Jan. 1867.

5. Mein geehrter Herr Friedmann. Gerne hätte ich selbst Sie besucht, allein das Wetter und die schwierige Communication haben mich in allen Geschäften diese Woche gelähmt, und ich kann nicht durch mit Allem, was ich wünsche. Wenn das Wetter nicht zu abschreckend ist, wollen Sie zu mir herauskommen, um über die in Ihrem vorletzten Briefe an mich stipulirten Dinge — Stellung des Poeten zur Realität der historischen Welt — uns zu besprechen? Ich bin morgen, Sonntag von halb Elf bis halb Ein Uhr Morgens hier für Sie zu Haus.

Eisenbahn bis Edgware Road, dann 20 Minuten Wegs Grove Road, hierauf Fortsetzung davon ist Abbey Road; in Abbey Road rechts eine Kirche, dieser gegenüber links geht Hill Road an. Heute Abend bin ich im National-Verein bei Seyd, sagen Sie mir dort, ob Sie morgen früh kommen wollen. Mit freundlichen Grüßen, Ihr hochachtend ergebener G. Kinkel."

Es war ein Sonnenstrahl in die Nebellandschaft des fußhoch verschneiten London. Ich sagte mir, so schreibt ein

Mann nicht, dem Du lästig fällst, der Dich nur mit ein Paar Redensarten abspeisen könnte. Welche Liebenswürdigkeit, mir einen kleinen Bädeker für den Besuch bei ihm zu senden. Vom Abschiedsfestabend bis heute hatte er daran gedacht, daß er ein Wort gegeben, und hielt es nun. Immer in Bücher vergraben, freute ich mich kindisch auf das belebende, erhebende Wort. Doch war ich voller Furcht. Ich hatte auf seinen Brief (Nr. 3) zu antworten gewagt und sollte nun, der Unwissende, meine Ansichten, meine Erstlingswerke, dem reifen Poeten und Lehrer gegenüber vertheidigen. Jedenfalls war ich sicher, etwas zu lernen. Sonntag, den 6. Januar 1867 fuhr ich getrost mit der Underground Railway durch Dampf, Rauch, Finsterniß, unter den Häusern Londons hinweg nach Edgware Road und dann in einem Cab durch den hohen, grauen, schmelzenden Schnee. Ein kalter Regen fiel langsam; die kahlen Bäume tropften schmutzige Thränen auf die kohlengeschwärzten Straßen. Wahrlich, Kinkel konnte der Gegend den Vorwurf nicht machen, es fehle ihr an Lokalfarbe. Kinkel's Tochter Adele, die deutsche Maid, führte mich eine Treppe des kleinen Hauses hinan. Der Vater habe die Nacht im National-Verein zugebracht (der Brief war mir zu spät zugegangen, um selbst hingehen zu können) und liege noch zu Bette. Sie müssen eine Weile verziehen! sagte sie in hellem, freundlichem Deutsch, mit gar liebem, aber geringem englischem Accent. „Nein! er schläft nicht mehr!" rief der Papa, ihr antwortend, fröhlich heraus und während ich ihn aufstehen und sich waschen hörte, blätterte ich in einem großen Ariost. Endlich kam er. Nach den ersten verlegenen Worten der Beschämung und des Dankes wurde mir's bald behaglich. Er lobte Zürich, seinen jetzigen

Lehrort, und trank dabei eilig seinen Kaffee. Ob ich fleißig gewesen sei? Ich bekannte allerlei Böses. Er meinte, das sei recht, ich solle mich an allerhand Kleinem üben und in diesem Jahrhundert der Zeitschriften zuerst auf diese Weise vor die nothwendige Oeffentlichkeit treten. (Ein Rath, den ich beinahe acht Jahre lang nicht befolgt.) Wir sprachen von Frankfurt, seiner Eroberung, seiner Liebe zu Vorlesungen, Musik, Theater, vom dort aufgeführten Oedipus auf Kolonos. Er machte Frankfurt den Vorwurf, trotz seiner republikanischen Anlage immer zur Monarchie hingedrängt zu haben, wie es immer zu Oesterreich . . . . gehalten. Wohl möge Frankfurts Besitz an Papieren seine jeweiligen Sympathien oder Antipathien bestimmen. Er verdammte gewisse Anleihen, sein Freund Gerstenberg habe auch eine gemacht, aber für den Freistaat Chili, der sich gegen die Tyrannei Spaniens wehren wollte. — Dann auf ein Thema überspringend, das uns Beiden wohl näher am Herzen lag, frug er, ob und wie ich den Pausanias beendet? Ob mich der Ausgang des Krieges in Deutschland beeinflußt? Ich sagte, ich habe Alles nach dem Plane, den ich schon vor seinen Rathschlägen aufgesetzt, beendet. Er lachte herzlich und sagte: „Recht! Der Dichter darf sich nicht irre machen lassen, er muß einem einmal angelegten Plane treu bleiben; es geht doch nicht an, daß man jede Möglichkeit berücksichtigt; der Eine hätte das so gemacht, der Andere hätte Jenes benutzt — was man aus sich herausgestellt, soll bestehen und nicht nach jedem Urtheil geändert werden. Lokalfarbe ist mir Alles. Ich habe seit 1849 nichts geschrieben, weil ich fühlte, daß mit Goethe, Schiller, Körner, alle verschwommene Poesie zur Gruft geleitet wurde. Nur durch

Realismus im Schaffen, durch ächte, wahrheitliche Färbung kann etwas Neues, Würdiges, gebildet werden. Lesen Sie den „Schiller" und „Sokrates" von dem (seither verstorbenen) Eckhardt — das hat Kolorit — aber alles, was im Tell, Tasso, in Maria Stuart steht, hat keine Lokalfarbe. Philipp II. in Don Carlos wird gerührt — mir sind diese guten, schönen Menschenseelen zuwider, weil sie einfach nicht wahr sind. Die schweizer derben Landleute, die selbst ihre Mistgruben ausleeren und in einer Gelte auf die Aecker tragen, sprechen ganz anders, wie die Tell'schen. Daß Goethe, der ein freier Schriftsteller werden konnte, Minister an einem kleinen Hofe wurde, das erklärt den Abbruch des Egmont, des Faust, und das Polizeiwesen des Wilhelm Meister, die Confusion der Wanderjahre. Unverzeihlich scheint mir die Weglassung des dämonischen Zuges der Leonore, die später ein Wirthshausteufel wurde und ihr Vermögen vergeudete. Lesen Sie darüber (ich glaube, es war:) Ranke! Ebenso verdamme ich die Auslassung des Zuges, daß Antonio den Tasso haßt, weil er Leonoren haßt, und in ihm ihr schaden will. — Schon Immermann hat den fünffüßigen Jambus, in dem diese Dramen geschrieben, die Chausseepappel, den Butterfrauentrab genannt, er trägt auch zur Unwahrheit des Ganzen bei. — Warum haben uns die Hildebrandt'schen Sachen aus China und Japan so entzückt? Weil sie den Hauch, den Schmelz der Gegend auf sich trugen — weil sie sind, wie der Ort selbst, weil sie ächt und getreu sind. Gehen Sie in die Nationalgallerie und sehen Sie sich die zwei Turner'schen Bilder zwischen zweien von Claude Lorrain an. (Er beschrieb mir die Wand genauer.) Dort vergleichen Sie, wie denn überhaupt der junge, werdende Poet

— denn das sind Sie doch noch — viel vom Maler lernen kann. Es ist die Gründung Karthagos. Turner's Sonne geht dort unter, wie er sie hundert Mal über'm Hyde-Park untergehen sah. Alles verschwommen, verwischt, vernebelt. Glauben Sie, Afrika habe einen englischen Abendhimmel?" Er redete sich in eine Begeisterung hinein, kaum kam ich dazu, einige höchst einfältige Einwürfe zu machen.

Ich meinte schüchtern, der Dichter, wolle er bei der ungeheuren Masse des Vorhandenen, Alles bereits über einen Gegenstand Gesagte wissen, laufe Gefahr, zum trockenen Gelehrten herabzusinken. Das Schöne und Erhebende, was den Menschen bessert, ihn zu Mitleid und Bewunderung hinreißt, mache doch den Hauptantheil des Kunstwerks aus, nicht das archäologische Beiwerk. Das Gelesene hänge sich wie Blei an die Flügel der Phantasie und lähme den Aufschwung. Er bestand darauf, daß solche „Tieckelei" und „Schlegelei" überwundener, romantischer Standpunkt sei; vom Realismus der Beschreibungsweise komme der Dichtkunst neues Heil. „Sie, und alle Ihr deutschen Dichter," fuhr Kinkel heftig auf und ab gehend fort, „Ihr lebt zuviel in Eurer eigenen eingebildeten Welt, Ihr nehmt keinen Theil an den Außendingen. Sie haben Pflichten und wenig freie Zeit! sagen Sie. Lehrgeld muß Jeder geben. Hören Sie Redner, gute und schlechte. Von den schlechten habe ich am meisten gelernt, nämlich, wie man's nicht machen muß. Kommen Sie in den National-Verein. Lassen Sie sich hier in die „Gelehrte Gesellschaft" aufnehmen, wo ich Sie nächsten Samstag vorstellen will. Da übernimmt Jeder die Verpflichtung, selbst einen Vortrag zu halten. Ich will Ihnen gleich Ihren Stoff geben. Lesen Sie über die

Ornamentik in Beziehung auf die moderne Kunst des Goldschmieds und sehen Sie Alles nach, was darüber im Homer steht. Ja, nur im Umgang mit Menschen erwirbt man sich Menschenkenntniß. Besonders ist Berührung mit Vielen lehrreich für den dramatischen Dichter, da ja im Leben, wie im Drama doch nur Einer den Andern zur That auffordert. So wie das Leben an Rüstigkeit, gewinnt das Drama an Leben, wo eine solche Aufforderung statt hat. Das sind die dramatischen Stellen, nicht wo Gefühle recitirt werden, sondern wo eben Einer den Andern zur That drängt!"

Wir standen auf und Kinkel machte sich zum Ausgehen bereit. Ich bat ihn, mir zu sagen, wodurch ich solches Entgegenkommen, solche Liebenswürdigkeit verdient hätte, und ob er jedem Strebenden, der an ihn heranträte, so viel Zeit seines kostbaren Lebens schenke? „Machen Sie keine Flausen!" sagte er lachend. „Ich lerne ja auch dabei meine Gedanken ordnen und zusammenstellen. Ich habe Sie gleich von Anfang an ohne Geschichten und Flausen behandelt, Ihnen Lob und Tadel ohne Rücksicht gegeben und sehen wollen, ob Sie beide vertragen können. Ueberzeugt mich ein Strebender schon von vornherein von seiner Hoffnungslosigkeit, so sage ich ihm, um ihn schnell los zu werden: Suchen Sie einen Verleger zu bekommen." — Er ließ mich noch einige Minuten allein mit seiner Tochter und dann fuhren mich die beiden trefflichen Menschen an die Bahn.

Für mich ist diese Unterhaltung, die wieder zwei Stunden währte, von bleibendstem Eindruck und tiefem Einfluß gewesen. Sie führte mich zunächst in ein ganz neues und nochmaliges Studium der Alten, dessen Frucht mir die Gesänge „Aus

Hellas" waren, an denen jene Kenntniß des alten Details gelobt wurde, das Kinkel so eifrig postulirte. Liegt in jenem Postulat aber nicht schon der ganze französische Realismus Daudet's und Anderer, der zum Naturalismus Zola's, nothwendigerweise führte? Der deutsche Dichter bleibt, wie in „Tanagra", aber auch als Naturalist Idealist und schildert die Welt und die Gegenstände, wie Kinkel sagt: „Nicht wirklich, aber wahr!", welchen Wortes wir uns hier erinnern wollen!

Samstag, den 12. Januar 1867 ging ich auf Kinkel's Wunsch in die „Gelehrte Gesellschaft". Kinkel war dort und machte mich mit einigen Männern bekannt, die ich während meines Londoner Aufenthalts zu meinem Nutzen öfters wiedersah. Ein Herr — ich weiß nicht mehr wer — las über die Friedenspolitik des Aristophanes, die aus allen seinen Stücken spreche. Man trank Thee und Kinkel hielt alsdann einen Vortrag über indische Kunst und Sculptur. Dann gingen wir alle zusammen noch in ein Wirthshaus und kneipten bis Zwölf Uhr. Kinkel war so gemüthlich und liebenswürdig, wie immer. Er erzählte beim Bier, wie viele lange eingeschlafene Erinnerungen an sein früheres deutsches Leben ihm in Zürich wieder auferwacht, was er in seiner freien Zeit gelesen, gelernt, gelehrt.

Zwei Jahre später, noch immer von einem ungestillten Wissensdrange erfüllt, ging ich, schon zweiundzwanzig Jahre alt, nach Zürich an die Universität. Am 14. April 1869 besuchte ich Professor Kinkel in seinem Landhäuschen, Unterstraß, ziemlich weit vom Polytechnikum gelegen. Seine Frau empfing mich, wir sprachen von London, vom gigantischen

Meer, den gastlichen Schlesinger's, dem blüthenreichen, englischen Frühling. Der treffliche Kinkel trat ein, liebenswürdig und männlich wie immer. Die zwei Jahre schienen spurlos an ihm vorübergegangen zu sein. Er wunderte sich über mein Hiersein, lobte meine Energie, es war vom entrückten „Pausanias", der neubegonnenen „Vestalin" die Rede, und an jene Londoner Unterhaltung anknüpfend, sagte er: „In der Bewältigung des beim Studium sich anhäufenden Materials zeigt sich eben der berufene oder unberufene Dichter. Ich habe Sie immer für einen Berufenen gehalten." Er lud mich ein, seine „antike Kunstgeschichte" zu „belegen" und sein Haus recht oft zu besuchen. Auch hörte ich ein Colleg über Sparta und Hellas bei Kinkel's jungem Sohne Gottfried, auf das sich nur noch ein Engländer eingeschrieben hatte. Da war es denn sehr erbaulich, als eines Tages der alte Kinkel sich neben uns Beide auf die Bank setzte und seines gelehrten Sohnes Vorlesung mit anhörte. Unvergeßlich, lehrreich und reinsten Genusses voll war so mancher Abend im Kinkel'schen Hause, wo man bis spät in die Sommernacht beim Glase Veltliner über alte und neue Litteratur sprach und auch die Frauen manch geistreiches Wort einflochten. Besonders eines solchen Plauderabends erinnere ich mich, da Kinkel allerhand psychologische Räthsel berührte und man einen mit Rüdesheimer vermischten Maiwein begierig schlürfte. Kinkel erzählte von einem Freunde, der nächtlicherweile sein Bild beim Nachhausekommen im Zimmer zu sehen vermeinte, den Aberglauben hatte, wem dies geschähe, der müsse im selben Jahre noch sterben und der wirklich bald darauf starb. — Er hatte einfach zwei sich gegenüberhängende Spiegel im Zimmer gehabt und

so war er sich selbst doppelt erschienen. Man kam auf immer schaurigere Gespenstergeschichten und Kinkel recitirte Lenau's Gedicht: „Der Raubschütz". „Der alte Müller Jakob sitzt allein beim Glase Wein. Da erscheint ihm ein Waidmann mit dem Feuerrohr, mit seinem Stöberhund, der Raubschütz ist's, der wilde Kurt, der jüngst im Wald erschossen wurd'. Sie jagen zusammen im Walde. Der kühner gewordene Müller fragt: „Was ist's in jener Welt?" Da murmelt trüben Angesichts der Jägersmann: „Es ist halt Nichts!" Kinkel spann lange Gedankenreihen darüber, was Lenau sich wohl dabei gedacht habe. Er läßt einen Geist, eine Seele, ein Gespenst aus einer anderen Welt wieder kommen, mit der es halt gar nichts ist, die also nicht existirt. Man wußte nicht recht sich mit dem aufgeworfenen Problem abzufinden, wohl weiß ich aber heute noch, daß mir der einsame Nachhauseweg von der Unterstraß zur Oberstraß recht gruselig vorkam und mir auf meiner noch einsameren Studentenstube aus der Maiweinbowle keine Roquette'schen Feen und Geisterlein, sondern recht unheimliche Gespensterträume heraufstiegen.

Herrlich waren ferner in Zürich die Wanderungen vor den Gypsabgüssen der Parthenonfiguren, der Niobiden, und so manchen unsterblichen Kunstwerken, zu denen Kinkel die feinsten und geistreichsten Commentare lieferte. Wie sonor und voll klang sein sympathisches Organ in den stillen Räumen. Aber das haben Tausende, wie ich, gesehen, gehört und genossen, und ich will nur erzählen, was ich allein von dem heitern freundlichen Geiste weiß. — Freitag, den 2. Juli 1869 hatte ich wieder eine lange Unterredung mit ihm, die sich aber um noch lebende Professoren drehte, und daher nicht wiedergegeben

werden soll. Er lud mich ein, den folgenden Abend zu einer Unterhaltung im Sihlhölzli zu kommen, wo er es nicht verschmähte, mit wenig hübschen Züricher Mädchen Pfänderspiele zu treiben. Dann setzte er sich mit mir in eine stille Ecke und sprach über Immermann's Merlin, Aristoteles und tausend andere Dinge. Von dem griechischen Philosophen sagte er: „Jeder Fachmann behauptet, in seinem speziellen Fache sei Aristoteles nichts, sonst aber ein großer Mann.“ Sonntag, den 4. Juli 1869 fuhr ich in einem kleinen Kahne ein wenig vor der Tonhalle hin und her. Zu meinem — Unglücke ersah ich da Fräulein Werner, die mit zwei Buben Kinkel's auf und ab ging. Sie baten mich, sie ein Bischen mitfahren zu lassen, und es geschah. Als ich sie wieder an's trockene Land gesetzt und davon gerudert war, hörte ich bald darauf einen großen Lärm, die Menschen rannten zusammen und ich vernahm durch einige bekannte Studenten, einer der beiden Knaben sei in's Wasser gefallen. Obwohl ich natürlich ganz unschuldig daran —, da ich sie sound and safe wieder in Fräulein Werner's schützende Arme geliefert, war mir doch unheimlich zu Muthe, ich ruderte zurück — eine ziemliche Strecke — und fand Niemand mehr auf dem Platze. So warf ich mich denn in einen Wagen und fuhr zu Kinkel's, wo ich den Knaben schon in warme Tücher gehüllt und im Bette schwitzend fand. Ich rannte indeß noch zu einem Arzte, und mußte zum Abendessen bleiben. Kinkel sprach unter Anderem von seinem „Grobschmied von Antwerpen“ und sagte: „Der Entschluß meines Mädchens ‚so im Pallasstile‘, ihren Körper lieber dem geliebten Manne, als dem Kloster zu geben, ist sehr kritisirt worden. Aber von wem? Von den Ver-

ächtern einer gesunden Sinnlichkeit. Ich weiche auch bei meinen Vorträgen vor den Gypsen, gegenüber einer leicht erregbaren Jugend, dem Sinnlichen nicht aus, wo es sich in den Weg stellt. Wer das thut, ist eben nicht aufrichtig und ehrlich."

Bald darauf veranstaltete man in Zürich eine Solennität zu Ehren Gottfried Keller's. Ich begegnete Kinkel, und er meinte, es sei recht, sich hier zu treffen: „Denn wenn man nicht bei Keller's Dichterfeier zugegen sein solle — wo denn!?" Bei einer anderen Schlußfeier gegen das Semesterende war auch Kinkel mitten unter den Studenten und hielt eine Rede, wehmüthig auf sein Alter und seinen weißen Bart anspielend und darlegend, wie wenig er noch zu erleben hoffe. Das Ziel Deutschlands, die Einheit, sei nun errungen, wenn auch durch die Monarchie. Nun aber müsse, wie unter uns hier in der freien Schweiz, wo der Befähigtste und Tüchtigste durch Volkswillen gewählt und zum Herrn gemacht sei, also auch die Staatsform Deutschlands werden.

Bei meinem Abschiedsbesuche in Kinkel's Hause traf ich den alten Herrn leider nicht an. Er schrieb:

„5. Aug. 1869.

6. Lieber Herr Friedmann. Es hat mir sehr leid gethan, daß ich heut' abwesend war, indessen sagt mir mein Sohn, daß Sie sich entschlossen haben, nächstes Semester hier noch in Zürich zu sein, und hoffe ich auf ein baldiges Wiedersehen.

Die Jahn'schen Aufsätze (die ich Kinkel geliehen, „Otto Jahn, Alterthumsforschung") habe ich, soweit sie meine momentanen Studien berühren, gelesen, sie haben mir viel Freude gemacht, weil auch solch' ein ochsig gelehrter Philolog mensch-

lich zu schreiben anfängt. Ich danke Ihnen sehr dafür, sie, liegen hier bei. Mit freundlichem Gruß Ihr hochachtend ergebener G. Kinkel."

Die Zeit verstrich. Ich kehrte nicht wieder nach Zürich zurück, da mich der Winter in Heidelberg mehr anzog und ich an den Schweizer Menschen nicht recht Gefallen gefunden. Dann verschlug mich mein Geschick nach Wien. An einem warmen Septembertage (Freitag, den 23. Sept. 1872) traute ich meinen Augen kaum, als ich den greisen Kinkel allein auf einer von Schatten geschützten Bank in der Nähe des Kur-Salons sitzen sah. Er bat mich, Abends zu Dreher zu kommen. Beim schäumenden Bier erzählte er so mancherlei. Ich hatte damals die „Savilia" geschrieben und sprach ihm davon. Er stellte die Männerschönheit weit über die weibliche, „wegen des geschlossenen Baues der ersteren und des schlechten Untergestelles des Weibes (ips. verba), wegen der vergänglichen, nur utilitären, aber nicht schönen feminilen Brust." Er war unverändert in seinem Wesen, liebenswürdig, jeden Neuling also gewinnend, dem alten Bekannten treu und erprobt. Tags darauf besuchten wir das Gypsmuseum in der Annagasse, und stellte Kinkel besonders über die neu aufgestellte „Amazone" schöne Betrachtungen an. Fast jeden Abend versammelte sich eine gewählte Gesellschaft um ihn im ‚Römischen Kaiser' in der Renngasse. An einem derselben trat Kinkel, und zwar sehr erregt, ein und fing, sich niedersetzend, sofort an, einige Verse zu citiren. Den Eindruck zu beschreiben, den diese Recitation auf mich machte, ist nicht möglich. Es waren ja meine eigenen Verse, die Kinkel so klar und voll sprach: „Das darf nicht im Pulte bleiben," sagte er. „Nun müssen Sie

mir an die Oeffentlichkeit. Ich weiß, was Sie von früher im Pulte haben — nun aber haben Sie etwas gelernt und beweisen es. Lassen Sie mich nur machen. Den Schluß aber müssen Sie mir ändern. Der ist barbarisch und geht nicht." Mittwoch, den 16. Oktober fuhren wir in größerer Gesellschaft nach Klosterneuburg. Er wollte den berühmten Schrein dort sehen. Auch das „Fasselrutschen". Er nahm mich bei Seite und sagte: „Sie empfinden das Kunst- und Naturschöne innig und damit ist's, selbst wo keine Kunstvertiefung wäre, einstweilen genug." Es folgte ein langes Gespräch über Gothik und das Verduner Email-Werk bis spät in den Klosterneuburger Donaumondschein.

Am 28. Dez. 1872 schrieb Kinkel:

„239 Unterstraß bei Zürich.

7. Lieber Freund! Von Italien und Wien nach 8 Wochen Reise zurückkommend, hatte ich hier sofort die Collegien anzufangen und einen wöchentlichen Vortrag vor Damen in Gang zu bringen; dazu kam ein Haufen aufgestapelter Geschäfte, der meinen Schreibtisch bedeckte. Mit aller Anstrengung habe ich bis zum Schluß der Vorlesungen diese Last balancirt, oft packeselartig strauchelnd, aber doch stets auf den Beinen. Nur ließ sich auch kein Federchen mehr aufladen. Jetzt soll das neue Jahr mein Gewissen Ihnen gegenüber nicht neu beladen.

Also zuerst und heut' habe ich an Rodenberg geschrieben (wohnt 23 Schöneberger Ufer, Berlin, redigirt nämlich den ‚Salon' von Berlin aus) und die „Savilia" warm, wie ich diesem Werk gegenüber empfinde, zur Aufnahme in den ‚Salon' empfohlen. Der Schluß, wie Sie mir ihn zugeschickt, ist

menschlich noch möglich, und die glänzenden Schilderungen in der Hälfte werden nicht im Gräulichen untergehen. (Ich war ursprünglich genau der Sage gefolgt.) Ich danke Ihnen von Herzen für die Liebe, die aus Ihrem Briefe vom 7. Nov. spricht. Verzeihen Sie mir, wenn es möglich, diese Verspätung. Auch mir war die Wiener Zeit eine glückliche, ich habe speziell mit Ihnen frohe Stunden zugebracht, viel gesehen und gelernt, was heut' noch nachwirkt, und mich noch einmal wie jung und in voller Kraft gefühlt. Allerdings, wie Sie andeuten, lebe ich sofort von der Hand in den Mund, und die Erträgnisse meines Sitzfleisches aus der Albertina constituire also gleich zu einem Colleg über die Geschichte der Kupferstecher-Kunst, welches ich jetzt halte, mit Vorweisungen auf unsere neue, gar nicht unbedeutende Sammlung.

(Kinkel sandte mir später: „Das Kupferstich-Kabinet des Eidgenössischen Polytechnikums". Ein Vortrag. Separatabdruck.)

Unser Weihnachtsfest war sehr glücklich. Denken Sie, ein Sohn von 28, und ein Töchterchen von 5 Jahren zusammen unterm Weihnachtsbaum. Meine Frau wie immer heiter und glücklich, weil sie so viele Glückliche machte. Fräulein Werner ist noch in Zürich und feierte natürlich auch mit. Die Damen und Gottfried schicken Ihnen den freundlichsten Gruß.

Sie sind glücklich, daß Sie noch Muße zur Poesie finden. Wie ich in Wien das Theater besucht, sah ich wohl, daß ich jetzt auch, neben dem Feuer, die Routine los haben würde, ein Zugstück zu schreiben, — aber ich komme zu keiner zusammenhängenden Rast der Gedanken mehr, weil ich zu vielerlei zu lehren, zu besorgen habe.

Wenn aber etwa 200 Menschen jährlich bei Einem hören, und etwas dabei lernen, das steht auch der gewöhnlichen Wirkung eines Buches gleich, obwohl freilich die Resultate nicht so greifbar sind. Und wovon man Wurst gemacht hat, das kann man nicht mehr als Schinken essen wollen!

Ich will vor Neujahr möglichst noch alle Briefschulden aus 1872 abthun (was bei circa 300 Briefen im Jahr stark in die Kreide geht), also wollen Sie mir verzeihen, wenn ich schließe. Erhalten Sie mir Achtung und Wohlwollen, ich bin und bleibe Ihr hochachtend ergebener G. Kinkel.

Bitte empfehlen Sie mich ...... den versprochenen „Nimrod" erhält er auch noch im alten Jahr."

Die freundliche Bemühung Kinkels für mein Werk war umsonst. Ich hatte bereits einen Verleger gefunden, telegraphirte ihm, den Brief an Rodenberg nicht abzusenden, und telegraphisch nahm er die Widmung an. — Tags darauf kamen noch folgende Zeilen:

„239 Unterstraß bei Zürich, 2. Jan. 1873.

8. Hochgeehrter Herr! Ich freue mich, daß auf die eine oder die andere Art die „Savilia" vor die Welt tritt. Rodenberg habe ich sofort, mit Erläuterung der Sache, abgeschrieben. Die Dedication, mit der Sie mich beehren wollen, nehme ich gerne an. Und so, eilig schreibend, weil ich heut' bei „Antiquarischen" zu „bächteln" gedenke, nur einen freundlichen Glückwunsch zum neuen Jahr von meiner Frau und Ihrem ergebenen G. Kinkel.

Die „Grammar of Ornaments", womit Sie mich in London erfreuten, macht heut' den hiesigen Studenten erst recht Freude, da ich sie bei den Vorträgen zur Kunstgeschichte mehrfach zur Illustration benütze."

Diesem Briefe lag ein gebundener „Grobschmied von Antwerpen" mit der Widmung „Poetae Poeta" bei.

Die „Savalia" war inzwischen erschienen und hatte zuerst in der ‚Neuen Freien Presse' freundliche Beachtung gefunden. Da sich einige Kritiker scharf gegen den Stoff aussprachen, glaubte Kinkel, was er privatim gelobt, auch offen vertheidigen zu müssen und schrieb einen — anderweitig wieder abgedruckten — offenen Brief an mich in der Wiener ‚Montagsrevue'.

„259 Unterstraß bei Zürich.

9. Lieber Freund! Ich danke Ihnen für die übersandten Exemplare der „Savilia" und die Dedication. Am Ende Mai oder Anfang Juni sandte ich an Dr. Herzog, Redakteur der ‚Montagsrevue' eine Vertheidigung Ihres Gedichtes gegen die . . . . Angriffe in Wiener Blättern, die Sie mir mitgetheilt. Er versprach mir, sie umgehend zu drucken, ich hatte ihn aber gebeten, mir ein Exemplar zu schicken; das ist nicht geschehen, also hat er vielleicht nicht die Courage gehabt, den Artikel zu bringen. (Er hat sie gehabt.) Das würde mich sehr verdrießen; wollen Sie etwa, falls der Artikel nicht gedruckt worden, einmal bei ihm anfragen? Seine Adresse ist: „Unionbank".

Melden Sie mir, welchen Erfolg das Gedicht gehabt hat. Es ist heut' so heiß, daß ich mich nicht capabel fühle, mehr zu schreiben, da hier Alles in gleichem Gleis fortgeht. Also mit freundlichem Gruß von meiner Frau und mir, Ihr alter freundschaftlich ergebener G. Kinkel.

Auch meine Schwägerin Maria Werner, trägt mir post scriptum noch freundlichen Gruß an Sie auf."

„259. Unterstraß bei Zürich, 30. Juli 1873.

10. Lieber Freund! Ich muß mich heute kurz fassen, denn ich lese das letzte Colleg des Semesters und fahre dann zu den Meinigen, welche seit 14 Tagen in Weesen am Wallensee sich aufhalten. Dort will ich baden und auf den Haufen Grummet herumliegen, das sie dort eben abmähen. Und dafür hab' ich heut' noch Allerlei zu besorgen. — (Adresse bis gegen 15. August: Kinkel in Fly=Hof, bei Weesen, Canton St. Gallen, Schweiz.) Dank für Ihre beiden Briefe; es hat mir Freude gemacht, Ihnen einen Dienst als free lance in Ihrem Combat gegen die Recensenten zu thun. Ich freute mich auch sehr über Ihre Nachrichten aus England (ich fuhr im Sommer 1873 zweimal nach London) und daß das stolze, freie, brave Land Ihnen nach Wien so gefiel. Die Damen behaupten übrigens, Sie hätten die „Savilia" geschrieben, weil der Name mit Sylvia Aehnlichkeit habe.

Wegen II. Ausgabe. Da Sie mir die Frage so nahe legen, (sonst liebe ich nicht, guten Rath zu geben) so sage ich: Geben Sie die II. Ausgabe ohne Zusatz, denn in der Art, wie ein Ding zuerst durchschlägt, muß man es fortrollen lassen. Wenn Sie jetzt sogar Besseres zufügten, würde es die „Savilia" nur in ihrer Verbreitung hindern. Nur dabei bleibe ich: Die Quelle möchten Sie schon citiren; aber abdrucken ließe ich sie nicht wieder. Es ist keinem Menschen angenehm, wenn er eben eine poetische Geschichte gelesen hat, dann zu hören, daß sie eigentlich anders gewesen und anders ausgelaufen ist. Auf Ihre Apologie der „Savilia" gehe ich heute nicht ein, vor meinem Gemüth ist auch keine Apologie nöthig. Dagegen schicke ich Ihnen einen kleinen Ertrag meiner

Wiener Reise, die auch Ihnen im Belvedere wohl noch einen oder den andern Fingerzeig geben mag, obwohl es eigentlich, wie ich ja auch sage, nur für Ausstellungs-Confusionariusse geschrieben ist, und für die, besonders die modischen Damen, ist's noch viel zu tief, zu knapp, zu schwer! („Der ‚Salon' 1873, Heft X. Ein Gang durch die Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien. Von Gottfried Kinkel.)

Gott helfe den Menschen diese Wiener Ausstellungs-Confusion wieder aus dem Hirn zu kriegen! — Ich komme, wenn die Cholera nicht so bös, daß meine Frau mich nicht gerne fortläßt, zu dem kunstwissenschaftlichen Kongreß in Wien, 1.—3. September.

Die ersten Tage kann ich den Kollegen mich nicht entziehen, aber ich gebe Ihnen sicher bald nach dem 3. ein Rendezvous zum Bier Abends in der Stadt Frankfurt. Von den Meinen ist im Moment Niemand bei mir, alle Ihre Grüße habe ich aber bestellt, und sie sind cordial aufgenommen worden und ich darf auch ohne ausdrückliche Bestellung sie bestens retourniren von Fräulein Werner, Gottfried und von uns Beiden. Der Manfred würde jetzt lachen, wenn er in den See fiele, er schwimmt brillant. Ich muß eilen, zu schließen. Mit besten Grüßen Ihr G. Kinkel.

Nachträglich auf dem Polytechnikum: Ich bitte noch um eine Gefälligkeit; Sie sehen ja . . . . . . manchmal! Ich habe etwas Unangenehmes mit ihm. Er hatte mir versprochen, mein Buch über die Zürcher Gypse, welches die Kritik mir ganz schandbar todtgeschwiegen hat, zur Recension zu bringen in seiner . . . . Letzten Herbst wiederholte er mir dies Versprechen, er hat ja jetzt mehr Platz. Es ist doch nicht

geschehen, obwohl ich ihm mit der — Mailänder Ausstellung sehr gefällig war. Ich kann ihn nicht zum dritten Mal bitten, die Sache verdrießt mich aber. Klopfen Sie doch einmal auf den Busch und melden Sie mir, was er sagt. Sie mögen ihm ruhig andeuten, daß ich verdrießlich bin. Ich verlange, das wissen alle meine Freunde, von den Leuten wenig Dienst, Gefälligkeiten, Aufmerksamkeiten. Aber was Einem einmal davon zugesagt ist, daß soll man Einem hernach auch nicht verkürzen.

Bewundern Sie im ‚Salon' ja auch das „schmutzliche" Frauenzimmer auf dem Titelblatt: quite beastly."

Nun kam ein lieber Brief vom

„20. Aug. 1873. Zürich Unterstraß 239.

11. Lieber und geehrter Freund, Dank für Ihren Brief, den Ihnen die Hitze muß sauer gemacht haben. Wir haben (ich meist zwei Mal am Tage!) im kühlen See gebadet, Mittags in einem großen Saal, mit verschlossenen Jalousien Siesta gehalten, Abends im Bergschatten, der dort schon um halb 6 Uhr kommt, spazirt. Seit vorgestern wieder hier, ich gar nicht froh, weil meine Kur und Rast zu kurz gewesen. Ihre Mission bei . . . . . . ist also gescheitert; ich schreibe Ihnen entfernt nicht die Schuld zu. Sie schreiben, es freut Sie, mir einen Gefallen zu thun: ich komme abermals, diesmal hoffentlich nur einen kurzen Gang in Anspruch nehmend, von der Herrengasse (Schottenhof), wo Dero wohnen, bis in die Plankengasse. Ich habe eine Einladung, in einer Familie bei Bekannten zu wohnen, was ich ablehne. Wenn ich an einem fremden Ort Studirens willen bin, muß ich frei sein, an keine Eßstunden ꝛc. gebunden, mit dem Recht der Einsamkeit, wenn

ich diese gebrauche. Ich wollte Sie nun bitten, in meine damalige Wohnung, 5 Plankengasse, zu gehen, und anzufragen, ob ich dort ein mäßiges Zimmer, wenn auch auf einem hohen Stock für zwei Gulden den Tag inklusive Bedienung (was ich auszumachen bitte, natürlich giebt man beim Weggehen ja doch die drei obligaten Trinkgelder) auf drei Wochen haben kann. Bitte aber, besehen Sie das Zimmer, anständig muß es sein, ein ordentliches Bett, &c., groß braucht es nicht zu sein. Dies nur, wenn nicht etwa dieser Stadttheil geradezu ein Cholera-Revier ist. Fehlt das, möchten Sie wohl sonst, ohne zu große Mühe für Sie, einmal herumhören nach Privatquartieren? Ein Hotel liebe ich darum nicht, weil da der Name in's Fremdenblatt kommt und Alles Einen überfallen kann. Sie sind vielleicht vielfach von auswärtigen Bekannten mit solchen Gesuchen geplagt worden? Dann verzeihen Sie mir und schreiben Sie mir wenigstens das Eine, ob ich Aussicht habe, wenigstens für den ersten Tag bei Wandl ein Zimmer zu finden. Ich suche dann schon selbst ein Quartier, ich bin in Wien ja ganz gut zu Haus. Also jedenfalls ein paar Zeilen Antwort? „gelle Sie," wie man in der Schwyz sagt. Besten Gruß, und wohl heut' einmal sehr eilig und rastlos von Ihrem G. Kinkel.

Ich komme dann Freitag, 29. od. Sonnabend, 30. August. Der Portier in der Plankengasse wird sich meiner noch erinnern, er hatte mein Porträt &c. in dem Extrablatt (Fremdenblatt) und war fast erstaunt, daß Ich Ich war."

Ich antwortete, er schrieb:

„229. Unterstraß bei Zürich. Donnerstag 28. Aug. 1873.

12. Lieber Herr Doctor, Dank für Ihren Brief und Ihre

Gefälligkeit. Ich hoffe Sonnabend Abend mit dem Schnellzug anzulangen. Miethen Sie also gef. das Zimmer, wenn's geht, für 2 Gulden, eingerechnet Bedienung; wenn es aber sein kann, sehen Sie es selbst an, daß es so anständig ist, daß man allenfalls Besuch darin empfangen kann.

Mit besten Grüßen, auch von meiner Frau, Ihr hochachtend ergebener G. Kinkel."

Er hielt in Allem Wort und schrieb mir nach den ersten Sitzungstagen, da ich mich bescheiden ganz ferne hielt:

11. Sept. 1873.

13. „Lieber Freund! Morgen, Freitag, komme ich um acht Uhr in den Römischen Kaiser, unser altes Rendez-vous, wollen auch Sie mich da treffen? Ihr alter G. K."

Ich war damals choleraflüchtig und konnte nicht erscheinen. Darauf:

Mittwoch früh, 24. Sept. 1873.

14. „Lieber und geehrter Freund! Erfreut, daß Sie zurück, hoffentlich gesund und in puncto Cholera sorglos sind. Heute Abend komme ich um Neun Uhr in die Restauration im Keller des Hotel Munsch am neuen Markt und würde mich sehr freuen, Sie noch zu sehen.

Morgen Abreise: daher, sehr eilig. Ihr alter G. Kinkel."

In jenem Keller traf ich Kinkel, Professor Weilen, Dr. Arthur Levysohn u. A. vergnügt an einem Tische beim Biere sitzen. Ich habe nichts Bemerkenswerthes aufgezeichnet.

Nun verging eine lange Zeit, Kinkel in Arbeiten und Lehren, mir im Lernen und Schaffen; der liebe Freund schwieg bis zum 17. April 1877, da er endlich aus seiner alten Unterstraß acht engbeschriebene Seiten sandte. Sie lauteten:

15. „Mein geehrter und lieber Freund! Ersparen Sie mir mit dem nutzlosesten anzufangen, was es giebt — mit Entschuldigungen, daß ich erst so spät wieder einmal schreibe. Lieber schicke ich Ihnen gleichzeitig unter Kreuzband ein Paar Broschüren 2c. (es waren: Die christlichen Unterthanen der Türkei in Bosnien und der Herzegowina. Ein Vortrag. Basel, Benno Schwabe, 1876, und: Für die Feuerbestattung, Vortrag, Berlin, Elwin Staude), aus denen Sie sehen, was allerlei ich, außer dem Amt und den jetzt in jeder Vacanz sich wiederholenden Vorträgen „im Reich" habe treiben müssen. Dazu die Vollendung meines Buches: „Mosaik zur Kunstgeschichte", worin ein gutes, halbes Leben an Arbeit steckt. Für Vieles habe ich nun so spät zu danken, sogar rückwärts bis zur Einladung auf die Hochzeit Ihrer Schwester. Dann Ihre lieben Gaben an Gedichten, welche Ihnen, dem noch jugendlich Glücklichen, so füllreich zufließen. Drittens für Ihre liebevolle Erinnerung an ein von mir schon halb vergessenes Wort zu Ihnen über: „Lokalfarbe", und für Uebersendung der Besprechung der „Uarda", in der Sie diese Begegnung mittheilen. Endlich Ihr Portrait ...... Sie sehen, ich vergesse wenigstens nicht — und nun für Alles herzlichsten Dank! Diesen Dank, das hatte ich mir vorgenommen, schreibe ich noch heut' Abend nieder, ehe morgen früh 7 Uhr mein Colleg wieder beginnt.

In Ihren Gedichten ist wieder, wo Schilderung eintritt, Schönstes erreicht. Die Mondnacht in der „Bacchis" (Aus Hellas) — „nun neigt der Palmbaum hin sein zartes Laub" — die Krone der Ariadne zum Firmament geworfen — der Sonnenuntergang über Florenz (Feuerprobe der Liebe) —

auch im Orpheus Aehnliches — da ist überall Schauen, ποίησις und Plastik. Diese Sachen sind wohl voll so schön, wie die Schilderuug des öden Meerschlosses der „Savilia".

Sie haben Ihren Weg gemacht, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, und im Technischen hätte ich (wo es allein Ihnen nützen könnte) wirklich kaum noch etwas zu rügen, höchstens da und dort in den Octaven doch wohl noch einen halben Reim. Zweitens, daß sie oft dunkler und gesuchter sind in Sprache und Darstellung, als nöthig wäre, was mich auch bei Tennyson manchmal genirt. Drittens die düstre Weltanschauung. Doch dies ist eine Prinzipienfrage. In der Iphigenia (Aus Hellas), wo auch der Ton dunkel, ist es dann ein individueller Schmerz, und die hohe Schönheit der Gesammtempfindung dämpft ihn. Am liebsten ist mir (obwohl sittlich wegen der Doppelliebe ich es nicht gut heiße) die Bacchis (Aus Hellas), auch schon, was zu populärer Dichtung nun einmal nothwendig, unerläßlich, wegen der interessantesten Handlung. Auch technisch ist es sehr schön gemacht. Alsdann „Angioletta". (Feuerprobe der Liebe und Angioletta.) Ich kann ja nicht wissen, wieviel davon Erlebniß ist. Aber jedenfalls haben Sie auch mich, den vom Fach, so getäuscht, daß ich wirklich glaube, hier ist ein Stück Ihres Lebens, wenn Sie auch den Schluß (Wiederfinden und Tod des Mädchens) wohl hinzugedichtet haben. Ja, ich ahne, daß die Katastrophe in Venedig in das Jahr fiel, das zwischen unsre zwei Begegnungen in Wien sich hineinlegte. Selbst daß Sie, Ihrer gewählten Sprache gegenüber, in diesen Liedern zuweilen etwas zu niedrig schweben:

„Wir fühlen unsern Schönheitssinn
Erwachen und erstarken."

(wie aus dem Briefe eines Pensionsmädchens, das bei Dr. Kinkel über „Tizian" gehört hätte und nun einer Cousine aus Berlin geschrieben), selbst dieser da und dort sinkende Flug verräth mir, daß diese Lieder nicht objektiv gemacht sind, sondern dem Roman eines wirklichen Lebens entquollen. Darum haben sie mir viel Freude gemacht.

Nochmals, ich danke Ihnen bestens! Zu mir kommt die Muse nur noch mit Kuß auf die Stirn, aber gönnt mir keine Umarmung. Ich träume zwischen Schlaf und Wachen die schönsten Gedichte, aber der wache Tag läßt mir keine Zeit, sie aufzuschreiben. Doch ahnt mir freudig, da ich ganz gesund und auch fröhlich bin, daß ich noch ein erfreuliches Dichterwerk vollenden werde. Stoff die Hülle und Fülle! (Tanagra?)

In meiner Familie geht es gut, die kleinen Kinder lernen fleißig, meine liebste Frau hält sich tapfer, ich bin in ihrer Liebe ein hochgesegneter Mann. Mit herzlichem Gruß hochachtend und freundschaftlich Ihr G. Kinkel."

Solch' ein Brief von solch' einem Mann vergütet manch' tiefes Herzeleid, das der deutsche Schriftsteller erfährt. — Nun kam noch ein Schreiben und — dann keines mehr! —

Unterstraß, den 11. Sept. 1881.

16. „Mein verehrter und lieber Freund! Alle Welt beklagt sich über mich, weil ich seit ein paar Jahren den Verpflichtungen der Freundschaft und Geselligkeit nicht mehr nachkommen kann. Die Vorträge in Deutschland, welche mich regelmäßig meiner Ferien beraubten, haben mir ein Bleigewicht angehängt, und aus Ueberarbeitung bin ich zuletzt in einen Zustand gelangt, den die Mönche des Mittelalters die „Accidia" genannt haben, wo einem Alles so herzlich gleichgültig wird, daß man Alles in die Länge zieht und procrastinirt.

Ich habe endlich mit entschiedenem Schnitt die Vorträge abgethan und will nicht, wie damals vor Claar's Thür, ein ungenießbarer Brummer mehr sein.

Als die höchst erfreuliche Nachricht Ihrer endlichen Verlobung hier eintraf, wollte ich Ihnen nicht mit einer bloßen Karte danken und glückwünschen. Ihre „Vestalin" war mir vorher zugekommen, über sie wollte ich auch schreiben, hatte sie sofort durchgelesen — und so wurde auch der Glückwunsch verschoben, bis der Brief fertig sein sollte. Darüber ist denn Beides unterblieben, und heute muß ich einen Aufsatz über „Hogarth" schmieden, der einer Zeitschrift versprochen ist.

Also zunächst und Allem vorauf, den herzlichsten Glückwunsch und meine Empfehlung an Ihre verehrte Verlobte. Zweitens: Ueber Vestalin und Anderes erhalten Sie einen Brief vor Ablauf September. Drittens: Ich selbst kann nicht auf den Schriftstellertag kommen. Diesen Brief aber überbringt Ihnen Herr Fr. aus St. Goar. Früher Kaufmann, hat er schon im reifern Alter die Studien begonnen, um als Schriftsteller sich zu versuchen, wenn er auch nicht so wie Sie, bis auf die klassischen Sprachen zurückzugreifen gedenkt. Er hört jetzt hier bei uns, und namentlich eine holländische und folglich stark realistische Familiengeschichte von ihm, die auf sehr schwächlicher Grundlage zu ruhen scheint, gefällt mir sehr gut. Herr Fr. gehört dem deutschen Schriftstellerverband an. Ich bitte, ihn als einen Freund von mir aufzunehmen und ihm in Ihren Kreisen gefällig zu sein. Meine Frau grüßt Sie mit mir, und trotz meiner langen Erstarrung bin und bleibe ich in Hochachtung und Ergebenheit Ihr Freund G. Kinkel."

„Jenes Gedicht auf den Tod unseres Kindes, wenn ich auch lange schwieg, hat mich gerührt und verpflichtet mich zu herzlichem Dank.“ . . . .

So war denn Kinkel's letztes Wort an mich sein Kind, sowie in seiner letzten Dichtung Tanagra sein letzter Gedanke sein verklärtes Kind gewesen.

Gesprochen habe ich ihn — zwischen jenen letzten Briefen — noch zweimal in Frankfurt. Am 21. September 1879 saßen einige Freunde (Ferdinand Groß, Sigmund Schott) mit ihm zwei Stunden bei Eyssen, er hatte über Hogarth gelesen und fuhr nach Kassel. Er erschien ungebrochen, heiter, rüstig, sprach lange über Marlowe. Dann am 18. Oktober 1880 traf ich ihn unerwartet beim Intendanten Emil Claar. Er hatte Frau und Sohn bei sich, war aber, wie er selbst in jenem Briefe erwähnt, ohne sichtlichen Grund brummig und mißmuthig. Abends las er im kaufmännischen Verein vor einem dichtgedrängten Publikum über Pompeji. Und am 2. August 1882 sah ich die alte Universitätsstadt Zürich wieder. Was war natürlicher, als den alten Freund und Lehrer aufzusuchen? Ich fuhr gegen Sonnenuntergang bei ihm vor und wollte ihm eben nur meine Aufwartung machen. Er war im Packen für die Ferienreise begriffen. Er lief wie ein Junger die zwei Treppen hinab, holte meine unten harrende Frau am Arme herauf und mit Frau, Tochter und Sohn verplauderte er uns ein reizendes halbes Stündchen. Er führte uns auf seinen Balkon und sah, die Hand vor den noch immer so hellen Augen, lange auf den Limmatstrom, den Zürichberg hinaus, gerade so, wie er es vor seinem Tode that, und wie es Johannes Scherr so schön geschildert. — Dann versank er

mir, nachdem er uns noch baarhäuptig, etwas schwerfälliger, als sonst, die Treppen wieder hinabgeleitet. Wer ihn gekannt, mag ihn nie vergessen und kann nur mit nassem Auge seiner gedenken. Doppelt zu bedauern ist Der, der ohne Glauben auf die persönliche Unsterblichkeit durch's Leben geht; ihm ist die Hoffnung, den Hülfreichen, Guten, Milden je wieder zu sehen, benommen.

Ueber Zola, seine Novellen und Quellen.

Der Franzose Couture hat einmal einen Maler dargestellt, der, auf einer zerbrochenen Antike sitzend, einen Schweinskopf kopirt. Es war dies seine Auffassung des Naturalismus. Zola, der oberste Vertreter dieser Kunstrichtung, behauptet, ein Kunstwerk sei ein Stück, ein Ausschnitt der Natur, durch das Medium eines speziellen Temperamentes hindurch gesehen. Es sind nun wieder zwei Bände von Zola erschienen: „Le Capitaine Burle“ und „Naïs Micoulin“ (1883 und 1884 Paris, Charpentier). Man kann nicht leugnen, daß aus diesen 10 gesammelten Novellen hie und da in recht bedenklicher Weise die Ohren des oben erwähnten Säugethierhauptes hervorgucken; noch weniger aber läßt sich bestreiten, daß hier ein gewisser Weltwinkel, „un coin de la nature“ durch das nicht rosig gefärbte, aber sehr scharfe Mikroskop eines ganz einzigen Temperaments angeschaut wird. Es soll hier der Streit über die Berechtigung des realistisch-naturalistischen Romans, der in Deutschland ebenso heftig

angegriffen, als beharrlich nachgeahmt und nachgeäfft wird, nicht fortgesetzt und ausgefochten werden. Ceci tue cela. Zola hat für seine Generation die Romantik in Frankreich und vielleicht auch bei uns getödtet. Das „Ceci" einer späteren Zeit „tuera Zola", ein neues mächtiges Temperament wird dereinst den großen Naturalisten und seine Richtung verdrängen. Auch in den Litteraturen giebt es ein Gesetz, das da heischt: Ausleben lassen.

In dem sehr interessanten Buche Oskar Welten's „Zola-Abende bei Frau von S. (Berlin, Auerbach 1883), liest man einmal: „Zola ist durchaus kein Neuerer. Er kämpft nur für das urewige Recht der Poesie, die Natur darzustellen, wie sie ist, den ganzen Menschen, er bekämpft die Lüge in der Poesie und die Lügner." — Lassen wir die Poesie ganz bei Seite. Aber daß Zola kein Neuerer ist, insofern, daß er ganz neue, von ihm selbst erfundene Stoffe auf eine ganz neue Weise behandelt, ist mir aus den zwei Novellen „Jacques Damour" und „Pour une nuit d'amour", beide in den oben erwähnten Bänden stehend, klar geworden. Beide Erzählungen sind schon dichterisch behandelt worden, und die realistische Darstellung ist so alt, wie die Kunst selbst. Die nackte Wahrheit, die getreue Wiedergabe des Häßlichen wurde schon oft angestrebt, und wie sagt Boileau?

Il n'est point de serpent, ni de monstre odieux,
Qui, par l'art imité, ne puisse plaire aux yeux.

Mit Kunst nachgeahmt hat Zola auch hier, mit unnachahmlicher Kunst; auch meine Seele, mein Herz wurden befriedigt; ich verdanke Zola einen wirklichen ästhetischen Genuß: ich habe Tennyson's Enoch Arden, der denselben Stoff, wie Jacques

Damour behandelt, mit Entzücken wieder gelesen. Und hier scheint mir der wahre Prüfstein des ganzen modernen Naturalismus zu liegen: kann man seine Werke nach geraumer Zeit wieder und abermals zur Hand nehmen, sie auf's Neue mit Genuß, mit künstlerischer Freude lesen — dann sind sie gleichwerthig mit „Enoch Arden", „Wilhelm Meister" und „Hermann und Dorothea". Ich will aber nur sofort offen gestehen, daß ich diese Möglichkeit entschieden bezweifle.

„Enoch Arden": Vor 100 Jahren lebten an einer meerumspülten Küste drei Kinder dreier Häuser, Annie Lee, das schönste Mädchen in dem Hafennest, Philipp Ray, des Müllers einziger Sohn, und Enoch Arden, rauh, ein Schifferkind, eine Waise. Sie bauten ihre Schlösser im verwehenden Sand, und die sprühende Schaumwelle verwusch täglich die kleinen Spuren ihrer nackten Füße. — In einer engen Höhle spielten die drei „housekeeping". Einen Tag war Philipp Herr, den anderen Enoch, aber Annie immer die Herrin. Oft wollte Enoch eine Woche lang Meister im Hause bleiben: „Dies ist mein Haus und dies mein kleines Weib!" indessen: „Meins auch", meint Philipp; „dreh' Du's, wie Du's magst!" Und Streit, Haß und Liebe der Kinder waren wie die Schatten kommender Dinge. —

Annie aber versöhnte die sich Entzweienden, in kindlicher Unschuld versichernd, sie würde Beiden das kleine Weib ihrer Wahl sein. Und so wuchsen sie heran, und Enoch warb und Annie war zuthunlicher gegen Philipp, während sie doch Enoch liebte.

Enoch wird ein tüchtiger Seemann, baut sich Schiff und Haus, Philipp belauscht die Liebesstunde Jener, kriecht wie

ein verwundetes Wild in's Tannicht und weint. Sieben Jahre gehen in's Land. Kinder kommen mit ihnen, rosige Idole ihrer Einsamkeit, und in Enoch regt sich der edle Wunsch, ihnen eine sorgenfreie Zukunft zu schaffen. Er wagt sein Leben in tausend Seefahrten. Aber das Unglück kommt, er fällt vom Mast, bricht sich Arm und Bein und er ahnt die Noth der Zukunft. Da bietet ihm der Rheder des Schiffes, auf dem er verunglückt, die Stelle eines Hochbootsmanns auf einem Chinafahrer an, und Arden geht. Vom Erlös des eigenen Bootes richtet er der widerstrebenden, ahnungsvollen Annie ein kleines Lädchen ein. Annie glaubt, ihren eigenen Sarg nageln zu hören. Er aber scheidet: Ein schöner Morgen wird uns aus dieser Reise kommen. Halte Dein Herz und Deinen Herd rein für mich und eh' Du's glaubst, mein Lieb', bin ich zurück. Und er schaukelt nochmals des jüngsten Kindes Wiege. Sie ahnt, sie wird sein Antlitz nimmer sehn! „Nun denn, ich Deins!" Er weckt das Kleinste nicht: „Wie sollt' es dieses Abschieds sich erinnern?" schneidet ein goldiges Löckchen seines Haares und geht. Für Annie aber kommen melancholische und Tage der Noth, sie verkauft ihre Waaren billiger, als sie sie bezahlt, und Philipp hört vom Tode des Jüngsten und naht sich der verlassenen Weinenden, die er seit ihrer Heirath nie wieder angesehen, und bittet die Aermste um eine Gunst — ihre zwei Aelteren in die Schule thun zu dürfen, er ist wohlhabend, ja reich — und Philipp gewinnt, was Enoch verliert. Ihn nennen die Kinder Vater. Zehn Jahre sind verflossen. Keine Nachricht von Arden. Unter den Haselstauden am Walde sitzen Annie und Philipp: da wo er sich einst wie ein getroffenes Wild verborgen, und ihre Herzen

sprechen sich aus. „Kann man zweimal lieben?“ fragt Annie. Philipp will sich mit der Nachliebe nach Enoch begnügen, er hat sie länger geliebt, als sie weiß. „Ein Jahr noch!“ bittet Annie. Dies geht im Flug und noch ein halbes Jahr. Das ganze Dorf, die Kinder zwingen sie fast. Sie bittet Gott um ein Zeichen und die Bibel giebt ihr eines. — So heirathet sie Philipp. Fröhlich klingen die Glocken, aber nicht fröhlich wird ihr Herz. Ihr ist, als höre sie ein Schreiten, ein Flüstern neben sich. Ein süßes Kind bringt alledies zur Ruh. —

Indessen segelt Enoch erst glücklich, belädt sich mit Dingen für die Kleinen, leidet Schiffbruch, rettet sich mit zwei Genossen, die ihm später sterben, auf eine Insel und bleibt dort jahrelang, eines Fahrzeuges harrend, der Heimath gedenkend, allein. Einmal glaubte er das Läuten des Dorfkirchleins zu vernehmen. Endlich naht ihm Erlösung, mitleidige Matrosen setzen ihn an seiner Heimathküste reichlich beschenkt aus. Miriam Lane, eine alte Wittwe, deren Mann er in jenen sieben guten Jahren der Ehe gekannt, erzählt ihm Alles. Sein Haus ist verlassen, der Seewind streicht hindurch, die Seinen wohnen in Philipp's Mühle. Er schleicht sich an ein Fenster des Hinterhauses und sieht: silbernes Geräth, das rosige Knäblein, auf seines Vaters Knieen schaukelnd, eine jüngere schlankere Annie Lee sich an diesen lehnend und das Baby mit einem Ring an schwebendem Bande neckend. Und die Mutter, einst seine Frau, schaut bald nach diesem Spiel, bald nach ihrem großen Sohn, ihm Dinge flüsternd, die ihm gefallen, denn er lächelt. Und Enoch, dem Miriam Lane dies Alles gesagt, sieht sein Weib, das nicht mehr sein Weib, Kin-

der, die sein und doch nicht sein, und er schaudert: denn gesehene Dinge sind härter zu ertragen, als gehörte. Er erstickt den Schrei, der all' dies Glück zerstört hätte, er stiehlt sich, wie ein Dieb, davon. Er sinkt nieder und findet im Gebet die Stärke, alles für sich zu behalten und doch nicht ganz unglücklich zu sein. Er erarbeitet sich ein letztes Jahr seines Lebens, aber freudlos, denn er ist allein. Er fühlt, daß er sterben muß, er hat die Kraft, seine lebenden Liebsten nicht zu sehen, Alles der alten Miriam anzuvertrauen, seine abwesenden Theuren zu segnen und Philipp mit ihnen; er übergiebt der Wittwe die Locke seines ihm vorangegangenen Kindes, und „ein Segel! ein Segel! Ich bin gerettet!" ruft er und sinkt zurück. — Hier ist Wahrheit, Neuheit der Darstellung, Poesie. Meine Thränen haben mich davon versichert und ich wußte zu abstrahiren von den Erinnerungen, die mich bestürmten, Erinnerungen an eine glückliche Jugendzeit in England, da ich hingestreckt auf den grünen „Common" von Richmond, „Enoch Arden" zum ersten Male unter Thränen las. — Wer dies Buch nicht erhoben, gebessert, veredelt, aus der Hand legt, — greife ruhig zum „Jacques Damour" des Antipoden Tennyson's, Zola. Ich habe auch die Buttes Montmartre und die Villette von Paris gekannt, lacrymae rerum sind mir nicht gekommen, als ich die folgende Geschichte las:

Mit 26 Jahren hatte Jacques, der Metallarbeiter, Felicie, die Nichte einer Fruchthändlerin, geheirathet. Er verdiente 12 Franken täglich. Sie war Schneiderin. Sie bekamen einen Knaben, Eugène, und neun Jahre später ein Mädchen, Louise. Diese war schwächlich, und für ihre Erhaltung gingen viele Ersparnisse hin. Eugène ernährte sich schon mit 12 Jahren selbst.

Felicie, reinlich, sparsam, war eine gute Haushälterin, Jacques machte wohl hie und da einen blauen Montag, trank, schalt sich aber selbst darob aus. Nun kam der Krieg von 1870, das Elend, die Hungersnoth. Ein großer armer Teufel, Berru, ein Anstreicher, der fast Hungers starb, wurde Hausfreund. Felicie ärgerte sich, aber schließlich machte er sie lachen. Er politisirte, schimpfte auf die Republik, erzählte von einer anderen, derjenigen der Arbeiter. Felicie warnt, hat Ahnungen. Ihr Vater war auch 48 auf der Barrikade geblieben. Sie ist voller Vernunft. Sie wüßte schon die Regierung zur Gerechtigkeit zu zwingen, wenn sie Volk wäre! Wie? Durch gute Aufführung. Sie verachtete Berru. Jacques und Eugène aber zogen täglich heim, den Kopf voll der verrücktesten Ideen und politischer Utopien. Die Kommune kam. Eugène fiel auf den Barrikaden. Jacques schrieb auf eine Photographie von ihm (die Locke des Kindes Arden's): „Ich werde Dich rächen!“ Berru wußte sich klug zu retten. Jacques wurde nach Noumea deportirt. Er sagt zu Felicie: „Erwarte mich mit der Kleinen!“ Die schwächliche Louise ist gemeint: Und dieses Abschiedswort war es, dessen Damour sich am deutlichsten erinnerte, wenn er am öden Meeresstrande sann und meinte, über den weißen Wellenweg heimschreiten zu müssen. — Er betrug sich gut, trank wohl, aber nicht im Uebermaß und konnte auf Begnadigung rechnen, — als er mit vier Genossen verschwand! Man fand eine Barke, glaubte den Leichnam Jacques' zu erkennen; er wurde für todt erklärt. Er kam aber nach England, wollte schon Felicie schreiben, wie er es seither gethan, da fand er seine Todeserklärung in einem Journale. Er ward krank, lag im Spital, suchte sich ein

Vermögen in Amerika zu machen, baute Luftschlösser für die Seinen, um schließlich als Kohlenarbeiter unter der Erde in Belgien zu vegetiren. Auf seine Briefe keine Antwort. Die Amnestie führt ihn nach Paris zurück. Er sucht sein Heim, ganz wie Arden. Er findet Berru, der ihn erst thierisch, wie ein Thier behandelt, ihn dann in eine Schenke führt und ihm die Geschichte Felicie's erzählt. Er giebt ihm schlechten Rath und führt ihn vor den Laden Sagnard's, des Fleischers, rue des moines. Nun kommt eine jener Beschreibungen, worin Zola excellirt und welche die meisten Nachahmer gefunden haben. Nicht die kleinste Blutlache der Fleischbude wird dem Leser erspart, und Felicie ist die appetitliche, sinnliche Dame de comptoir, die inmitten der Knechte, der Würste, Kotelettes, Schinken thront — wie die — Galatea Rafaels unter ihren Tritonen und Seejungfern und Delphinen. Durch die Fensterscheiben sieht der verlotterte, zerlumpte Gatte ein Glück, wie Enoch eines durch die Luke des Hinterhauses erspäht. Der Jago dieses Eifersüchtigen hetzt, schürt; theilen müssen sie, das ist das große Wort dieser Pariser Arbeiter, theilen! Und er führt Damour hinein, diesen Auswurf, in das blanke, honnette Geschäft. Felicie, sprachlos, geht in den Speisesaal, die Beiden ihr nach. Es folgt eine Erklärung. Sie hat keine Briefe mehr erhalten. Sie besitzt den Akt, der seinen Tod bestätigt, hier, in der Schublade! Sie wollte glücklich sein. Das war doch kein Verbrechen, was? „Und Louise, meine Tochter?" Sie hat sie nicht mehr, sie ist verdorben, verloren! — Damour, erst stumm und dumm, schlägt wüthend auf den Tisch. — Da laufen zwei kleine Kinder herein. „Die kleinen Sagnards!" sagt Berru: „Hein? Ça pousse vite, la

graine de mioches!" Felicie schickt sie zitternd fort. Damour verlangt, Felicie solle mit ihm gehen, mit ihrem rechtmäßigen Gatten. Sie fühlt Abscheu und Mitleid zugleich. Sie bittet um Verzeihung. Das Thier erwacht in Jacques, er schlägt auf's Neue um sich und geht endlich, versprechend, wiederzukommen; sie verliere nichts beim Warten. Damour sinnt auf Rache. Er will alle tödten. Indessen gesteht Felicie den Auftritt Sagnard, ihrem Gatten. Dieser fürchtet sich nicht. Er empfängt Damour und Berru. Man spricht sich aus. Niemand trägt die Schuld. Felicie soll wählen. Sie kann nicht reden. Damour legt das Schweigen gegen sich aus und findet das gut. Nach einer Weile — trinken die vier Leute miteinander, stumm, die Vergangenheit in den Augen. Berru führt Damour fort, aber wohin? In ein luxuriöses Hotel, wo ihn eine kleine wollüstige Blondine umschlingt: „Papa, Papa!" Und zu Berru: „Ach, wie hübsch, das Du ihn überredet hast!" Und der französische Enoch Arden beschließt seine alten Tage, von dem Schandgeld seiner Tochter lebend. Sie giebt ihm die Photographie Eugène's, die sie nicht bei ihrer Mutter lassen wollte, und den Damour nie gerächt hat. —

Die französische Dirne hat auch ihr Schamgefühl und ein gutes Herz, c'est une bonne fille! — Ich glaube nicht, daß einem Leser bei diesem gallischen Enoch Arden wohl wird. Er kann das Buch aus der Hand legen und sagen: „Wahr!" „Entsetzlich!" Aber von der Poesie, von der Herr Welten spricht, wird er nicht erschüttert, bewegt, gebessert werden. Es ist noch keine Tendenzpoesie, diejenige, die veredelt.

Eine zweite Geschichte, deren Vorbild mir während der

Lektüre auftauchte, ist: Pour une nuit d'amour. Sie kann an dieser Stelle nur sehr verschleiert erzählt werden.

Eine kleine Provinzstadt an einem tiefen, durchsichtigen Flusse. Dort lebt Julien, ein Beamter. Er ist groß, knochig, sich häßlich wissend, menschenscheu. Er liebt das Flötenspiel, das er sich selbst gelehrt. An den stillen Sommerabenden entfliehen die Töne seines Instrumentes, wie mit Flügelschlägen.

Selten, sehr selten, daß Zola ein Bild gebraucht.

Der Garçonwohnung Julien's gegenüber liegt das klosterartige Hotel de Marsanne. Das Milieu, in welches Zola die Personen dieser Novelle versetzt, ist ihnen nothwendig, wie Athmen; es ist hier mehr, als die Landschaft, von der Bernardin de Saint-Pierre gesagt hat: „Un paysage est le fond du tableau de la vie humaine“, sie ist mehr, als Hintergrund auf dem Bilde des menschlichen Lebens; die ausgestorbene Provinzstadt ist die Basis, ohne welche nun alles Folgende unmöglich wäre. Lange wirft die geschlossene Masse des Hotels dem wertherisch brütenden Flötisten nur das Echo seiner altfränkischen Melodien zurück. Aber eines Tages öffnet sich ein Fenster, ein junges Mädchen lehnt sich heraus. Es ist Therese de Marsanne und Julien erfährt, daß der kleine, schwächliche Colombel, sein Feind aus Kindertagen, ihr Milchbruder ist. Ihr gilt nun sein Flötenspiel. „Hörst Du?“ sagt Therese des Abends zu Françoise, der Magd. „Irgend eine Nachtigall!“ — Julien zermartert sich in Liebe zu seinem vis à vis! Sie beachtet ihn nicht, aber er sieht viel, sehr viel. Welche Qual, bis er es wagt, ihr einen Kuß zuzuwerfen. Sie schlägt ihr Fenster zu. Er hört sie sagen:

„Mein Gott, wie entsetzlich, dieses ewige falsche Flötenspiel!“ Er spielt nicht mehr. Aber eines Abends erwiedert Therese die Pantomime des Kusses. Sie flüstert: „Komm!“ — Und er kommt. Sie nimmt ihn bei der Hand und führt ihn in ihr Schlafgemach, das er so gut aus der Ferne kennt. „Liebst Du mich?“ fragte sie. Oh, oui, oh, oui! stottert er. Und dann verlangt dieses reine Mädchen, sein Ideal, die Seele seiner Träume, einen Dienst von ihm. Er schwört, und sie verspricht ihm dagegen — Alles. Sie schlägt den Vorhang ihres Alkovens zurück, — „nicht jedes Mädchen hält so rein“ — würde Goethe sagen — und Julien sieht — den Leichnam eines Mannes. „Ich habe ihn gestoßen, er ist gefallen, ich weiß nicht mehr. Nun ist er todt. Sie müssen ihn wegschaffen, verstehen Sie? Das ist Alles!“ Zola geht nun zurück und erzählt, wie es dahin gekommen ist. Er macht alles so entsetzlich wahr, so selbstverständlich, daß ich nicht anstehe, zu sagen, jede Zeile in diesem Kunstwerke ist ein Kunstwerk. Der Leichnam ist der kleine, schwächliche Colombel, den Therese schon in der Jugend zu quälen liebte, es war ihr eine Wollust, ihm wehe zu thun, auf ihm zu reiten, ihn zu peitschen. Sie sahen sich nach Jahren wieder. Sie gehen Abends in einer Allee spazieren, an einer Stelle will Colombel Therese voranschreiten lassen, aber sie stößt ihn vor und die — alte gamine erwacht in ihr, sie springt ihm auf den Rücken, entreißt ihm seinen Stock, peitscht ihn, schlägt ihn, bis sie Beide erschöpft in einem Schuppen niederfallen. — Ihre Liebe war ein fortwährender Kampf, ein Ringen. Einmal stürzt Colombel mit der Schläfe an die bei den Franzosen in Romanen so sehr beliebte Kaminkante; er ist todt, ohne einen Blutstropfen zu vergießen. — Wie nun Therese Julien im

Alkoven verbirgt, sich schmückt, die Nacht auf dem Balle zu verbringen, — wie sie dem in Grauen und Anbetung Daliegenden Nahrung zuschiebt, wie sie unter tausend Gefahren, entdeckt zu werden, den Todten auf den Schultern des Riesen aus der Thüre bringt, der Gang durch die nächtige Stadt bis zu dem tiefen, krystallreinen Flusse, die Seelenstimmung Julien's, das ist alles wieder entsetzlich, grausig, aber wahr! Therese wartet auf die Rückkehr Julien's, dieser kämpft noch mit dem Todten, er wirft ihn hinab in die nasse Tiefe, aber dessen Arme umschlingen nochmals seinen Hals, es war ein kluger Junge, dieser Colombel, er wollte ihn mit sich nehmen! Und ein Ekel des Lebens überkommt Julien, er springt ihm nach, diesem klugen Colombel und drei Monate später heirathet Therese de Marsanne den jungen Grafen de Vétueil. Sie trug ein weißes Kleid, ihr Antlitz war ruhig, von einer heiter-stolzen Reinheit. — Sie sind ein großer Meister, Herr Zola!

Als Anhang zu einem französischen Roman: „Le Crapaud", Roman Espagnol (ohne Autornamen. Paris L. Mame-Delaunay 1823) steht eine französisch-romanische Ballade, welche der anonyme Verfasser aus einer Picardischen Chronik übersetzt haben will. Ich selbst habe sie 1875 in mein geliebtes Deutsch übertragen; da sie aber 30 6zeilige Strophen hat, noch kein Blatt gefunden, das sie veröffentlichen wollte*). Ein edler Ritter kommt ruhmbedeckt nach Madrid. Er betet vor einem Kloster, das viel Aehnlichkeit mit dem Hotel de Marsanne hat. Da sieht er eine Nonne, die ihm

*) Die Ballade: „Die Nonne und der Ritter" steht Seite 261 in „Aus Höhen und Tiefen". J. C. C. Bruns' Verlag. Minden, 1886.

winkt. Sie bietet ihm Liebe gegen einen Schwur. — Er soll um Mitternacht allein, ohne Knappen, an's Klosterpförtlein kommen. — Der Ritter geht. Der Knappe warnt. Eine Hand führt den Ritter durch den Garten. Er zittert. Aus Furcht? Vor Liebe! Sie sind in der Zelle. Die Nonne kredenzt ihm erst eine Schale Weines. Er trinkt. Sie zeigt ihm — einen Leichnam auf ihrem Lager verborgen, den der Ritter hinausschaffen soll. Er thut es, denn er hat geschworen, alles Verlangte zu erfüllen, wird hinausgeleitet, aber die Thür schließt sich hinter ihm auf immer, er hat Gift getrunken und der Knappe findet zwei Todte. —

Der Schluß Zola's ist bewundernswürdig.

Durch diese Coincidenz überrascht, nahm ich mir die Freiheit, an den gelesensten Romancier dieses Zeitalters zu schreiben und ihn zu fragen, ob er die mir bekannte Quelle benutzt habe. Binnen wenigen Tagen erhielt ich den folgenden liebenswürdigen Brief:

Médan. 1er Novembre 83. Monsieur et cher confrère! J'ignorais absolument l'existence du roman dont vous me parlez: Le Crapaud. Evidement, la ballade en question a dû être empruntée à Casanova, ou bien il y a là une simple rencontre, chose plus fréquente qu'on ne croit en littèrature. Ma nouvelle, à moi, est née d'une conversation aprés diner. Nous étions quelques amis, des écrivains, discutant sur la difficulté d'accomoder les histoires d'autrefois à notre milieu moderne. L'anecdote de Casanova fut citée, et je m'amusais à indiquer un plan que j'ai eu plus tard la curiosité de traiter. Du reste, mon opinion est, que ma nouvelle sent toujours son romantisme,

et qu'il est préferable de ne mettre dans un milieu moderne que des faits modernes. Cordialement à vous: Emile Zola." *)

Ein prächtiges „Document humain!" Welch' ein Bild, die französischen Autoren, sich Stoffe und Ideen bei Cognac und Cigarette mittheilend, eine Kollegialität, welche den Deutschen über ihren politischen Bündnissen — mit den Hain- und anderen Bünden — ganz abhanden gekommen. Und welche Lehre, nur moderne Stoffe moderner Form anzupassen! Und wie ist trotzdem der gegentheilige Versuch Herrn Zola gelungen! Uebrigens machte mich der Brief auf eine winzige Fußnote im Buche aufmerksam, wo es heißt: „L'idée première de cette nouvelle à été prise dans Casanova." (Die erste Idee dieser Novelle ist dem Casanova entnommen.)

Obwohl nun ein türkisches Sprichwort besagt, man solle kein Stück Papier geringschätzig behandeln, denn der Name Allah's könne darauf stehen, so befiel mich doch ein leicht ent-

*) Médan, den 1. Novbr. 83. Mein Herr und werther College! Ich wußte absolut nichts von der Existenz des Romans „Die Kröte", von dem Sie sprechen. Augenscheinlich ist die fragliche Ballade dem Casanova entnommen, oder besser, es ist das ein einfacher Zufall, der in der Litteratur häufiger vorkommt, als man denkt. Meine Novelle ist bei einer Conversation nach dem Diner entstanden. Einige befreundete Schriftsteller discutirten mit mir über die Schwierigkeit, Geschichten von früher unserem modernen Zeitalter anzupassen. Die Anekdote von Casanova wurde citirt und es machte mir Vergnügen, einen Entwurf anzugeben, wie man sie in unsere Epoche verpflanzen könnte; es war das ein Plan, den zu behandeln ich mir später erlaubt habe. Uebrigens ist meine Meinung, daß man meiner Novelle noch immer die Romantik ansieht und daß es besser ist, in die moderne Zeit nur moderne Facta zu verlegen. Mit Herzlichkeit Emile Zola.

schuldbares Grauen bei der Zumuthung, die 12 Bände Casanova'scher Memoiren (u. A. 1826 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen, in Wien polizeilich verboten), zum Theil wieder aufmerksam zu lesen. Ich bat Herrn Zola, mir diese Mühe zu ersparen und mir Näheres, z. B. Band, Seitenzahl anzugeben. Ich erhielt einen zweiten Brief:

Médan, 10. Nov. 83. Monsieur et cher confrère, je vous répéte, que ce n'est pas moi qui ai trouvé l'anecdote. Elle a été citée dans un diner et tout ce dont je me souviens, c'est qu'elle se passe en Espagne . . . Cherchez; il s'agit, je crois, d'un officier français et d'une Espagnole. Bien à vous. Emile Zola.*)

Nun, ich bin in meinen 12 Bänden der Memoiren Casanova's**) dem Namen Allah's und dem vieler Götter und Göttinnen, nicht aber der Geschichte begegnet, auf die Herrn Zola's Fußnote Bezug hatte. Dagegen kennt der Leser des Boccaccio mehrere Novellen, in denen Leichname wunderliche Rollen spielen.

---

*) Médan, den 10. Novbr. 83. Mein Herr und werther College! Ich wiederhole Ihnen, daß nicht ich die Anekdote gefunden habe. Sie ist bei einem Diner citirt worden, und alles, dessen ich mich erinnere, ist, das sie sich in Spanien zugetragen hat. Suchen Sie nur! es handelt sich, glaube ich, um einen französischen Offizier und eine Spanierin. Ganz der Ihre

Emile Zola.

**) Ausgaben: Brockhaus, Leipzig 1876 und Bruxelles 1828, ferner 8 Bände Garnier Frères, Paris.

Dichter und Kritiker.

Sitôt que d'Apollon un génie inspiré
Trouve loin du vulgaire un chemin ignoré,
En cent lieux contre lui les cabales s'amassent;
Ses rivaux obscurcis autour de lui croassent:
Et son trop de lumière importunant les yeux,
De ses propres amis lui fait des envieux.

Boileau.

Die griechische Kunst hat uns ein kleines Bildwerk, einen geschnittenen Stein, vermacht, auf welchem eine reizende weibliche Figur eine vor ihr stehende Herme, hier ein schöner männlicher Kopf auf einer viereckigen Säule, mit einem Lorbeerkranze krönt. Die Statue läßt es sich ruhig gefallen und würde ebenso stille halten, wenn ein Bacchantenzug an ihr vorüber brauste, und jeder Satyr, jeder Faun, jede Mänade ihr mit dem Thyrsosstabe um die Ohren schlüge. — Das Bild gibt zu denken. — Unsere Zeit ist mehr mit dem Auslegen des früher Gefundenen, als dem Erfinden beschäftigt — sollte mir nicht erlaubt sein, in der Herme, die nur aus Kopf und Herz besteht, den Dichter, — in der weiblichen, reizenden Gestalt — ich wiederhole es, in der reizenden Gestalt des vor ihm

sitzenden Weibes — die Kritik zu ersehen, der er eben stille halten muß, wie eine Herme, ob sie ihn nun krönt oder mit — dem Thyrsos schlägt?

Ist vielleicht die reizende weibliche Gestalt die Nachwelt, die einen Kranz dem Standbild eines Menschen aufgedrückt, dessen müdes und gebrochenes Herz tief unter dem Stein in gleichgiltiger Ruhe in dem Schlafe liegt, aus dem selbst die Drommete des Nachruhms nicht mehr erweckt?

Wie dem auch sei, gewiß ist, daß jeder hervorragende Genius bei seinem ersten Auftreten Widerspruch hervorruft.

Dem Erscheinen eines neuen Buches folgt dessen Kritik mit derselben Gewißheit, wie die Ursache die Wirkung erzeugt. Jeder Autor thut sein Möglichstes, um Freund und Feind zu bestimmen, bei der Kindtaufe des neuen Litteraturbürgers einen Toast vom Stapel zu lassen. Nun ist aber ein Buch (in vereinzelten Fällen!) das Werk mehrerer Jahre, manchmal das Ergebniß eines ganzen Menschenlebens; die Kritik hingegen sehr oft das Werk einer Stunde. Kann die Kritik daher eine erschöpfende, gerechte sein? In vielen Fällen gab die Nachwelt der Mitwelt Unrecht. — Das Menschenauge kann wohl die neuausgegrabene Siegesgöttin von Samothrake mit einem, einem einzigen Blicke überschauen, wie viele Zeit auch ihr Werden und Wiedererwachen gekostet; wer aber steht auf und weist ihr sofort in der Kunstgeschichte ihren richtigen Platz an? Solche auferstandene Statuen werfen mit einem Schlage ganze Systeme der Archäologie über den Haufen. — Manches Buch wird bei seinem Erscheinen in das Giebelfeld der modernen Ruhmeshalle gestellt oder mit Schutt und Trümmern abfälliger Kritikbausteine bedeckt: Spätere graben es wohl

wieder aus; glücklich, wenn sie Etwas damit anzufangen wissen. Die Litteraturgeschichte weiß uns manches Kapitel von dem ersten Ringen ihrer späteren Lieblinge zu erzählen, nicht Jeder war gleich auf Rosen gebettet, wie Sophokles, dem fast mit jeder seiner Tragödien der erste oder doch der zweite Preis zufiel.

Auch nicht Jeder theilte das immerhin beneidenswerthe Loos des paradiesischen Firdusi, der in seinem 58. Jahre das Auge des Sultans Mahmud auf sich lenkte, welcher ihm für jedes Tausend von Doppelversen des Schah-Name tausend Goldstücke versprach. Der Vezir Hassan Maimendi ließ ihm nach 35 Jahren aber nur Silbermünzen reichen, die der Dichter verachtungsvoll im Bade verschenkte. Später wollte der Sultan dem schon längst hochberühmten Sänger Genugthuung geben. Jedoch

Wohl durch das Westthor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrei'n . . .
— Doch durch das Ostthor — am anderen End'
Von Thus zog in demselben Moment
Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den todten Firdusi zu Grabe trug! —

Heine.

An Anerkennung hat es dem Perser also im Leben wohl nicht gefehlt; die Belohnung, die geringere Freude des Dichters, ließ nur ein wenig lange auf sich warten.

Von allen Dingen eines der gewaltigsten ist das Wort, von dem es ja auch heißt, daß es schon im Anfange war. Der Athener Tyrtäus vermag die Spartaner zu glänzenden Siegen anzufeuern; so dient das Wort der Freiheit; es vermag Menschenleben zu zerstören, wie es dem jambischen Dichter-

spruche des Archilochus gelang, dessen bittere Satyre bekanntlich den Lykambes und seine Tochter Neobule in verzweifelten Tod trieb. So dient es der Rache. — Daß es manchmal jedoch nicht rathsam ist, Spottgedichte zu schreiben, und der Pfeil auf den Schützen zurückspringt, beweist das Schicksal des türkischen Dichters Nefii, der wegen eines solchen ermordet wurde. Die Kritik des römischen Augustus an Ovid hieß Verbannung nach Tomi, der wir die Klagelieder aus Pontus verdanken. — Die Kirche kritisirt auch; sie stößt den Heliodorus aus Emesa wegen seines Romanes „Theagenes und Charikleia“ von seinem Bischofssitze: sie setzt Bücher auf den Index oder verbrennt sie mitsammt den Autoren. Aber selbst auf diese kategorische Weise war weder das Gute noch das Wahre todt zu machen.

Gewiß ist erfreulich die Anerkennung, das Lob, die Theilnahme der Mitwelt für den Dichter, denn zu ihr gehören ja die Freunde, mit denen er hofft und strebt, die Liebsten, die er auf der Erde besitzt, und das lebende freundliche Wort wiegt sicher schwer neben dem ausgestellten Wechsel auf eine Zukunft, die ihn vielleicht nicht honorirt, sondern mit Protest zurückschickt.

Indessen ist die Mitwelt verschwindend klein im Verhältniß zu den kommenden Generationen, und diesen gehört doch eigentlich stets das Bedeutendste, was je geschaffen worden ist und geschaffen wird; und auf diese späteren Geschlechter rechnend, die gewissermaßen das Sieb sind, indem sich fortwährend die Spreu von dem Weizen scheidet, haben denn auch große Geister, verkannt von ihrer Zeit, wie Spinoza und Schopenhauer, den Muth gefunden, weiter zu streben und zu leben! —

Eine der kürzesten Kritiken erfuhr das 1666 aufgeführte Trauerspiel „Agesilaus" von Corneille. Boileau widmet ihm folgendes Epigramm:

J'ai vu l'Agésilas. —
Hélas!

Etwas abgeschwächt erscheint uns sein ein Jahr später verfaßtes Witzwort auf die Tragödie „Attila":

Après l'Agésilas.
Hélas!
Mais, après Attila,
Holà!

Boileau hat noch heute Recht, wenn er sagt: „Ein Schreiber kann ohne Furcht für 15 Sous im Parterre den „Attila" (Tragödie von Corneille) angreifen und wenn ihm der Gothenkönig nicht gefällt, sämmtliche Verse Corneille's wie Westgothen behandeln. Es ist kein Copist, kein Bedienter eines Schriftstellers in Paris, der nicht, die Wage in der Hand, dessen Schriften abwäge. Sobald der Druck einen Poeten ausgebrütet hat, ist dieser der Sklave Desjenigen, der ihn kauft.

In Frankreich gehörte von jeher die Kritik, die meistens Satyre wurde, zu einer der grausamsten Vergnügungen einer ausübenden, wie receptiven Menschenklasse. Gewöhnlich hat die Akademie der vierzig Unsterblichen geurtheilt, das Publikum aber gewählt. Der offizielle Verdammungsspruch verhinderte den gesunden Menschenverstand nie, das Gute zu finden und zu bewahren.

Racine, Frankreichs größter Tragöde, hatte mit seinen Werken ein wechselndes Glück. Auf Molières Rath vernichtete er sein erstes Trauerspiel „Théagène und Chariclée".

Sein „Britannicus", der noch heute im Théâtre Français gespielt wird, fand trotz der meisterhaften Zeichnung der Charaktere eine sehr kühle Aufnahme. Seine „Phädra", in metrischer Hinsicht hochvollendet, ward von seinen Feinden dem gleichnamigen Stück von Pradon nachgestellt; Racine war so verstimmt hierüber, daß er für eine Zeitlang der dramatischen Dichtkunst Valet sagte, um 1691, vierzehn Jahre später, mit der „Athalie" einen neuen Versuch zu wagen; auch dieses Stück erlag der Intrigue, und nochmals wendet er sich, in der Seele verletzt und mit Recht schmollend, von der Bühne ab.

Vielleicht hat ihn Boileau's siebente Epistel oft zu erneuertem Schaffen angefacht, wie denn nicht genug betont werden kann, daß in weitaus zahlreicheren Fällen die Cabale, das mißverstehende und feindselige Urtheil, die vernichtend sein wollende Kritik das wahre Genie unwillentlich und unbewußt gefördert, zu neuen besseren Werken begeistert und, Böses anstrebend, das Gute geschaffen hat.

„Das ruhende Verdienst schläft in der Faulheit ein!"

„Dem angegriffenen „Cid" dankt „Cinna" die Geburt!" ruft Boileau ermuthigend dem jüngeren Racine zu.

Es kommt nur eben sehr viel darauf an, wer der Angreifer ist. Die satyrischen Ausfälle auf die Bewohner des Parnasses des großen Jahrhunderts Ludwig's XVI. haben der französischen Litteratur den größten Nutzen gebracht. „Ohne sie," sagte Sainte Beuve, „hätte Racine öfter Trauerstücke wie die „Bérénice", La Fontaine mehr Fabeln und weniger Erzählungen gemacht, in welchen er sich bekanntlich selbst übertraf, und selbst Molière würde sich mehr mit den

untergeordneteren Scapins, als mit dem so hochstehenden „Misanthrope" eingelassen haben! —Mit einem Worte, jedes dieser großen Genies hätte sich in seine Fehler vertieft." —

Voltaire's boshafter Witz ist bekannt. Als Rousseau seine „Ode an die Nachwelt" veröffentlichte, meinte Arouet: „sie werde schwerlich an ihre Adresse gelangen." — Für die Schrift: „Ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Reinigung der Sitten beigetragen habe", „Si le rètablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs" erhielt Rousseau den Preis der Akadamie zu Dijon. Er beantwortete die Frage mit Nein und pries den Menschen im Naturzustand. Voltaire sagte: er habe nach Durchlesung der Abhandlung ein außerordentliches Gelüste empfunden, auf allen Vieren zu kriechen. —

Voltaire hatte übrigens mit seinen ersten Versuchen selbst wenig Glück. Er wurde wegen eines ihm fälschlich zugeschriebenen Gedichtes in die Bastille geworfen. — Der Brutalität der Aristokraten oder der Willkür der französischen Justizpflege entflohen, schrieb er in England die „Lettres sur les Anglais", eine Geißelung der heimathlichen Zustände. Die Machthaber ließen das Buch durch Henkershand verbrennen. Rousseau's „Emile" wurde eine ähnliche erste Kritik zu Theil. Der Pariser Katholizismus und der Genfer Protestantismus übergaben in gleich stupider Verfolgungswuth das Buch dem Henker für die Flammen. Sein Trauerspiel „Marianne", das er zum Theil aus den Trümmern der gescheiterten Artemire zusammengefügt hatte, wurde bei der Aufführung im März 1724 ausgezischt (Strauß, Voltaire).

Dem pompösen Corneille, den die Schauspieler auf ihren

Anschlagszettel den „Großen" nannten, wurde von seinen Nebenbuhlern, namentlich von dem sogar nach Dichterruhm geizenden Richelieu, Mangel an Originalität vorgeworfen.

Als der „Cid" erschien, war der Kardinal ebenso alarmirt, als ob die Spanier vor Paris stünden. Er wiegelte die anderen Autoren gegen das Stück auf und stellte sich an deren Spitze.

Indessen konnte Boileau später in seiner neunten Satyre von dieser litterarischen Liga gegen ihn sagen:

„Umsonst intriguirt gegen den „Cid" ein Minister!
Ganz Paris hat nur Augen für Chimène und Rodrigue.
Wie ihn auch die gesammte Akademie kritisiren mag,
Das empörte Publikum obstinirt sich, ihn zu bewundern!"

Uebrigens schmälerte Corneille später seinen auf Rodogune, le Cid, Polyeucte, les Horaces wohlbegründeten Ruhm durch Stücke wie Théodore, Vierge et martyre, Heraclius, Don Sanche de Aragon, Pertharite so sehr, daß er sich von der dramatischen Carrière, wie einst sein Nachfolger Racine, abwendete. — Eine der witzigsten, aber auch gerechtfertigsten Kritiken, die je einem großen Genius zu Theil wurden, ist das Bonmot Salvandy's, der 1841 in seiner Begrüßungsrede in der Acadèmie française zu Victor Hugo sagte: „Vous avez introduit l'art scénique dans notre littérature." Sie haben in unsere Litteratur die scenische Kunst (und auch l'arsénique) eingeführt. Hugo's Romane wimmeln von Greueln aller Art.

Nach einer Vorlesung des Lustspiels, der er beigewohnt, hatte Ludwig XVI. die „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais für abscheulich und unaufführbar erklärt; obgleich sein Bruder,

der Graf von Artois, der Meinung war, „daß es sich in dem ganzen Dinge um nichts, als Liebesgeschichten handle."

Beaumarchais sagt: „Nur kleine Geister suchen kleine Schriften!" (Es war aber keine kleine Schrift — es war der erste Posaunenstoß — der die Revolution ankündigte.) Man nannte dieses Verbot der Aufführung eine nie erhörte Tyrannei, man sagte, man beraube Frankreich seiner Freiheit und seines Vergnügens. Am 27. April 1784 ward die „Hochzeit des Figaro" zum erstenmal in Paris dargestellt; seit Tagesanbruch belagerte die Menge die Pforten des Théâtre français. Eine Kritik besagte: „Alle Laster sind in diesem Stücke vertreten; jede der handelnden Personen stellt eines dar; um sie alle zuletzt in einer Gestalt vereint zu sehen, hat das Publikum den Verfasser stürmisch gerufen.

Mais pour voir á la fin tous les vices ensemble,
Le parterre en chorus a demandé l'auteur —

In solch' bitteren Versen machte sich vergeblich der Haß und Neid der Gegner Luft. Hundert Vorstellungen hinter einander erlebte diese Komödie, Beaumarchais stand auf der Höhe seines Ruhmes. Drei Jahre später wurde seine von Salieri in Musik gesetzte Oper „Tarare“ ausgezischt! — Zehn Jahre später errang das ungeheuerlichste seiner dramatischen Werke: „Die schuldige Mutter", den ungemessensten Beifall. Er ist alt geworden und bittet in der Vorrede seine lieben Pariser: „Meine Mitbürger, kritisirt mein Werk, aber sagt mir keine Beleidigungen, keine Schmähungen. Als ich jung war, lachte ich darüber, aber mit dem Alter wird das Gemüth grämlicher und der Charakter düsterer." — Er starb am 19. Mai 1799 (Frenzel, Dichter und Frauen. II. 343 u. ff.).

Als Trost für junge Dramatiker, denen der Weg zum Erfolg recht sauer gemacht wird, möge folgende Zusammenstellung dienen, aus der hervorgeht, daß französischen Theaterdichtern, von welchen man gewöhnlich annimmt, sie seien alle auf Rosen gebettet, keine Dornspitze ihrer Kollegen diesseits des Rheins erspart blieb. Wenn wir Revue über erste Aufführungen von Stücken halten, deren Verfasser später die Kassen der Theater-Direktionen füllten, so finden wir die denkwürdige Thatsache, daß die Premièren in den meisten Fällen mißglücken. Das erste Drama Victor Hugo's: „Amy Robsart", wurde im Odéon ausgepfiffen. Ebenso schlimm erging es Fr. Soulié mit seiner „Christine von Fontainebleau", Alfred de Musset mit der „Venetianischen Nacht" und Alfred de Vigny mit der „Marschallin von Frankreich", die gleichfalls und auf dem nämlichen Theater ausgejohlt wurden. George Sand und Henri von Latouche erlitten mit ihren dramatischen Erstlingen: „Cosima" und „Die Königin von Spanien" entsetzliche Niederlagen im Théâtre français. Die Porte-Saint-Martin war die Wahlstatt, auf der Balzac mit seinem „Vautrin" und Vacquerie mit „Tragaldabas" elend zu Grunde gingen. Victorien Sardou und Edmund About fielen mit ihren ersten Komödien: „Die Studentenschänke" und „Gaetana", durch, und Goncourt's erstes Werk: „Henriette Maréchal" konnte in der Comédie française nicht ausgespielt werden.

Dante schrieb seine Comedia in der Verbannung, fern von dem so schönen, so undankbaren Florenz. Erst lange nach seinem Tode ward sie „Divina" genannt. Der Kardinal Hippolyto d'Este las den „Rasenden Roland" des Ariost

und wußte dann den Dichter nur zu fragen: „Messer Lodovico, dove trovaste mai tante coglionerie? — Meister Ludwig, wo nahmt Ihr nur all' diese Cochonnerien her? — Dem Sänger des befreiten Jerusalem, Torquato Tasso, brachte dagegen sein romantisches Gedicht „Rinaldo" schon mit 18 Jahren einen Ruhm ein, dem er alle spätere krankhafte Eitelkeit und die daraus entsprungenen Verdrießlichkeiten verdankt. Kurz vor seinem Tode kam Petrarca durch Zufall ein Werk in die Hände, das Boccaccio in den ersten Jahren ihrer Freundschaft vollendet, von dem er aber seinem Freunde nie ein Wort gesagt hatte.

Es ist dies das Decameron, von dem Petrarca seinem Freunde schrieb (Seniles XVII. 3): „Ich habe Dein Werk durchblättert, hie und da eine Novelle flüchtig gelesen und manches Hübsche darin gefunden. Der allzufreie Ton, der darin herrscht, wird durch Deine Jugend und den Leserkreis, für den es bestimmt war, entschuldigt."

Der portugiesische Homer, Luis de Camoëns, wurde wegen seiner satyrischen Schilderungen über die Verwaltung in Indien nach China verbannt. Dort schrieb er in einer Felsengrotte seine unsterblichen Lusiaden; auf der Heimreise rettete er aus einem Schiffbruche die sechs ersten Gesänge und damit seinen ewigen Ruhm. Keinem Dichter hat wohl die Laune des Schicksals ein qualvolleres Leben bereitet. Der junge König Sebastian, dem er sein Gedicht in der wiedererreichten Heimath widmete, setzte dem Verherrlicher der lusitanischen Nation ein Jahrgeld von fünfundzwanzig Thalern aus!! Camoëns verhungerte im Spital (1580). Nach

seinem Tode verstümmelte die Inquisition seine herrliche Dichtung!

Der ausgezeichnete spanische Lyriker Luis Ponce de Leon wurde fünf Jahre lang in den Kerkern der Inquisition mißhandelt — weil er das Hohelied zum Privatgebrauche eines Freundes — in's Kastilische übersetzt hatte.

Glücklicher war, nach vielen Kriegsfahrten und Leiden, der Verfasser des Don Quixote, Miguel de Cervantes Saavedra. Bei seinen Lebzeiten wurden von diesem weltberühmten Buche schon 30,000 Exemplare abgesetzt; für die Zeit von 1616 — sein Todesjahr — ein unerhörtes Factum.

König Philipp III. sah eines Tages vom Balkon herab einen Studenten am Manzanares lustwandelnd lesen und dabei die sonderbarsten Luftsprünge und Gesten machen oder hell auflachen. „Wahrlich," rief er aus, „der Student ist verrückt oder er liest Don Quixote!" — Ist das nicht auch eine Kritik? Und wie bekannt mußte das treffliche Werk damals schon sein!

Des großen Alarcon beste Werke wurden noch bei seinen Lebzeiten unter einem fremden Namen gedruckt.

Wir statten nun einigen großen Engländern einen Besuch ab, denen es nicht viel besser ging, als ihren anderen Mitbürgern der litterarischen Republik. — Milton legte in seinen prosaischen Schriften die ewige Wahrheit nieder, daß die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes die Vorbedingung für seine staatliche Größe, für die Blüthe seiner Kunst und die Reinheit seines Glaubens sei. Am 16. Juni 1660 wurden seine Schriften öffentlich durch den Henker verbrannt; er selbst ward verhaftet und kehrte dann einsam und verlassen in's Privatleben zurück.

Sein 1665 vollendetes „Paradise Lost" fand nicht sogleich einen Verleger, erschien erst 1667 und trug ihm fünf Pfund Sterling Honorar ein. „Tamerlan" war Marlowe's Erstlingsstück und wurde lange von der Kritik auf das Einseitigste und Bornirteste unterschätzt, während es doch in Wahrheit als der eigentliche Grundstein der Shakespeare-Bühne zu betrachten ist.

Gwynne's Buch „Histriomastik" (Geißel der Schauspieler) erschien 1662. Mit gelehrtem Apparat ausgerüstet, zieht es in leidenschaftlicher Weise gegen alles Theaterwesen zu Felde, verdammt alle Schauspieler als Diener des Teufels. Da eine Stelle, welche die Schauspielerinnen sammt und sonders verworfene Geschöpfe nennt, auf die Königin Elisabeth bezogen wurde, die zufällig gerade einen Tag vor Erscheinen des Werkes selbst in einem Stück in Sommerset-House aufgetreten war, so hatte der fanatische Verfasser schwer für seine Angriffe zu büßen, indem man ihn zweimal an den Pranger stellte, ihm beide Ohren abschnitt, ihn zu einer Geldstrafe von 5000 Pfd. Sterl. verurtheilte, seiner Titel und Würden verlustig erklärte und endlich zeitlebens einkerkerte (Bodenstedt bei Ford. 2, 368). Shakespeare ward bei Lebzeiten und lange Jahre nach seinem Tode von geringeren Kräften auf der Rennbahn der Popularität geschlagen, und dann verschlang die Hochfluth des puritanischen Fanatismus ihn und die Bühne, beide geraume Zeit der Vergessenheit überlassend.

Es bedurfte zweier Jahrhunderte, bis er, aber dann auch als ein Phönix, aus der Asche stieg. Sein Zeitgenosse Nash prognosticirte ihm und seinen Werken baldige Vergessenheit. Der Schauspieler Garrick verhalf ihm zur Auferstehung.

Ben Johnson urtheilte beispielsweise über Shakespeare's „Cymbeline": „Wegen Thorheit der Erfindung und Sinnlosigkeit sei das Stück gänzlich werthlos." Schlegel und Gervinus preisen dasselbe Stück als den wundervollsten Dichtungen zugehörig.

Eine der rührendsten Gestalten des britischen Parnasses ist Keats. „Seine Poesie ist die am stärksten duftende Blume des englischen Naturalismus." — Keats war Apothekergehülfe. Die ‚Blackwood Review' äußerte sich über ihn: „Er thäte besser, zu seinen Apothekerschalen zurückzukehren; ein hungriger Apotheker sei noch besser, als ein hungriger Dichter!" Er war 1795 geboren und starb in seinem 26. Lebensjahre. Byron sagt im „Don Juan", der Artikel in der ‚Revue' habe ihn getödtet. Eine hoffnungslose Liebe und ein von Natur siecher Körper trugen freilich auch viel zu seinem frühen Ende bei. Shelley schrieb den Namen Keats in seinem Gedichte „Adonaïs" unter die Sterne. Byron war Anfangs sehr strenge gegen den unglücklichen Keats, sagte aber schließlich von dessen Gedicht „Hyperion", „daß es wirklich von den Titanen inspirirt erscheine und erhaben, wie Aeschylos sei."

Eine merkwürdige Erscheinung ist Savage Landor, der jetzt in England gelesen zu werden beginnt und dessen Werke erst heute eine Wirkung ausüben, während sie dem Lebenden niemals Popularität, noch schriftstellerische Triumphe zu bereiten vermochten. — Er kümmerte sich auch wenig um das Publikum, für das er schrieb; die Kritik nannte seine Schreibweise kalt, steif und meinte, sein Englisch laute wie eine Uebersetzung aus fremden Sprachen.

Zehn Jahre nach seinem Tode fing man plötzlich an, ihn

zu bewundern. Er hatte von sich mit Selbstbewußtsein gesagt: „Was ich schreibe, ist nicht auf Schiefer geschrieben und kein Finger, nicht einmal der der Zeit selbst, kann es auslöschen!“ Sein Gedicht „Gebir“ ward von zwei Personen gekauft. Der Dichter Rob. Southey imponirte Landor ganz besonders deshalb, weil er einer der beiden Käufer war. Byron's Spottglossen über „Gebir“ konnte Landor nie vergessen. — Von dem hochbegabten Lyriker Shelley sagt die ‚Litterary Gazette‘: „Seine Poesie ist ein Mischmasch von Unsinn, Geckenhaftigkeit, Armuth und Pedanterie; einfältiges Gewäsch eines Deliriumträumers. Ueber den „Prometheus unbound“ machte Campbell einen köstlichen Witz: „Prometheus unbound“, ruft er aus, „das glaub' ich; wer möchte ihn binden lassen!?“ (Unbound heißt sowohl entfesselt als ungebunden.) Das ‚Blackwood Magazine‘ sagt von dem Stücke: „daß es unmöglich ein pestilentialischeres Gemisch von Gotteslästerung, Empörungsgeist und Sinnlichkeit geben kann.“ — Shelley's Asche ruht auf dem protestantischen Kirchhof zu Rom. Sein Grabstein trägt die Inschrift: „Cor Cordium“, „Herz der Herzen!“ Zu Lebzeiten haben ihm Mitbürger und Zeitungen jedes Verbrechen vorgeworfen. Von seinen „Cenci“, seinem reichsten und bestkomponirten Gedichte, sagt die ‚Litterary Gazette‘, „die „Cenci“ sind das abscheulichste Machwerk der Zeit und scheinen das Erzeugniß eines Teufels zu sein!“ Der Rezensent hofft, „nie wieder ein Buch zu erblicken, das ein solches Gepräge von Befleckung, Gottlosigkeit und Infamie trägt!“

Byron veröffentlichte 1807 seine „Hours of Idleness“, Stunden der Muße. — Auf dem Titelblatte steht: „Von einem Minderjährigen.“ Es sind mit wenigen Ausnahmen

sentimentale, stylistisch unreife Schülerpoesien, Freundschafts- und Liebesgedichte. Die ‚Edinburgh Review‘, die höchste kritische Instanz jener Zeit, brachte im Januar 1808 eine wahrscheinlich von Lord Brougham verfaßte, äußerst höhnische Recension.

Der Referent ertheilt Byron den Rath, der Poesie Valet zu sagen und die Vorzüge seiner Stellung zu benützen. Diese Kritik ist vielleicht der Grundstein des Byron'schen späteren Ruhmes. Sie regte jede Empfindung in ihm auf. Zehn Jahre nachher schreibt er: „Ich war in heller Wuth und entschlossen, zu trotzen und mich zu rächen, aber keineswegs niedergeschlagen und verzweifelt. Eine unbarmherzige Kritik ist Gift für einen angehenden Schriftsteller und diese schlug mich zu Boden. Aber ich sprang wieder auf, fest entschlossen, ihr Rabengekrächze zu Schanden zu machen und bald von mir hören zu lassen!“ — Sein Gefühl war fortan: Ich allein gegen Euch Alle! — Die Satyre „English Bards and Scotch Reviewers“ war zunächst seine Antwort. Alle Dichter-Notabilitäten Englands, besonders die Lieblinge der ‚Edinburgh Review‘, sahen sich hier von einem zwanzigjährigen Jünglinge wie Schulknaben behandelt. Southey, Coleridge, Wordsworth, Moore, Scott, Alle müssen sich — nicht seine witzigen Giftpfeile — nein, seine groben Keulenschläge gefallen lassen. Vergeblich suchte Byron später die Satyre aus der Welt zu schaffen, denn sie brachte ihm weit mehr Verdrießlichkeiten, als Denjenigen, denen sie galt. — Mit den zwei ersten Gesängen des „Childe Harold“ errang Byron 1812 einen überwiegenden Erfolg; er ward über Nacht der Löwe des Tages. — Interessant ist eine Kritik der Geliebten Byron's,

der Gräfin Guiccioli. Als er ihr die zwei ersten Gesänge seines unsterblichen „Don Juan" vorgelesen hatte, beschwor sie ihn, weil entsetzt über den Cynismus des Inhalts, das Gedicht nicht fortzusetzen. Er versprach ihr Alles, was sie begehrte, und die Nachwelt ist ihm dankbar dafür, daß er sein Versprechen nicht gehalten hat.

Ist es glaublich, daß diese ersten Gesänge des „Don Juan" nicht einmal einen Buchhändler fanden, der sie in Commission zu nehmen wagte! Southey erfrechte sich, die Regierung in seinen Gedichten anzurufen, gegen den Verkauf von Byron's Poesien einzuschreiten. Byron's Schule hieß damals die satanische.

Als das Buch „Ueber Deutschland" der vom großen Napoleon verbannten Germaine de Staël gedruckt werden sollte, erhielt sie Erlaubniß, sich Paris in einem Umkreise von vierzig Lieues zu nähern, um die Herausgabe zu überwachen. Zehntausend Exemplare wurden gedruckt. Allein in dem Augenblicke, als das Werk erscheinen sollte, sandte der Polizei-Minister seine Gendarmen in das Buchhändlermagazin, ließ die 10,000 Exemplare zerhacken, die Masse zu einem Teig einstampfen und dem Buchhändler zwanzig Louisd'or Entschädigung geben. Gleichzeitig erhielt Frau von Staël die Weisung, ihr Manuscript, d. h. die Studien und Hoffnungen von sechs vollen Jahren, auszuliefern und Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen (Brandes).

Wie sehr in der Dichtung die Vergänglichkeit Herrscherin ist, können wir uns lebhaft vergegenwärtigen, wenn wir die verschiedenen Stylformen einst tonangebender, wenn auch nicht in den Regionen des Genies thronender Geister vergleichen.

Man lese Prosa oder Gedichte aus der Zeit Daniel Caspar von Lohenstein's, halte ihnen die Gottsched'sche Form entgegen, stelle sie Klopstock'schen Oden gegenüber und man wird leicht begreifen, wie die Einen die Andern nach und nach verdrängen konnten und mußten.

Joh. Chr. Gottsched (1700—1766) ist unter allen deutschen Schriftstellern wie keiner gelobt, wie keiner getadelt worden. In den Jahren, da sein Ruhm am höchsten stand, schien es schon gewagt, auch nur bescheidene Zweifel gegen die Unfehlbarkeit seiner Ansichten zu äußern, und dagegen erlebte er noch die Zeit, wo es zum guten Ton gehörte, ihm alle Verdienste abzusprechen, und wo sein Name als das Symbol der Geschmacklosigkeit und der beschränktesten Einsicht galt; seine Verdienste um die Entwickelung der deutschen Prosa sind indessen ebenso unantastbar, als diejenigen Klopstock's um die Form und Ausdrucksweise der gebundenen Rede; und bei Besprechung der kräftigen Sprache voll begeisterten Schwunges des Messiadendichters verdammt Herder das früher übliche „hölzerne Hackbrett von Alexandrinern".

Wie Gottsched, so haben Gleim und Ramler einst hervorragende und einflußreiche Stellungen in der deutschen Litteratur eingenommen. Vater Gleim (1719—1803) erntete reiches Lob für die „Preußischen Kriegslieder eines Grenadiers" von Lessing, der die große Bedeutung des nationalen Elementes in ihnen mehr, als ihren poetischen Werth anerkannte.

Ueber Wieland's erste Manier lieferte Lessing eine unwiderlegbare Kritik, bewies ihm die Unzulänglichkeit seiner ersten dramatischen Arbeiten und rieth ihm, zuerst eine zeitlang auf der Erde zu wandeln und die Menschen kennen zu lernen,

bevor er dieselben dichtend schildern wolle. — Wieland seinerseits war zu gutmüthig, um ein ächter Satyriker zu sein. Er war von Goethe rücksichtslos des öfteren, besonders in der genialen Satyre: „Götter, Helden und Wieland" verspottet worden. Das hinderte ihn aber nicht, sich über den genialen Weimarer Wildfang zu äußern: „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben (Goethe), den ich als meinen eingeborenen, einzigen Sohn liebe und, wie es einem rechten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst und alles Das ist, was ich nicht habe werden können!" So schreibt Wieland an Merk, und diese hochherzige, neidlose Aeußerung wirft ein helles Streiflicht auf den biederen Charakter des Dichters des „Oberon".

Vom „Oberon" wiederum sagte Goethe:

„So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, wird er als Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden."

Auch bei den Deutschen ist nicht gleich alles wahrhaft Große anerkannt worden; die erste Kritik war bei ihnen so wenig unfehlbar, als in den anderen Ländern; zur Abwechslung wollen wir jedoch einige Beispiele von zu günstigen Prognosen anführen und beweisen, daß die kritischen Astrologen manchmal ein Horoskop stellen, welches die Sterne später Lügen strafen.

Joh. Jak. Bodmer, der jetzt so ziemlich vergessen ist, schrieb bekanntlich ein Epos in zwölf Gesängen, das im Jahre 1750 zu Berlin das Licht der Welt erblickte, „Die Noachide". — Lavater prophezeite in überschwänglicher Weise diesem

„großen Gedichte seiner Verwunderung", wie er es nennt, „daß die Nachwelt es zu Klopstock's „Messiade" stellen werde!" — In seinem Sinne ist dies Wort gründlich zu Schanden geworden, denn die „Noachide" ist längst in der allgemeinen Sündfluth der Zeit versunken; in anderem Sinne hatte jedoch der große Physiognomiker Recht, die „Noachide" und die „Messiade" stehen in brüderlichem Nebeneinander staubbedeckt in den Bibliotheken.

Der „Messiade" selbst spricht schon Lessing's kritisches Urtheil die Lesbarkeit ab; er sagt in seinem Sinngedichte:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn jeder lesen? nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein!"

Ueber Ramler waren die Urtheile getheilt! An Bodmer schreibt Sulzer im Jahre 1774: „Meines Erachtens ist er im Grunde kein Dichter; wenigstens ist es mir nicht möglich, Den für einen Dichter zu halten, der ein Jahr Zeit braucht, um eine Ode zu machen!!" — —

Wir müssen bekennen, daß es zum mindesten ein sehr sonderbarer Maßstab ist, den ein Kritiker anlegt, wenn er das Talent eines Dichters nach der längeren oder kürzeren Entstehungszeit eines Opus beurtheilt!!

Ariost hat eine einzige Octave hundertmal verändert, ehe sie ihm gefiel, wie die Handschrift im britischen Museum zu London darthut, und das Nonum prematur in annum des Horaz würde auf diese Weise für eine pedantische Thorheit erklärt. Hören wir Goethe über denselben Ramler: „Seine Gedichte sind sämmtlich gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen,

herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth!"

So wandelt die Kritik verschiedener Geister verschiedene Pfade. —

Im Jahre 1587 erschien die „Historia Fausti", die älteste dramatische Bearbeitung in Deutschland, gedruckt von Hock in Tübingen. Die Verfasser, zwei Tübinger Studenten, wurden sammt dem Drucker für ihre Arbeit eingesperrt. (Bodenstedt 3, 160.)

Die ‚Allgemeine Musik-Zeitung' räth Beethoven, nur zu phantasiren, aber das Componiren sein zu lassen, dazu habe ihn die Natur nicht bestimmt.

Bürger's erster poetischer Versuch war ein Epigramm auf die ungeheure Perücke eines Primaners, und die „erste Kritik" dieser Leistung bestand in einer Tracht Prügel. Sie hat ihm keinesfalls so wehe gethan, als später im Leben Schiller's Urtheil über seine Gedichte.

Schiller's „Fiesko" mußte schon vor seiner Geburt eine ziemlich mißliebige erste Kritik von dem gestrengen Herzoge und Landesherrn erleiden, dieser gebot ihm bekanntlich, als er von dem Plane erfuhr, „sich künftighin aller nichtmedizinischen Schriftstellerei zu enthalten".

Wie Fr. Schlegel über seine großen Zeitgenossen urtheilte, geht am ersichtlichsten aus einem seiner Briefe an Karoline Michaelis, die später Frau Dr. Böhmer, noch später Frau August Wilhelm Schlegel und noch später Frau Wilhelm Josef von Schelling wurde, hervor.

An diese Dame von vielbewegtem Leben schreibt der Bruder ihres mittleren Gatten:

Berlin, 29. Oktober 1798.

„Was Schiller betrifft, so bewundere ich nächst der heldenmüthigen Selbstentäußerung in dem Goetheschen Prolog, der mir wie eine ausgehöhlte Fruchthülse vorkommt, nichts so sehr wie die Geduld! Denn um solche lange Drachen in Papier (es handelt sich in diesem Satze um die Ballade: Der Kampf mit dem Drachen) in Worte und Reime auszuschnitzen, gehört doch eine impertinente Geduld ..... Auch vergeht selten eine lange Zeit, daß er sich nicht in einigen Gedichten, die mehr ästhetisch, als dichterisch sind, Luft macht. Wenn das erste Eilftel seines Wallenstein so goethisch ist, wie der Prolog, so bin ich auf alle eilf Eilftel nicht sehr begierig ...!"

Im Jahre 1799 schreibt Karoline, damals Frau Aug. Wilh. Schlegel, an ihre Tochter Auguste: „Schiller's Musen-Kalender ist auch da; das Gedicht von der Imhof ist eben nicht viel weiter, als ein Rudel Hexameter; aber über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittags vor Lachen fast von den Stühlen gefallen; es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden!" —

An A. W. Schlegel schreibt Karoline 1801: „Du hast eine schlechte Sache zu vertheidigen gehabt, wie Du gegen Tieck über Maria Stuart strittest. Es ist wahrlich nicht besser, wie der Wallenstein, ja, der gesammte schlechtere Wallenstein spricht Einen daraus an. Die wenigen lyrischen Stellen sind hübsch — o ja — aber mit dem Ganzen schlecht verbunden. Mir ist es ganz klar, daß alles poetische Drum und Dran dieses Stückes in der Summa keine Poesie macht!" —

Ueber Macbeth in der Schiller'schen Form heißt es:

„Von Schiller's Macbeth laß mich schweigen. Er ist noch viel schlechter, als Du zu sagen wagst, und hat uns mit einem wahren Ekel durchdrungen." —

Damals wurde Schlegel's „Jon" aufgeführt, ein heute ganz und gar verschollenes und unmögliches Stück voll mythologischen Schwulstes. Das Stück gefiel jedoch und ließ einen sehr angenehmen Eindruck zurück. — Der berühmte Böttiger, ein Alterthumsforscher, saß im Parterre und wurde um seine Meinung gefragt. — „Wenn der Schlegel noch ein solches Stück schreibt," sagte er spöttisch, „so kann ich meine ganze Mythologie ungeschrieben lassen!"

Manchmal übten die Herren Dichter Selbstkritik von rührender Bescheidenheit. Clemens Brentano sagt von seinem „Romanzenkranz vom Rosenkranz": „Derselbe sei wie von Shakespeare gedichtet, der den Dante im Leibe gehabt!", ein Urtheil, das die Nachwelt zu bestätigen sich keineswegs bemüßigt fand.

Der Däne Adam Oehlenschläger war zwar selbst ein Romantiker, jedoch nicht so blind eingenommen für seine Schule und Gilde, um nicht folgende Verse gegen die Hauptromantiker Gebrüder Schlegel dichten zu können:

„Ach, hätten wir statt Schlegeln Lessing,
Nur ein Stück Gold für zwei Stück Messing."

Heinrich von Kleist vermochte seinen dramatischen Produkten kein Publikum zu finden, obwohl Goethe und Tieck sich dafür interessirten. Sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug" fiel in Weimar durch, hauptsächlich wegen der willkürlichen Akteintheilung, die Goethe damit vorgenommen hatte.

Goethe's „Götz" fand ebensowenig, wie Milton's „Pa-

radies" einen Verleger. Merk zahlte die Druckkosten, Goethe das Papier. Indessen war die Wirkung auf das Publikum und die Ritterromane erzeugenden Schriftsteller eine außerordentliche. Erstaunlich ist es aber, daß der „Tasso" ebenfalls auf Goethe's Kosten gedruckt wird, während sein Schwager Vulpius ungefähr gleichzeitig mit seinem „Rinaldo Rinaldini" große Summen verdienen konnte. — Mephistopheles Merk nannte Goethe's „Clavigo" einen Quark, wie er ihm keinen mehr schreiben solle (Aus meinem Leben. Goethe, III, 13, Bd. 9, 3, 4). — Die erste Auflage der Uhland'schen Gedichte warf Goethe selbst — hinter den Ofen.

Friedrich Rückert's erste politisch-patriotische Lyrik wurde in den Heidelberger Jahrbüchern 1814 mit Hohn begrüßt und höchst abfällig besprochen. Es war freilich um jene Zeit herum am Rhein und am Neckar kühn, Franzosenhasser zu sein. — Professor H. E. Gottlob Paulus sagt damals von den Rückert'schen Kriegsliedern: „In einzelnen Stellen treffen sie den Volkston. Aber leider stört gar oft eine allzunahe leere oder tief herabsinkende Zeile die gefällige Erhebung der vorhergehenden." (Nr. 49, S. 775 ff.) — In den geharnischten Sonetten rügt er den unseligen Reim, dessen mattesten Nachklang und die Sonettenform überhaupt, der unsere Sprache fast immer unhold sei. Er fährt fort: „Wir finden auch nicht eines solcher künstlichen Klingspiele, das durch gleichen ausdauernden Schwung ihre Ehre retten könnte."

Auch Napoleon Bonaparte ist einmal unter die irrenden Kritiker gegangen. Er wunderte sich, ja fand es unbegreiflich, daß der „Wilhelm Tell" bei den Deutschen so große Begeisterung erwecke, weil darin die Trennung eines deutschen Landes von dem Reich dargestellt werde, was die Deutschen

doch eher zu Trauer und Unwillen stimmen müsse. — Er verstand zum Glück die Tragweite und Bedeutung jenes Meisterwerks nicht, das er sonst gewiß hätte verbieten lassen, weil er in ihm den gefährlichsten Gegner seiner Herrschaft erkannt hätte!

Grillparzer, ungefähr 1821 aus Italien zurückgekehrt, fand für seine Trilogie „Das goldene Vließ" nur eine sehr kühle Stimmung. Ein Biograph spricht von dem in der deutschen Kritik wie ein verheerendes Kryptogam wuchernden Bestreben, die hervorragenden Elemente hinwegzubeweisen. Auch Grillparzer hatte unter diesem Bestreben zu leiden. Aus seinen späteren Dramen: „König Ottokar's Glück und Ende" und „Ein treuer Diener seines Herrn" roch die kritische Nase (sagt derselbe Biograph) den Servilismus und die Fürstendienerei heraus.

„Im ‚Kometen' von 1843 war nach der Aufführung des „Ottokar" folgende Reimerei zu lesen:

„Hättest Du an Ottokaren Dich nicht allzusehr vergangen,
Würd' es nach histor'schen Dramen wohl die Welt von Dir verlangen?"

Die deutsche Kritik hat viel an dem Poeten, der doch eigentlich Oesterreichs Schiller war, verschuldet, und daß wir durch die Konsequenz dieser negativen Kritik um manches Kunstwerk gekommen sind, weil der Dichter verbittert und vergrämt wurde, ist zweifellos. „Des Meeres und der Liebe Wellen", zur Zeit Laube's ein Repertoirestück, wurde 1831 nach wenigen Vorstellungen zurückgelegt.

Indessen urtheilte Grillparzer selbst über den Styl des Thoas in Goethe's „Iphigenia": „Der Thoas spricht wie ein taurischer Hofrath!"

Ich übergehe die bekanntesten Beispiele von „erster Kritik"

geübt an den „Räubern" und anderen Werken unserer litterarischen Sonnen, weil ich sie als allzubekannt voraussetze.

Die Schlußfolgerung dieser meiner flüchtigen und durchaus nicht erschöpfenden Zusammenstellung soll nun gewiß kein Ausfall gegen die Kritik im Allgemeinen sein. Ich könnte wohl die naheliegende Betrachtung daran knüpfen, daß jedem menschlichen Ausspruche, es mag ihn gethan haben, wer da wolle, immer etwas vom Irrthume anhaften könne; daß wohl Napoleon oder Alexander eine Zeitlang die ganze Welt beherrschen, lenken und leiten, daß aber, wie die Völker endlich ihr Joch abschütteln, auch die Geister zuletzt der Knechtschaft aufgedrungener Meinung ledig werden wollen, und daß sich mit der Zeit von allen noch so verschiedenen Urtheilen ein gewisses Etwas abscheidet, das, wie ein in der chemischen Retorte gewonnenes Element, nicht mehr theilbar ist; die Quintessenz, das Gold von den Schlacken, oder wie immer man es bildlich nennen wolle: ich nenne es das endgültige Urtheil der Jahrhunderte, die es nie und nimmer dulden werden, daß Kronos, die Zeit, seine eigenen und besten Kinder — Homer, Shakespeare, Beethoven, Goethe — verschlingt.

Ich will die Kritik in keiner Weise angreifen, so lange sie eine freie und ehrliche ist. — Aber ich will Sie, verehrte Leser, mit Hamerling fragen: „Was ist überhaupt das Urtheil eines einzigen Lesers? Es verdient kaum ausgesprochen zu werden. Darum wird auch der Erfolg niemals weder gemacht, noch vernichtet durch das mehr oder minder geistreiche Urtheil eines sich unfehlbar dünkenden Kritikers. Die unbewußt in vielen irdischen Dingen waltende Vernunft ist auch bei der Geltung thätig, die eine poetische Leistung im Laufe der Jahre bei einer Nation erringt. Der Erfolg ist eine Sache,

die sich nicht von einem Einzelnen vorausbestimmen läßt; es kommt Alles darauf an, ob der dichterischen Leistung jenes Geheimnißvolle innewohnt, das auf die Gemüther unmittelbar packend und zündend wirkt, daß kein Kritiker näher zu definiren im Stande ist und das sich durch das Nachhaltige und verhältnißmäßig Allgemeine seiner Wirkung kennzeichnet."

Ich will zum Schlusse aber auch die Lessing'schen Worte in's Gedächtniß zurückrufen, dessen hoher Meinung von der Macht und Wirkung einer echten Kritik ich mich willig anschließe:

„Man erweist mir manchmal die Ehre," sagt er in der ‚Hamb. Dram.', „mich für einen Dichter zu erkennen! Aber nur weil man mich verkennt! Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten meiner Versuche sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so leicht für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe .... Ich bin daher beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheile der Kritik etwas las oder hörte ... Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann! u. s. w."

Es hat zu allen Zeiten miserable Poeten und ausgezeichnete Kritiker gegeben. Das Wahre ist aber nicht stets sofort siegreich gewesen, wenn es sich gezeigt hat, wohl aber immer, wenn die Zeit für die Wahrheit reif geworden war. — Erst in der Zukunft zeigt sich Alles reiner, was in der Gegenwart uns nur verwirrt.

Finden und Erfinden.

Kein bedeutendes Werk, kein unsterbliches Gedicht ist absolute Erfindung seines Schöpfers. Stets ist eine Anregung gegeben worden, rühre sie nun von Ueberlieferung, Lektüre oder eigenem Erlebniß her. Die Locke'sche Philosophie behauptete, der Geist an sich sei leer; er sei nur ein Spiegel der Außenwelt, ein dunkler Raum, in den die Bilder der äußeren Gegenstände hineinfallen, ohne daß er sich selbst darum bemühe, sein Totalinhalt entstamme den Eindrücken, welchen die materiellen Dinge auf ihn machen. — Das Schlagwort dieses Standpunktes lautet: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu. — Nichts ist im Geiste, was nicht früher in den Sinnen war. — Dieser Ideengang führte im Laufe seiner Entwicklung zur vollständigen Leugnung des ideellen Faktors, zum krassen Materialismus. Wenn wir aber für die Locke'schen Behauptungen eintreten würden, so wäre es doch nur, um unsere eigene Frage zu beantworten zu suchen: Was macht der Geist, der a priori keine Ideen, keine

Eindrücke besitzt, der ein unbeschriebenes Blatt, eine tabula rasa ist, mit den geschenkten Eindrücken? Wie strahlt dieser reine Spiegel jene in sich aufgenommene Bilder der Außenwelt zurück? — Je nach seinem Schliff, seiner Glätte, seiner Form wird er sie verzerren, vergrößern, verkleinern; er kann ein „Lachkabinet" sein, das die Gestalten in lächerlicher Verhäßlichung erscheinen läßt; er kann ein Focus werden, in dem der einfallende Sonnenstrahl zur erleuchtenden, erwärmenden, wie verheerenden Flamme wird.

Betrachten wir den Inhalt aller unsterblichen Epen und Dramen, so werden wir gewahr, daß er stets auf einem Vorgefundenen beruht, daß der Dichter niemals Alles und Jedes aus sich selbst, aus der Schatzkammer seines Verstandes geholt hat. Die homerischen Gesänge sind gegründet auf gewisse geschichtliche Ereignisse; man braucht nicht Schliemann zu sein, um einzusehen, zu fühlen, daß Priamus und Troja, Hector, Agamemnon, Andromache, Helena und Paris, Odysseus, Penelope, Ithaka und die Freier nicht blut- und haltlose Schemen, einem einsam brütenden Dichterhirne entflattert, sondern daß sie vom Rhapsoden verklärte Abbilder einer vielleicht nicht so idealen Wirklichkeit sind.

Die griechischen Tragödien der unsterblichen Trias Aeschylos, Sophokles, Euripides schöpfen ihren Inhalt aus dem Jungbrunnen des vorangehenden Epos; sie bilden ihre Statuen aus dem pentelischen und parischen Mamor der Epopöe. — Shakespeare hat nicht einen Stoff seiner Komödien und Trauerspiele selbst erfunden; der italienische Novellenschacht ist neben der Historie das Bergwerk, in das er hinabsteigt, um die gefundenen Erze und Gesteine zu dem Diadem

von 37 Zacken zusammenzuschweißen, das seine hehre Stirn umlodert.

Der Goethe'sche Faust durchwanderte, ein litterarischer Ahasver, in hundert Vorgestalten das Mittelalter, bis er das moderne Volksbuch des Deutschen ward. Die Schiller'schen Geschichtsdramen basiren allein auf historischen Studien; das moderne Lustspiel — wie das Molière'sche — kopirt, reproduzirt das Leben, das Geschehene, Gehörte, das Ereigniß; und das beste lyrische Gedicht entspringt — im Goethe'schen Sinne — aus einer Gelegenheit! Es steht nicht losgelöst von allen Eindrücken und Empfindungen, wie ein Gespenst, im Raume — nein, es hängt zusammen mit dem Erscheinen, dem Händedruck, dem Kusse der Geliebten, mit dem Lockenhaupt eines Kindes, mit den Knospen im Lenz, dem Strahlentanz der Sonne, dem Widerschein des Mondes auf dem rauschenden Bach, mit Duft und Luft, mit Sang und Klang, mit dem menschlichen Herzen, seinen Schmerzen und Freuden! — Alle diese Kunstformen füllen sich mit einem Inhalt, den der Poet den Weltgesetzen entsprechen läßt; der moderne Dichter insbesondere wird das Unwahrscheinliche und Unmögliche vermeiden und den sich vor uns abspielenden Vorgang möglichst der Wahrheit und Wirklichkeit anzupassen suchen. Und selbst wo er, wie Homer und Aeschylos, Wesen und Dinge erfindet, wird er nur symbolisch sein; er wird mit dem Unglaublichen etwas Glaubliches sagen wollen; die Rinder des Helios sind die Sonnentage, und die in Thiere verwandelten Menschen der Circe stellen die sich im Kothe wälzenden Sklaven der Leidenschaft dar, die Furien des Orestes repräsentiren die verkörperten Stimmen unseres Gewissens.

Selbst wo die Einbildungskraft zügellos dahinzuschießen scheint, wo sie Hippogriphe, Chimären, Pegasusse, Centauren, Meerweibchen und andere märchenhafte Wesen herbeizaubert, kann sie doch nur eklektisch verfahren und aus vielem getrennt Seienden nur ein anscheinend verbundenes Nichtseiendes bilden; sie fügt den Flügel zu dem Rosse, den Menschenleib zum Pferdekörper, das schöne Weib zum Schuppenleib und Flossenschweife — — aber Formen, — die über unseren Horizont hinausgehen, die Menschenaug' und Menschenohr nicht zu fassen vermögen, kann sie nicht erschaffen. Aus vielen Dingen, die wirklich sind, vermag sie ein neues Ding zusammenzusetzen; Dinge an sich, Dinge, die über das Maß der Erfahrungswelt hinausgehen, kann sie nicht erfinden; hinter die Dinge kann sie nicht kommen. Selbst der Märchenerzähler von 1001 Nacht wird uns nur Geschichten erzählen, von denen wir uns sagen müssen, daß ihre Verkettung wunderbar, d. h. nicht dem wirklichen Leben entsprechend ist; aber etwas dem Leben nicht Entnommenes, mit anderen Bausteinen, als denen des Menschengeistes, Errichtetes, bietet selbst er uns nicht! —

Braucht sich also, in Folge der Masse des Gegebenen, ihm von der Natur Geschenkten, selbst der größte Dichter nicht die Mühe des Erfindens zu nehmen, so wird ihm desto strengere Rechenschaft dafür abgefordert, was er aus dem vorgefundenen Marmor, Thon, Wachs, aus der anregenden Idee gemacht hat! Und hier gerathen wir zugleich mit dem konkreteren Ideengang in das Gebiet der Hypothese; hier sind wir auf Widerspruch gefaßt, denn wer kann mit Bestimmtheit nach Jahrhunderten behaupten, dieses Buch hat der Autor gelesen, diese Stelle hat ihn zu diesem Gedichte angeregt, wenn

nicht authentische Zeugnisse des Autors selbst vorliegen, wenn der Vorgang dieses Angeregtwerdens ein so subtiler ist, daß der Leidende oft selbst nicht mehr bestimmen kann, welches das Agens war, das ihn determinirt hat. — Es bleibt also bei einigen Vermuthungen, die gewiegtere Litteraturkenner, welche mit Jahreszahl und Biographie eines jeden Gedichtes unserer Klassiker ausgerüstet sind, mit Leichtigkeit zu widerlegen vermögen werden. Nur bleibt die Frage offen, ob, wenn ein Dichter ein Gedicht über einen von ihm selbst erlebten Vorgang macht, er nicht durch eine früher unbewußt in sich aufgenommene Idee und Anregung, den Vorgang dichterisch zu nehmen, beeinflußt war. — Es wäre gewissermaßen eine Ueberackerung und Saatstreuung vorausgegangen, für welche nun das wirkliche Erlebniß Sonnenstrahl und befruchtender Regen zu sein hätte. —

Zur Zeit, als Schiller seine „Räuber" schrieb „quoll," wie Palleske sich ausdrückt, „dieses (das Drama) in Hunderten von Studien aus dem Boden der Zeit. Es stand ganz unter dem Einfluß der englischen Schule. — Den Stoff zu den „Räubern" soll Schiller einer Geschichte in Haug's „Schwäbischem Magazin", Jahrgang 1775, entnommen haben, wo von den feindlichen Brüdern Wilhelm und Karl und dem von Wilhelm mörderisch überfallenen, aber von Karl geretteten Vater die Rede ist. Karl ist ein vollständiger Tom Jones (Fielding); er hat ein Duell, muß bei Nacht und Nebel die Akademie verlassen, und nun liegt die weite, öde Welt vor ihm, eine pfadlose Nacht. Er wird Soldat — aber in die böhmischen Wälder geht er nicht. — Ebenso wenig thut er das in jener Erzählung ähnlichen Inhalts in der „Chronique

Scandaleuse", auf welche ich in der „Presse" vom 9. November 1876 als auf eine mögliche Quelle Schiller's hinweisen durfte. — Nun hat aber sicher Schiller um jene Zeit etwas von Shakespeare gewußt und gelesen; hielt ja auch Goethe schon 1771 seinen Panegyricus auf ihn in Straßburg, und warum sollte Schiller nicht „Die beiden Edlen von Verona. (Two Gentlemen of Verona)" gekannt haben? In der 1. Scene des 4. Aktes geräth Valentin in einem Walde zwischen Mailand und Mantua in die Hände von Straßenräubern. Es entspinnt sich zwischen ihm und den Banditen folgendes Gespräch:

„Woher kommt Ihr?" —

„Von Mailand!" —

„Habt Ihr Euch lang' dort aufgehalten?" —

„Wohl 16 Mond, und gern wär' ich noch da, doch spielte das Geschick mir einen Streich!" —

„Wie, seid Ihr denn verbannt?" —

„Ja!" —

„Und wofür?" —

„Für Etwas, das, gedenk' ich dran, mich martert. Ich tödtet' Einen, dessen Tod mich reut. Doch schlug ich ihn, als Mann, im Ehrenkampfe, ohn' Hinterlist und tückischen Verrath." —

„Nun, dann bereut's nicht, wenn es so geschah. Und um so kleine Schuld seid Ihr verbannt?"

„So ist's, und war noch froh des milden Spruchs!"

„Versteht Ihr Sprachen?"

„Ja, meinen Jugendreisen dank' ich das; sonst hätt' ich oft in schlimmer Noth gesteckt."

„Beim feisten Glatzenpfäfflein Robin Hood's, der Bursche wär' ein Fürst für unsere Bande. Eins sagt uns: Habt Ihr irgend was im Sinn?"

„Nichts, als mein Glück!"

„Wißt, Einige von uns sind Edelleute, die jugendliche Ausschweifung verstieß aus der Gesellschaft ehrenwerther Männer. Ich selbst ward aus Verona einst verbannt, weil ich ein Fräulein wegzukapern suchte, die reich war und dem Herzog nah verwandt. Seid Ihr's zufrieden, unser Haupt zu sein? Wollt Ihr zur Tugend machen Eure Noth und in der Wildniß leben, so wie wir? Was sagst Du? Willst Du unseres Gleichen sein? Sprich ja und sei der Hauptmann von uns Allen. Wir wollen Eid und Pflicht Dir leisten und Dich lieben als der Bande Haupt und Herrn. Doch schlägst Du unsern Antrag aus, so stirbst Du. Du sollst nicht leben, damit groß zu thun!"

„Ich nehm' ihn an und leb' hier unter Euch, mit dem Beding, daß Ihr Mißhandlung nicht an schwachen Frau'n und armen Wand'rern übt."

„Nein, wir verabscheu'n so gemeine That ꝛc."

Man vergleiche noch die dritte Scene dieses Aktes und frage sich, ob das nicht die Typen der Gesellschaft in den böhmischen Wäldern, ob dies nicht die Urbilder zu Schiller's „Räuber" sind? Unseres lückenhaften Wissens hat noch Niemand darauf hingewiesen. Es sei durchaus nicht behauptet: hier nahm Schiller seine Idee zu seinen Spiegelberg's und Genossen her. Es sei nur erlaubt, zu bedenken zu geben, ob Schiller nicht hier unbewußt durch Lektüre einen Eindruck empfangen haben könne, der sich später, in geeigneter Um-

gebung und vermischt mit anderen Erlebnissen, zu einer Episode jenes Dramas gestaltet hat, das noch nach vollen 100 Jahren eine so mächtige Wirkung auf uns übt? —

Da der große Namen Goethe's oben ausgesprochen wurde, so sei dem bis hierher geduldig gebliebenen Leser der bedeutende Einfluß des am 24. August 1744 geborenen Johann Gottfried von Herder auf den nur fünf Jahre jüngeren Genius in Straßburg in Erinnerung gebracht. Herder nannte den Frankfurter Rathssohn 1772 „einen guten Kerl, nur etwas leicht und spatzenmäßig". (Lewes, Life and Works of Goethe. I. 102.) Er lehrte ihn, die Bibel richtig lesen; er verwies ihn auf Homer und Ossian und erzeugte zweifelsohne in ihm den Begriff Weltlitteratur. Er lehrte den Achtundzwanzigjährigen, auf die Stimmen der Völker lauschen.

Beispielsweise begeisterte sich Goethe so sehr für den nordischen, wilden Sänger Ossian, daß er den Gesang „Selma" übersetzte und später, wie allgemein bekannt, dem Werther einverleibte. Ferner machte Herder ihn mit dem „Vicar of Wakefield" vertraut, in dessen Lichte Goethe die Vorgänge mit Friederike in Sesenheim unbedingt ansah, sie vielleicht nach ihm gestaltend. — Was war zu jener Zeit von Herder's „Stimmen der Völker", jener weltlitterarischen Anthologie aus der Lyrik und Epik aller Nationen, schon gesammelt? Sie erschienen erst 1778 unter dem Titel „Volkslieder" und erhielten 1779 den zuerst angeführten, gelegentlich des Erscheinens des zweiten Theiles. Kurz in seiner Litteraturgeschichte sagt: „Herder hat ebensowenig poetisches Talent, wie Lessing, aber wie dieser es durch die tiefste Einsicht in das Wesen der Kunst bis zur Täuschung ersetzte, so Herder durch

die allseitigste und reichste Entwickelung des poetischen Gefühls.“ Jean Paul schreibt über ihn an Jacobi: „Dieser ätherische Mensch, den ich täglich lieber gewinne, ungeachtet seiner kleinen Sonnenhöfe, kann vor lauter Schaffen schwer sehen; wie einem Reichen werden ihm nur große Massen, z. B. Völker, hell!“ — In diesen „Stimmen der Völker“ nun finde ich ein Gedicht: „Der klagende Fischer“ aus dem Spanischen des Gongora (Romanc. Liricos, p. 331) übersetzt, dessen beide ersten Strophen also lauten:

Auf einem hohen Felsen,
Der trotz der wilden Wellen
Dastehet Tag und Nächte
Und seine Seiten darbeut;

Da saß ein armer Fischer,
Sein Netz lag auf dem Sande,
Ihn hatte Glück und Freude
Mit seiner Braut verlassen
O, wie er traurig klagte.

Nun weiß ich, daß Heinrich Kurz von Schiller sagt: „Die Idee, die den „Räubern“ zu Grunde lag, war aus seinem tiefsten Innern hervorgegangen; sie war sein eigenes Selbst &c.“ — Ich weiß auch, daß Goethe's wunderbares Gedicht: „Der Fischer“:

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.“

in Folge von Badeübungen entstanden sein soll, zu denen Lewes (I. 336) eine sehr hübsche Anekdote zu erzählen hat. — Es liegt aber bei dem ersten Vergleich eine solche Aehnlichkeit der Handlung, bei dem zweiten eine solche der Stimmung vor, daß man einen Nexus anzunehmen berechtigt scheint. Und ein paar Seiten weiter treffen wir auf ein anderes spanisches Gedicht: „Die Entfernte", welches also schließt:

„Aurora, mitleidig, nahm purpurne Nebel
Und bildete Träume und bildet ihr Bild —
Auf fuhr aus den Träumen der weilende Schäfer
Und eilete zu ihr und sank ihr an's Herz."

Ich möchte den Kenner Goethe'scher Lyrik sehen, dem hier nicht alsbald das reizende Gedicht: „Amor als Landschaftsmaler" einfällt!

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel,
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.
Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite . . . .
Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen . . . .

Nur, wer an sich erfahren hat, wie ein Gedicht entsteht, kann die Möglichkeit zugeben, daß die drei hier mitgetheilten Vorbilder gewissermaßen die Skizzen, die Scenerien zu den Schöpfungen unserer beiden Dioskuren gewesen sein könnten.

Ich hätte noch überraschende Beispiele aus meiner Sammlung geben können; aber die Quantität der Beweise wird keinen Skeptiker überführen. Die vergleichende Anatomie, wie die vergleichende Sprachwissenschaft, haben unendlich

fördernd auf das Gesammtwissen der Menschheit eingewirkt; ganz müßig sind auch solche Nebeneinanderstellungen aus der Weltlitteratur nicht. Keinesfalls sind sie dazu angethan, Goethe und Schiller zu verkleinern; selbst wenn ihnen ein Gedanke genommen würde, sind sie noch reich genug, um uns alle zu beschenken. Wandert aber ein Menschenkind über ein ödes Feld des Kaplandes oder Hindostans und findet auf dem Boden ein glanzloses Steinchen, einen mattschimmernden Quarz, und der Einsame hebt ihn auf, erkennt seinen Werth, erfindet Werkzeuge zum Schleifen des widerspänstigen Krystalls, giebt ihm eine edle Form und das Licht tausendfach rückspiegelnde Facetten und setzt also einen neuen großen Werth in die Welt — ist der Stein dann etwa nicht sein Eigenthum und heißt es dieses Menschenkind beleidigen, wenn man ihm sagt: „Du hast ihn gefunden“?

Inhalts-Verzeichniß.

I. Novelletten.

II. Reisen.

III. Litterarisches.

Berichtigungen.

Lector, ne te offendant errata quae operariorum in diligentia fecit, neque enim omnibus horis diligentes esse possumus. Recognito volumine, ea corrigere placuit.

Seite 22, Zeile 6 v. o. lies: lag statt ag
„ 48, „ 3 „ u. „ gewürdigt statt gewidmet
„ 89, „ 12 „ „ „ deren statt der
„ 159, „ 2 „ o. „ Bathseba statt Bethsabe
„ 236, „ 16 u. 17 v. o. lies das statt daß
„ 238, „ 13 v. o. lies: Häuschen statt Häuserchen
„ 289, „ 1 „ u. „ werden, statt werden
„ 290, „ 8 „ o. „ nacional statt national
„ 291, „ 7 „ o. „ Covent-Garden statt Convent-Garden

Urtheile der Presse

über

Werke von Alfred Friedmann.

Savilia. Wien, L. Rosner. 2. Auflage.

Das Colorit ist glänzend, die Schilderungen sind warm und lebendig, der reimlose, fünffüßige Jambus ist mit Meisterschaft gehandhabt. National-Zeitung.

Aus Hellas. 3 Gesänge. Wien, L. Rosner.

In jeder Zeile keusch, stylvoll vollendet, erfüllen diese Gesänge uns mit der höchsten Achtung für den jungen Dichter, der aus dem Lärm und Qual des Tagestreibens hinweg, unsern Sinn nach den sonnigen Höhen des reinen Menschenthums zu lenken versucht. Grazer Tagespost. Friedr. Marx.

Merlin Orpheus. 2 Gesänge. Wien, L. Rosner.

Biblische Sterne. Hamburg, J. F. Richter.

Dieses Buch hat ein Poet in seinen weihevollsten Stunden geschrieben.
P. K. Rosegger im Heimgarten.

Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta. Wien, Wallishauser.

Eine Geschichte in Versen, dem Filiberto des Bandello in sehr geeigneter Weise und in Ottave Rime nacherzählt. Die Geschichte wird effectvoll dargestellt, die Diction ist leicht, gefeilt und gefällig. **Saturday Review, 19. Mai 1877.**

Das Werkchen, welches schon bei seinem ersten Erscheinen durch den Hauch wahrer Poesie, die dichterische Sprache, durch welche es sich vor so manchen anderen Erscheinungen ähnlicher Art auszeichnet, gerechtes Aufsehen in litterarischen Kreisen hervorgerufen, liegt nun in dritter Auflage vor — gewiß der schlagendste Beweis für den hohen Werth der beiden Dichtungen, in denen Alfred Friedmann so recht seine bedeutende Begabung leuchten läßt. Die meisterhafte Beherrschung des Metrums, dessen schwierigste Form der Dichter mit Vorliebe wählt, verdient zumal höchste Anerkennung und Bewunderung.
Frankfurter Zeitung, 3. Mai 1879.

Leichtsinnige Lieder. Hamburg, J. F. Richter.

Es herrscht in der That ein leichtsinniges, lustiges Leben voll schalkhafter, sinnlicher Grazie in dem Liederbuche, in dem bald die Champagnerpfropfen knallen und der süße, prickelnde Inhalt schäumend überströmt, bildlich uns aus einem Versfuße die graziöse Spitze eines Balletschuhes entgegenstreckt 2c.
Deutsche Zeitung, 31. Aug. 1877.

Vertauscht. Novelle. Leipzig, Reclam.

Diese Novelle möchte uns fast klassisch anmuthen, auch wenn sie nicht unter und zwischen Klassikern in der Universalbibliothek vor uns träte; fein an Form, reich und gediegen an Gehalt. P. K. Rosegger, Heimgarten, Heft 12, 1878.

Lebensmärchen. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Die Vestalin. Leipzig, Otto Lenz, Salonbibliothek.

Ersetzter Verlust. Novelle in Versen. Hamburg, J. F. Richter.

Don Juan's letztes Abenteuer. Drama in 2 Akten. 1881, in 8. Leipzig, C. Reißner.

Die zwei neuen Werke Alfred Friedmann's zeigen uns das Talent des begabten jungen Dichters von zwei verschiedenen Seiten. Im Drama bekundet er eine mächtige Gestaltungskraft. Er drängt in kurze zwei Akte eine tragische Handlung und eine reiche Entwickelung bedeutender Charaktere zusammen. Der alternde Don Juan kehrt nach langjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt Sevilla zurück. Er erblickt ein Weib, das er vor Jahren schon gesehen und in das er sich verliebt hatte. Auch sie hatte ihn damals gesehen und geliebt, aber mittlerweile hat sie geheirathet, den eignen Bruder Don Juan's geheirathet! Don Juan ist nicht der Mann, die Rechte seines Bruders und die Heiligkeit einer Ehe zu achten. Er bedrängt das Weib, in welchem die Pflicht mit der Liebe ringt und über sie siegt. Wüthend über die Abweisung, ersinnt Don Juan eine verderbliche Intrigue. Er erweckt die Eifersucht seines Bruders, indem er ihn glauben macht, sein Weib liebe einen jungen Pagen. Der Bruder tödtet den Pagen und das unschuldige junge Weib, das sterbend die beiden Brüder versöhnt. Don Juan verläßt verzweifelt Sevilla und will eine Wallfahrt unternehmen — „nach dem Hörselberge", ruft Leporello spöttisch und der Vorhang fällt; dieser letzte Ruf des Dieners faßt die tiefsinnige Idee des Dramas zusammen. Don Juan ist eine Elementarkraft. Er ist die Verkörperung der stürmischen, blinden Leidenschaft, die gerade vor sich hintobt und drängt, ohne sich um ihre Wirkung zu kümmern. So oft der Wille auch eine Anstrengung macht, die Leidenschaft zu bändigen, befreit sie sich schließlich doch immer wieder von seinen Banden und Don Juan-Tannhäuser kehrt nach jedem Versuch, aus dem Hörselberg zu fliehen, stets von Neuem dahin zurück. In seinen „Gedichten" offenbart sich Friedmann als echter Poet. Er hascht nicht mit affektirter Mittelalterlichkeit nach Effekten und sucht nicht durch verstaubte, vergessene Archaismen dem Leser zu imponiren. Er trifft die Töne des Volksliedes ebenso, wie die der Ode, und seine traurigen Stimmungen sind ebenso rührend, wie seine heiteren Lichtblicke erfreulich und anregend sind.

Vossische Zeitung, 1882. Nr. 47.

Gedichte. Leipzig, 1882, Wilhelm Friedrich.

Was gleich von vornherein bei Alfred Friedmann auffällt, das ist eine seltene Formgewandtheit, wie sie in der neuesten Lyrik, die sich meist einem unkünstlerischen Formschlendrian hingiebt, nicht oft anzutreffen ist.

Gegenwart, Nr. 20. 1882.

Die schwierigsten Versmaße beherrscht Alfred Friedmann sicher und gewandt, die Rhythmen sind frisch und schön, die Sprache ist wohllautend.

National-Zeitung, 14. Febr. 1882.

Der bekannte, durch vielfache poetische Arbeiten zu verdientem Rufe gelangte Dichter Alfred Friedmann läßt seine gesammelten „Gedichte" erscheinen; die in ihnen niedergelegten Gedanken sind neu und anregend; ihre schöne Sprache und Abrundung in Form und Ausdruck machen diese „Gedichte" der Theilnahme aller litteraturfreundlichen Kreise würdig. Hamburger Nachrichten, 1881. Nr. 286.

Die Saturday Review vom 18. Febr. 1882 sagt: A. F. possesses great lyrical facility, his pieces are always melodious and correct in point of form; not few are individually remarkable, the general impression of the whole is undoubtedly pleasing. —

A. F's. Gedichte eignen sich besonders für solche Leser, die mit uns der Meinung sind, daß formale Vollendung nicht der letzte Vorzug eines Lyrikers sei. Wenn in dieser Beziehung die Gedichte unseres geschätzten Mitarbeiters, der sich auch vielfach in selbsterfundenen Formen bewegt, volles Lob verdienen, so soll

damit nicht gesagt sein, daß der Inhalt weniger anspräche. Ganz im Gegentheil! Derselbe ist ebenso originell, wie die Form, und die schönen Verse sind das Kleid vielfach neuer und immer ansprechender Gedanken.

Schorer's Familienblatt, Nr. 25. 15. Juni 1882.

A. F's. Strophengebäude und seine Rhythmen zeigen vielfach neue, eigenartige Erfindungen. Was Friedmann's Lebensanschauung und sein dichterisches Naturell betrifft, so ist er ein ausgesprochener Optimist, etwas von einem Mirza Schaffy in deutschem Gewande. Unser Dichter ist eine vornehme Natur, die einem edlen Schönheitskultus huldigt und seine „Gedichte" dürfen mit Recht Allen empfohlen werden, welche in unsrer poesielosen Zeit noch Sinn für das anmuthige Spiel mit schönen Formen und die feine Ciselirarbeit künstlerisch modellirter und zugespitzter Gedanken haben. Gartenlaube, Nr. 47. Nov. 1882.

Alfred Friedmann, von welchem uns ein neues Bändchen „Gedichte" vorliegt, ist kein Neuling mehr in der Litteratur. Er hat sich durch seine Gesänge „Aus Hellas", „Biblische Sterne", „Die Feuerprobe der Liebe", Angioletta" sowie durch „Die Vestalin" bereits einen geachteten Namen als Poet erworben. Auch seine neuesten Gedichte bekunden eine unstreitig bedeutende lyrische Begabung, ein Talent zur poetischen Verherrlichung aller Schönheiten der südlichen Natur und eine vielgestaltige Beherrschung der Form. Das Bändchen gehört jedenfalls zu den besseren Erzeugnissen der modernen Lyrik.

Leipziger Illustrirte Zeitung, 1882. Nr. 2019.

Alfred Friedmann ist kein Fremdling auf dem Parnaß. Wir sind dem liebenswürdigen, munteren Poeten bereits auf mehreren Gebieten der Dichtkunst begegnet und haben uns jedesmal seiner Bekanntschaft gefreut; denn er hat es immer verstanden, uns durch eine würzige Frische, durch eine graziöse Bewegung in der Form und durch eine vornehm dichterische Originalität anzuziehen. Es braucht nur an die Dichtungen: „Savilia", „Aus Hellas", „Biblische Sterne", „Die Feuerprobe der Liebe", „Leichtsinnige Lieder", „Vertauscht", „Die Vestalin", „Ersetzter Verlust", „Lebensmärchen", „Don Juan's letztes Abenteuer" u. A. erinnert zu werden, um einerseits an die ganze anmuthende Eigenart, andererseits an die — vielleicht nur allzu große Fruchtbarkeit dieses Dichters zu erinnern. Die vorliegende Sammlung von Gedichten hat alle Vorzüge aufzuweisen, welche an den genannten Dichtungen gerühmt werden, als: meisterhafte Behandlung der Sprache und Form, glänzendes Colorit, hohen Gedankenreichthum und echt dichterisches Empfinden. Die Mehrzahl der Gedichte ist lyrisch; prächtig wiedergegeben sind die Stücke der fremden Litteratur. Glänzende Zeugnisse einer nicht gewöhnlichen Formgewandheit sind die „Formversuche" und „Sonette". Reizend und so recht für den Geschenktisch passend ist die Ausstattung des Büchleins, welches wir denn auch als ein in jeder Hinsicht gediegenes und erfreuliches Geschenk empfehlen wollen. Heimat, 1882. Nr. 18.

Für das schlichte Lied trifft die Muse von Alfred Friedmann weniger den rechten Ton; sie ist zu bilderreich dazu. Dagegen zeigt sie sich heimisch in weichern Strophenformen des Sonetts und dem Reimluxus derselben. Sie hat einen stark kosmopolitischen Zug, wie nicht blos die „Lusitanischen Sonette", sondern auch die zahlreichen Aneignungen aus dem Französischen und Italienischen beweisen.

Unsere Zeit, 1881. Nr. 12.

Eine mediceische Hochzeitsnacht. Drama in 5 Akten. Leipzig, W. Friedrich.

Der bunte Wechsel der Scenerie, die Mannigfaltigkeit der Figuren und das florentinische Lokalkolorit könnten wohl die Meininger zur Darstellung bringen.

Berl. Mont.=Ztg., 16. Oct. 1882.

Unseres Erachtens müßte namentlich die Gestalt des Lorenzino, in welcher die Züge eines Richard III. und Brutus zu einem neuen, einheitlichen, korrekten Gebilde verschmelzen, für einen tüchtigen Charakterdarsteller eine ebenso interessante, wie lohnende Aufgabe sein. C. N. Sauer, Triester Ztg., 29. Dec. 1882.

Horaz und Lydia. Leipzig, C. Reißner.

Der Friedmannsche Alexandriner klingt mit wenigen Ausnahmen frei und flüßig, und die Wiedergabe der Ponsard'schen Ode, die mit allerliebstem Geschick aus Bruchstücken verschiedener Horazischer Gedichte ein neues Ganze bildet, ist sogar musterhaft. H. Bulthaupt in Nr. 1 der Bl. f. litt. Unt., 1. Jan. 1886.

Horaz und Lydia, Lustspiel von Ponsard, aus dem Französischen von Alfred Friedmann, Leipzig, Carl Reißner. Bei einer Uebersetzung Friedmann's, dessen vorzügliche Uebertragungen aus allen romanischen Sprachen bekannt sind, kann man einer sorgfältigen und gediegenen Nachbildung des Originals sicher sein. Auch bei dem vorliegenden Werke haben wir es mit einer pietätvollen Arbeit zu thun, bei welcher weniger die Kunst des Uebersetzers, als vielmehr die kongeniale Nachempfindung des Dichters in erster Linie hervorzuheben ist. Das Werk des berühmten französischen Lustspieldichters ist in manchem Betrachte eine litterarische Kuriosität, da es ein Kind jener interessanten Litteraturepoche, in welche die Gegenströmungen der romanischen und antikisirenden Richtung fielen. Hervorzuheben ist das Verdienst des Uebersetzers, welcher die etwas schwerfälligen Trochäen des Originals in unserer Sprache fließend und geschmackvoll wiederzugeben und für manchen zöpfig-altfränkischen Anachronismus und Schwulst der damaligen Sprache einen klaren, oft graziösen Ausdruck zu substituiren verstand.

W. konst. Vorst.-Ztg., 21. Dec. 1884.

Familientheater, auch akademische Vereine möchten wir ganz besonders auf das kleine antik gefaßte Juwel aufmerksam machen.

Berner Bund, 16. Nov. 1884.

Optimistische Novellen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Zwei Novellen Friedmann's sind ganz frei von wirklichem Leid, ganz in Sonne und Fröhlichkeit getaucht, zwei der schönsten: „Der neue Actäon" und „Der Venus Durchgang". Hier gewinnt denn auch der Humor einen breiten Spielraum, nicht etwa ein gesuchter oder gekünstelter Witz, sondern echter, gesunder, ungezwungener Humor, den wir in der Charakteristik einzelner Personen, Situationen ebenso, wie in der Wahl des Sujets und in dem Bau der ganzen Geschichte spüren ꝛc. Franz Muncker in der Münch. Allg. Ztg., 1885. Nr. 1.

Alles in Allem genommen, zählt Friedmann nach der Veröffentlichung dieses Bandes zu den lesenswerthesten deutschen Novellisten. Pester Lloyd, 6. Nov. 1883.

Neue Lebensmärchen. Band 8 d. Bl. f. Ost und West. Wien, Hugo Engel.

Theils kummervolle, theils ernstere und interessante Probleme behandelnde Novellen, wie „Der Schein trügt", „Der Venus Durchgang", welche wir als die besten des Buches bezeichnen müssen. Neue Freie Presse, Nr. 7287. 11. Dec. 1884.

Das rasch aus dem Leben geschöpfte Sujet findet namentlich in der leicht novellistischen Form bei Friedmann seinen besten Ausdruck und gerade diese Sammlung bietet dafür die besten Muster, wie überhaupt Muster des Feuilletons.

Ueber Land und Meer, Nr. 40. 1884.

Seraphina. Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von *** Mit einem Vorwort von Alfred Friedmann. Zweite Auflage. 1886. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

„Seraphina" ist der Titel einer soeben im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden erschienenen Sammlung von Gedichten, welche sich vielfach durch ihre Formvollendung und durch die Pflege des Aesthetisch-Schönen und Ethisch-Gehaltvollen gegenüber ähnlichen Erzeugnissen vortheilhaft auszeichnen. Die dichterischen Erzeugnisse sind das Vermächtniß eines Dahingeschiedenen, eine von einer talentvollen Kraft in lyrische Form gekleidete Erzählung, mit deren Veröffentlichung sich der Herausgeber Alfred Friedmann unstreitig ein besonderes Verdienst erworben. Frankfurter Journal, 1885. Nr. 711.